

Die Autorin

Tabitha King wurde 1949 in Old Town (Maine) geboren. Schon auf dem College fing sie an Kurzgeschichten und Gedichte zu verfassen. In ihrem letzten Collegejahr 1969 lernte sie auf einem Picknick Stephen King kennen. Am 24. Dezember 1970 gaben die beiden dann ihre Hochzeit bekannt. Im gleichen Jahr ist Tabitha mit der Uni fertig und ein freudiges Ereignis steht ins Haus: Töchterchen Naomi Rachel wird geboren. Am 3. Juni 1972 steht wieder ein freudiges Ereignis ins Haus Joseph Hillstrom King wird geboren. 1977 wurde Tabithas drittes Kind Owen Phillip geboren. Danach gehen die Kings für drei Monate nach England.

1981 erscheint endlich Tabitha Kings erstes Buch, es trägt den Titel Small World. Aufgrund einer großen Spende für den Anbau eines neuen Flügels in der Bibliothek in Old Town, Tabitha Kings Heimatstadt wird der Flügel ›*Tabitha-Spruce-King-Flügel*‹ genannt. Ihr zweites Buch Caretakers erscheint 1983. Dann folgen 1985 The Trap und 1988 Pearl. Ihr fünftes Buch One on one erscheint 1993. Dann schreibt Tabitha 1995 The Book of Reuben und 1997 Survivor.

Klappentext

›*Die Entscheidung*‹ ist die Geschichte einer verhängnisvollen erotischen Doppelbeziehung. Pearl ist immer noch eine reizvolle, attraktive Frau, als sie in ihre kleine Heimatstadt in Maine zurückkehrt. Doch schon bald steht sie im Mittelpunkt leidenschaftlicher Gefühlsstürme. Die lebenslustige, junge Frau liebt zwei Männer gleichzeitig, ohne daß diese voneinander wissen. Pearl muß sich entscheiden, wenn sie die Katastrophe noch aufhalten will...

Dieses eBook ist nicht zum Verkauf bestimmt.



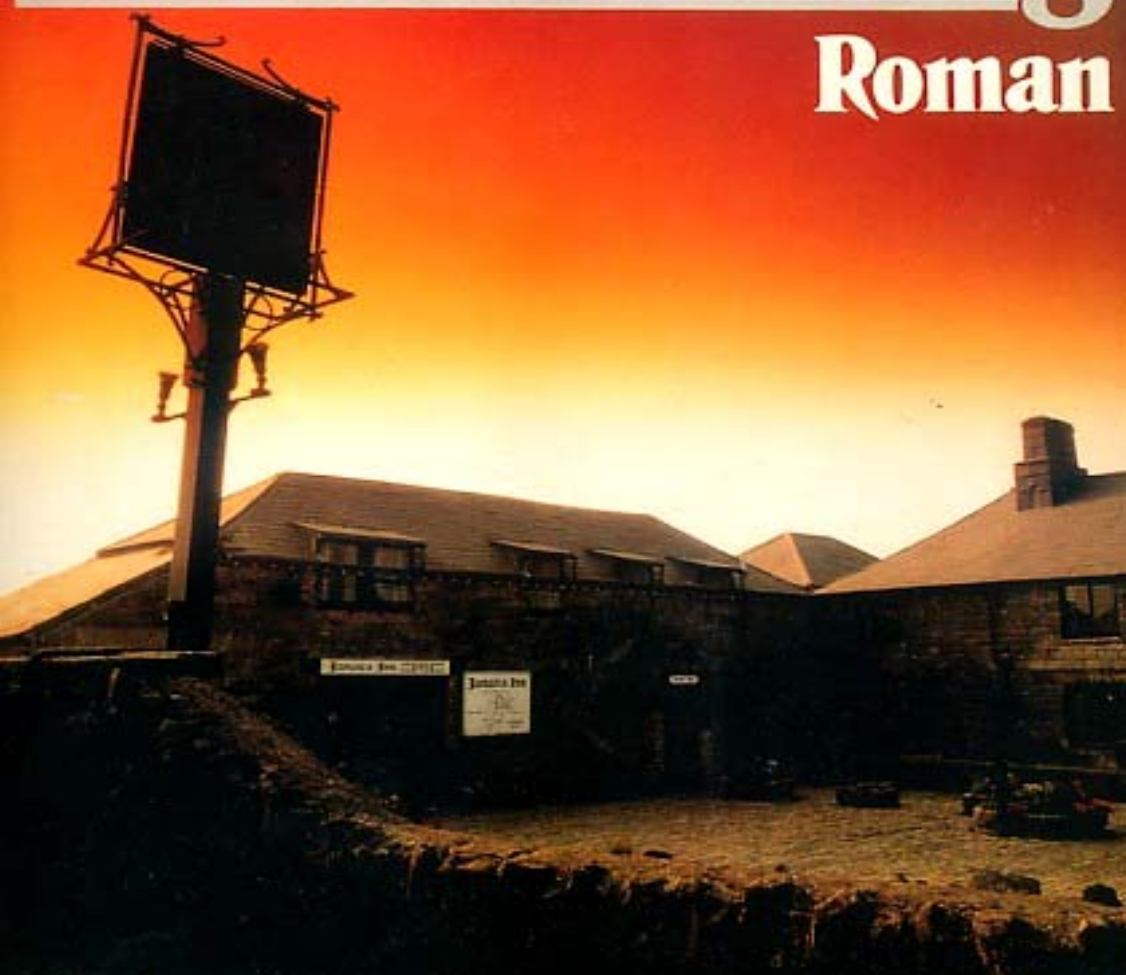
HEYNE
BÜCHER

Tabitha King

Die

Entscheidung

Roman



TABITHA KING

DIE ENTSCHEIDUNG

Roman
Deutsche Erstausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/7773

Titel der amerikanischen Originalausgabe
PEARL Deutsche Übersetzung von Walter Ahlers
3. Auflage

Copyright © 1988 by Tabitha King
Published by arrangement with NAL PENGUIN INC. New York
Printed in Germany 1990

Copyright © der deutschen Übersetzung 1989
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagfoto: Bildagentur Mauritius/Noble, Mittenwald
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Eisnerdruck, Berlin
ISBN 3-453-02.909-7

*Für meine Kinder,
die besten Menschen,
die ich kenne.*

Den folgenden Personen schulde ich Dank:

Marcella Sorg, einer forensischen Anthropologin, die mich mit wichtigen Informationen versorgte und mir ein paar äußerst nützliche Einblicke in ihre wissenschaftliche Diasammlung gewährte, meinen Schwestern Margret Spruce-Morehouse und Stephanie Spruce-Leonard, den ersten Leserinnen des Buches, meiner Schwester Marcella Spruce, die mich mit Musik unterstützte, Stephen, der mir mit verlegerischem Rat zur Seite stand. Für alle groben Schnitzer trage ich selbst die Verantwortung.

Da war ein Körper, von dem ein Zauber ausging...
Theodore Roethke

ERSTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Wenn man die anderen Wege kennenlernen will, die nach Nodd's Ridge hineinführen, die Nebenstraßen, dann muß man hier ein ganzes Leben verbracht haben. Da sie nicht von hier war, kam Pearl Dickenson über die Route 5. Das erste, was sie sah, war das Panorama, für das die vor ihr liegende Bergkette berühmt ist. Man wird von dem Anblick des sich himmelwärts den White Mountains entgegen aufschichtenden Berglandes überrascht wie von einer plötzlichen Offenbarung. Auf einmal öffnen sich die Wälder um die Häuser des Ortes herum, die voneinander entfernt stehen, jedes einzelne in dieser Gemeinschaft mit einer Aura der Privatheit versehen, lehnen sie mit ihren Rückseiten gegen die uralten, prächtigen Hügel. Der See ist ein saphirfarbener Fleck in der Mitte der Szenerie, eine blaue Träne, eingebettet zwischen den massiven Felsmassen und das grüne Hallelujah der Wälder.

Pearl vergaß völlig, daß sie aus einem bestimmten Grund an diesen Ort gekommen war. Sie bog auf den kleinen Aussichtsplatz und staunte genauso wie die Tausende von x-beliebigen Durchreisenden auch.

»Jesus, Maria und Joseph«, sagte sie laut vor sich hin, »ich glaube ich bin gestorben und in den Himmel gekommen.«

Eine gewaltige, herrliche Energie breitete sich in ihr aus. Sie riß die Tür ihrer alten Dodge-Limousine auf und sprang aus dem Wagen. Die sechzig Meilen von Portland bis hierher hatten ihre Glieder doch ein wenig steif werden lassen. Sie legte die Hände in die Hüften, bog das Becken durch, streckte sich behaglich und füllte ihre Lungen mit der frischen, beißenden Luft dieses nördlichen Maitages. Ganz plötzlich fühlte sie sich, als sei sie eben gerade aus einem langen Schlaf erwacht. Ein unerklärliches Gefühl. Eigentlich sollte sie sich doch viel älter fühlen.

Ein bejahrter Jeep, dessen abblätternde Farbe in Verbindung mit sehr viel Rost fast so etwas wie einen Tarnüberzug darstellte, holperte ziemlich arthritisch aus der Gegenrichtung auf die kleine Park-

bucht. Es sah fast so aus, als hätte das Auto den Weg von ganz alleine finden müssen, denn der ältliche Kerl hinter dem Steuer schien sich weder für das Lenken noch für sonst etwas besonders verantwortlich zu fühlen.

Mit einem knatternden Feuerstoß aus dem Auspuff kam das Gefährt zum Stehen. Der alte Mann winkte zu Pearl herüber und schenkte ihr ein breites Grinsen, wobei er ihr mehr Einblick in die Überreste seines Gebisses gewährte, als ihr lieb gewesen wäre. Sie winkte zurück. Er kletterte aus dem Wagen und kam auf sie zu, wobei er immer noch die ganze Pracht seines Gaumens und der verbliebenen Beißerchen entblöbte.

Einen schmierigen, verbeulten Filzhut umklammernd kam er zu ihr heraufgeschnauft wie eine alte Lokomotive; mit sich brachte er eine Wolke Altmännergeruch, eine pikante Duftmischung aus Bohnenfurz, Zigarrenrauch, Hundearoma und lange getragener Unterhose.

»Willkommen in Nodd's Ridge«, sagte er und breitete beide Arme aus, als wolle er die Stadt umfassen, um sie ihr zu Füßen zu legen.

Sie lachte.

Irgend etwas schien sich in dem alten Mann zu rühren, eine fast schon vergessene Quelle der Erregung. Ein glucksendes Lachen, das trotz aller Bemühungen nicht so recht in Gang kommen wollte, antwortete ihr.

Sie vergrub die Hände tief in den Taschen ihres Jacketts und wies mit dem Kopf in Richtung der Berge.

»Gott muß einen guten Tag gehabt haben, als Sie das da schuf.«

»Kann man wohl sagen, Ma'am«, stimmte er zu. Daß sie Gott mit einem weiblichen Pronomen bedacht hatte, schien ihn nicht im Geringsten zu stören.

»Wollen Sie nicht einen Schnappschuß machen?«

Sie zögerte, sah noch einmal auf das Panorama hinüber.

»Die meisten Leute machen Schnappschüsse«, erklärte der alte Mann.

»Wundert mich nicht«, antwortete sie. »Wenn ich eine einigermaßen passable Fotografin wäre, könnte ich schon in Versuchung kommen. Aber ich bin nicht wegen der Aussicht hierhergekommen.«

Die buschigen Augenbrauen des Alten schnellten in die Höhe. Seine Zungenspitze erschien, um einen Mundwinkel zu befeuchten. »Sie sind doch nicht...? Sind Sie...?«

»Ich bin. Ich bin die Frau, die Sie hier treffen wollten. Mein Name ist Pearl Dickenson.« Sie streckte ihm die linke Hand entgegen.

»Sie müssen Mr. McKenzie sein, der Hausbesorger. Ich freue mich, Sie zu sehen.«

Der alte Mann nahm ihre Hand, sein Gesicht knirschte förmlich vor geistiger Anstrengung.

»Ganz meinerseits«, brachte er schließlich hervor. Das zahnluckige Grinsen ergriff gleich wieder Besitz von seinem Gesicht, wie eine ausgefranste Flagge, die vom Wind gebläht wird.

»Und ich habe gedacht«, sagte er mit demselben, knirschenden Lachen wie vorher, »ich habe gedacht, Sie wollten hier umdreh'n.«

»Umdrehen?«

»Verfahren. Auf der Suche nach Camp Keywadin womöglich. Dem Musiklager für Kinderchen, die so 'ne Art musikalische Wundertierchen verhätschelt werden.«

Sie nickte. »Nun, ich habe mich nicht verfahren. Ich bin genau da, wo ich hinwollte.«

Der alte Mann wedelte mit seinem Schlapphut in Richtung des Bergpanoramas. »Genug gesehen?«

»Nein«, antwortete Pearl. »Seit wann leben Sie hier?«

Er brachte noch mehr Zahnfleisch zum Vorschein. »Seit meiner Geburt.«

»Und? Schon genug gesehen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dachte ich mir«, sagte sie. »Gut, ich kann nicht den Rest meines Lebens hier stehenbleiben und wie Lots Weib in die Berge glotzen. Gehen wir. Schauen wir uns das Haus an.«

Vergnügt zeigte der alte Mann über Route 5 hinweg auf einen sanft ansteigenden Hügel, der mit Wiesen und Wäldern bedeckt war. Ganz oben, teilweise verdeckt von ein paar alten Ulmen und Ahornbäumen, die in frischem Grün standen, sah man ein weißes Farmhaus mit einer großen, schmucken Veranda. Etwa tausend Fuß nördlich des Aussichtsplatzes führte eine Dorfstraße von der Route 5 auf den Hügel hinauf. In der anderen Richtung markierte eine parallele Reihe altersschwacher Ulmen, der die Lücken eher zur Zierde gereichten als die noch stehenden Bäume, die Grenze zu einem Friedhof, der mit einem Steinwall eingefasst war.

Pearl starrte zu dem Haus hinauf.

»Ich dachte, es läge am Ende eines schlammigen Pfades irgendwo mitten im Wald.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

»Nee. Fast an der Hauptstraße. Kurzer Weg zum Laden und zum Postamt. Sie und die Toten auf dem Friedhof haben den schönsten Ausblick der ganzen Stadt.«

»Liegt Onkel Joe auch da oben?« fragte sie mit einer Kopfbewegung in Richtung des Friedhofs.

»Sehen Sie den großen Rosenbusch ganz da oben, den mit den weißen Rosen?«

»Ayuh«, probierte sie einmal. Ihm schien es nicht aufgefallen zu sein, also mußte sie es wohl richtig ausgesprochen haben.

»Genau da liegt Joe. Er hat den Busch eigenhändig gesetzt. Für seine Mutter. Josie ist an einer Grippe gestorben. Neunzehn-neunzehn. Reuben Styles hatte so seine Mühe, den alten Joe dort unterzubringen. Wegen der verdammten Wurzeln. Entschuldigen 'se Miß. Dem Busch hat's nichts gemacht, der reicht inzwischen halb bis China. Und Joe mußte auch nicht weit umziehen. Wahrscheinlich liegt er da ganz gemütlich.«

»Nah genug, um ein Auge auf das Haus zu haben«, sagte sie.

Der alte Mann nickte und fixierte sie mit einem durchtriebenen Blick.

»Hmm, nur damit ich das alles voreinander kriege: Sie sind die Enkelin von Joes Schwester Gussie, also sind Sie Joes Großnichte.«

»So ist es. Ich bin Onkel Joe niemals begegnet.«

»Nein«, nickte der alte Mann. »Das glaube ich Ihnen gerne.« Und damit zog er seinen Hut entschlossen über den sommersprossigen Schädel.



Was immer auch einem Beobachter signalisieren mag, daß ein Haus leerstehend ist, bei diesem bemerkte man es schon aus der Entfernung wie eine Flagge auf dem Dach. Wenn man dann im Garten stand, kam es einen vor wie ein stiller Alarm, wie eine kaum wahrnehmbare Tiefe des Schweigens, die das Haus für unbewohnt erklärte. Jemand hatte das Gras gemäht und mit viel Mühe die Blumenbeete in Ordnung gehalten. Wie von den kräftigen Wachskreiden eines

Fünfjährigen gemalt, übersäten die Kelche früher Tulpen das makellose Weiß der Steinplatten mit bunten Flecken. Osterglocken und Narzissen gaben ein cremiges Weiß und Dottergelb dazu.

Walter McKenzie schnaufte die Hintertreppe hoch. Er brachte ein riesiges, klimperndes Schlüsselbund zum Vorschein, an dem mehrere, kleine Schlüsselringe befestigt waren. Seine dicken Finger fummelten an den Ringen herum, als gelte es, einen widerspenstigen Knoten in einem Schnürband zu lösen. Schließlich gaben sie nach, und er konnte ein Schlüsselbund aus ihnen lösen. Seine Handknöchel glänzten, die Haut war wächsern, mit einem zarten, irisblauen Unterton.

Begleitet von einem merkwürdigen Gefühl im Bauch wurde Pearl an die bleichen Hände ihrer Großmutter erinnert, wie sie auf der kleinen, bewegungslosen, mit ebenholzschwarzem Krepppapier bedeckten Wölbung ihres Bauchs die grünen Glasperlen des Rosenkranzes umklammert hielten, nachdem man sie auf einem Teppich von seidenen Rosenblättern zur letzten Ruhe gebettet hatte.

Während er weiter ungeschickt herumfummelte, um den richtigen Schlüssel auszusortieren, sagte McKenzie: »Seitdem ich hier das letztemal Mäusefallen aufgestellt habe, bin ich nicht mehr im Haus gewesen. Ich vergesse jedesmal nachzusehen, ob tote Mäuse drinstecken. Hoffentlich stinkt es nicht zu sehr im Haus. Wenn welche in den Fallen stecken, nehme ich sie heute noch raus.« Er hielt bei seiner Stocherei im Schlüsselloch inne, um in Richtung dessen zu deuten, was man wohl als Vorgarten angelegt hatte, was einer großen Wiese allerdings wesentlich näherkam. »Natürlich habe ich regelmäßig gemäht. Sonst hätten Sie sich gleich an die erste Heuernte machen dürfen.«

»Ich danke Ihnen für die Mühe.« Sie fühlte in der Tasche nach ihrem Taschentuch, um etwas zur Hand zu haben, womit sie gegebenenfalls den Gestank eines bereits länger zurückliegenden Mäusemassakers ersticken konnte.

Endlich hatte er die Tür offen, und sie betraten eine Art T-förmigen Schuppen. Es roch nach Baumrinde und Sägemehl, darunter hatte sich ein schwacher Duft nach einer Katzenkiste gemischt. In jede Richtung führte eine Tür. Der alte Mann wählte die Tür auf der linken Seite, die auch wieder aufgeschlossen werden mußte. Noch ein kurzes Herumnesteln, und sie standen in der Küche.

Hier roch es vor allem nach von der Sonne aufgeheiztem Staub.

Für sein Alter war der Raum unter der unvermeidlichen Staubschicht einigermaßen sauber und gut erhalten. Von hier aus führte eine enge Hintertreppe in den ersten Stock, die jedem, der größer als ein Meter und sechzig war, nur mehr spärlichen Raum für den Kopf ließ.

Seinen Filzhut wie ein Taschentuch zwischen den Fingern windend, starrte der alte Mann auf den Holztisch. »An dem Tisch habe ich mit Joe so manches Schwätzchen gehalten.« Mit einem tiefen Seufzer warf er den Mantel der Erinnerung von sich ab und wandte sich dem zu, was im Moment zu tun war. »Wollen Sie sich selber hier umsehen, oder soll ich Ihnen das Haus zeigen?«

Unter seinen pfeifenden Atem hatte sich ein Seufzen der Besorgnis gemengt. Sie fragte sich, ob er sich in ihrer Gegenwart unwohl fühle oder ob nur die Geister der Vergangenheit ihn ein wenig verstört hätten.

Der alte Hausbesorger kehrte zurück zu seinen Erinnerungen. »Joe hat seine persönlichen Angelegenheiten immer für sich behalten.«

»Hat er nie von mir gesprochen?«

»Nein.« Er schob ihr den kleinen Schlüsselring zu.

Erstaunt über die große Anzahl der Schlüssel, hielt sie den Bund in beiden Händen.

»Ich nehme an, Onkel Joe hat überhaupt niemandem vertraut«, sagte sie mit einem Blick auf das Schlüsselbund.

»Joe war schrecklich vorsichtig. Die Schlüssel sind alle beschriftet. Joe hätte nie einen Schlüssel zurückgelassen, von dem man nicht weiß, was man damit aufschließen kann.« Er warf noch einen schnellen Blick durch den Raum. Es lag etwas Abschließendes darin, so, als erwarte er nicht, das alles noch einmal wiederzusehen. Vielleicht gewöhnte man sich in seinem Alter an, alle Dinge auf diese Art zu betrachten. »Wenn Sie was brauchen, meine Nummer hängt gleich neben dem Telefon. Die Leitung von hier ist natürlich abgeklemmt. Sie müssen vom Laden aus anrufen. Alles andere ist in Betrieb. Joe hat das Haus in Ordnung gehalten wie einen Palast.«

»Vielen Dank«, sagte sie.

Er klopfte seinen Hut zu einem Minimum an Form zurecht. »Sie werden keine Probleme haben, den alten Kasten zu verkaufen.«

»Das habe ich nicht vor.«

Die Hand mit dem Schlapphut verharrte auf halbem Weg zum Kopf. »Wie meinen Sie, Miß?«

Pearl Dickensons Lachen erfüllte die Küche. Zuerst hörte sie es so, wie wir alle Geräusche hören, die wir selbst von uns gegeben haben, nämlich durch die Eustachische Röhre oder Ohrtrumpete, aber dann echote es noch einmal aus dem Haus zurück zu ihr wie ein Gruß. »Ich werde hier leben, Mr. McKenzie«, sagte sie, und das war das erste, was Nodd's Ridge darüber erfuhr.

❧ 3 ❧

Er rief ihr aus dem offenen Wagenfenster noch einmal zu, sie solle sich melden, wenn sie etwas brauche, dann fuhr Walter McKenzie davon.

Pearl Dickenson verschränkte die Arme vor der Brust und beobachtete seine Abfahrt, dann schlenderte sie über das Gras an den Blumenbeeten und den reichhaltigen Gemüseparzellen entlang. Der Spargel war eben dabei, den Mulch zu durchbrechen. Das Getöse des Jeeps verebbte langsam hinter ihr. Die Blattschirme der übriggebliebenen Ulmen überlappten einander und bildeten ein kühlendes, lichtdurchlässiges, grünes Dach.

»Gelobt sei Gott für alles Gesprenkelte«, murmelte sie.

Manchmal kündete ein Baumstumpf von der Größe des Fußes eines prähistorischen Mammuts von einem kürzlichen Ableben. Die Ulmen hatten einst fest wie Riesen in der Erde gestanden, genauso wie Moses oder Abraham. Pearl fügte dieser geistlichen Reminiszenz noch den Namen Sarah hinzu, die ihrer Meinung nach von den Erzählern der biblischen Geschichte auf ziemlich unhöfliche Weise vernachlässigt wurde. Es gab keinen Baum, der in Höhe und Form perfekter proportioniert war als der *Ulmus americanus*. Die gegenwärtige Generation erlebte gerade ihre letzten Tage. Überall mußten riesige, alte Bäume gefällt werden, weil sie von der Holländischen Ulmenseuche befallen waren. Pearls Hoffnung klammerte sich an die Ergebnisse jüngster Forschungen, nach denen es bald möglich wäre, unbefallene Bäume zu immunisieren, aber für diese hier gab es keine Rettung mehr. Ihre Arterien waren bereits von dem wuchernden Pilz verstopft. Sie fragte sich, wer diese Bäume wohl gepflanzt haben mochte. Sie hatten sich ganz sicher nicht von selbst in dieser Parade-

linie aufgestellt. Ihr gefiel der Gedanke, es könnte jemand vom Nevvers Clan gewesen sein. Vielleicht war es Joes Urgroßvater gewesen, der die Löcher in die dünne Erde dieses nördlichen Berglandes gegraben und die jungen Bäumchen hineingepflanzt hatte. Wenn sie einen Apfelbaum pflanzen würde, dann könnte sie selbst sich noch an dessen Früchten erfreuen, eine Ulme jedoch, das wäre ein Geschenk an Enkel und Urenkel, die sie selbst wahrscheinlich gar nicht mehr kennenlernen würde. Wenn diese Ulmen sie mit jenen Baumpflanzern verbanden, die sie nur noch als ernste, uralte Gesichter auf vergilbten Sepiafotos oder als Namen in der Bibel ihrer Großmutter kennengelernt hatte, dann bedeutete das Dahinsterben der Bäume nichts anderes als eine Abtrennung der Verbindung zu zukünftigen Generationen. Ob die alten Knochen unter der Erde dieses Friedhofs wohl das ungehinderte Durchdringen des Sonnenscheins spürten? Ob die sich lockernde Umarmung der verfaulenden Baumwurzeln ihnen wohl sagte, daß eine alte Ordnung dahinging, vielleicht für immer, und daß Gott gerade dabei war, sich eine neue auszudenken?

Die Steinmauer um den Friedhof war niedrig genug, um sie ohne Schwierigkeiten überklettern zu können. Als sie auf den wilden Rosenbusch zuing, erkannte sie, daß es diesen Friedhof schon seit sehr langer Zeit geben mußte, denn viele der Grabsteine waren aus Schiefer.

Der wilde Rosenbusch hatte den ganzen Platz erobert. So früh im Jahr waren die Knospen noch nicht mehr als kleine Punkte zwischen den winzigen, neugeborenen Blättchen, aber die Dornen waren dafür lang und spitz. Der knorrige Stamm und die Äste erinnerten sie eher an Stein als an Holz. Was kümmerten da noch die Wurzeln der todgeweihten Ulmen, der Zugriff dieses Rosenbuschs auf die Knochen, die unter ihm begraben lagen, mußte fest und endgültig sein. Vielleicht kitzelte er den guten Onkel Joe jeden Morgen zur Begrüßung. Ihren seligen Onkel Joe.

Gussie war im vergangenen Winter gestorben. Pearl hatte die sterblichen Überreste ihrer Großmutter nach Greenspark überführen lassen, wo sie auf den Frühling warten sollten. Als sie heute, etwas früher am Tag, durch Greenspark gekommen war, hatte sie beim Bestattungsinstitut gehalten, um die letzten Formalitäten für die morgige Beerdigung zu erledigen. Der Bestattungsunternehmer wollte sich um die Einzelheiten kümmern, aber wahrscheinlich würde der

Styles-Bursche, der über Urgroßvater Wills erste, kinderlose Frau sogar beinahe mit ihr verwandt war, auch erscheinen, um mit seiner Hacke das Grab auszuheben. Der Rosenbusch würde dieses Mal nicht in seiner Ruhe gestört werden.

Sie schlenderte von einem Stein zum nächsten, machte sich mit ihren Nachbarn bekannt. Dieser Friedhof beherbergte auch Mitglieder der Familie des Totengräbers: SAMUEL und EDITH STYLES, ihren Daten nach zu urteilen gehörten sie der vorhergehenden Generation an. Ein grober, rosa schimmernder Granitbrocken mit der Aufschrift CHRISTOPHER zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die steinerne Einfassung identifizierte die Christophers genauer: VICTORIA HAYES/MUTTER und THOMAS HAYES/SOHN. Die Lebensdaten auf dem Stein gaben Auskunft darüber, daß der junge Tom nicht einmal alt genug geworden war, um sich seinen ersten Schnurrbart stehenlassen zu können. Da mußte eine Tragödie passiert sein.

❧ 4 ❧

Das Haus wartete noch immer in völliger Stille auf Pearl. Sie schlenderte hindurch, wie sie durch den Friedhof geschlendert war. Im Wohnzimmer mit seinen altmodischen, verblichenen Tapeten erinnerte nichts an seinen Vorbesitzer. Auf dem schlichten Sims über der Kaminöffnung standen Hochzeitsfotos ihrer Urgroßeltern, dem alten Will und Josephine, von Gussie in ihrem Hochzeitskleid, zusammen mit Nathan, ihrem ersten Mann – ein Foto, auf dem der alte Nate wie ein kleiner Junge aussah – und noch eines von Gussie bei der Abschlußfeier der High School. Sie war eine wirkliche Schönheit gewesen, leuchtend und zart wie eine wilde Schwertlilie. Es gab noch ein paar Gruppenfotos der drei Madden-Mädchen und einiger ihrer Enkelkinder. Geburtstagsfotos. Ein Schnappschuß von Gussie und ihrem zweiten Mann, Peter Finley, ein Hochzeitsfoto, mußte irgendwo weit weg von Nodd's Ridge aufgenommen worden sein, an einem Ort, wo es Palmen gab. Alle diese Fotos waren Pearl schon aus dem Album ihrer Großmutter vertraut. Aber es gab weder ein Bild von Onkel Joe noch von einer seiner Ehefrauen. Auch von Pearl stand keines dort. Das überraschte sie nicht weiter. Wahrscheinlich war sie für ihren seligen Onkel nicht viel mehr gewesen als ein Name und ein Geburtsdatum, das ihm nichts bedeutete und das er wahrschein-

lich nicht einmal genau kannte. Aber in der Tatsache, daß hier so viele Mitglieder von Gussies Familie ausgestellt waren und nicht ein einziges seiner eigenen, zeugte von trauriger Einsamkeit. Pearl entdeckte auf dem Bücherregal ein paar Fotoalben und beschloß, sich ihnen später zu widmen, vielleicht am Abend bei einer Tasse Tee. Wie schon in der Küche, waren auch hier die Möbel stabil, gut gearbeitet, hatten als alte, aus solidem Holz hergestellte Stücke wohl auch einen gewissen Wert, aber es war sicher nichts darunter, was einen Anruf bei Sotheby's gerechtfertigt hätte. Ganz offensichtlich waren sie für ihren seligen Onkel nichts als Gebrauchsgegenstände gewesen, die er ordentlich poliert und deren Scharniere, Schubladen und Schlösser er in Ordnung gehalten hatte. Wenig elegantes, nachgedunkeltes Eichenholz dominierte, die Polster waren mit altmodischen, einigermaßen abgenützten Stoffen überzogen. Die Wände waren bemerkenswert kahl, dort hing nur der unvermeidliche Kalender, der seit dem Versterben des Vorbesitzers nicht mehr abgerissen worden war.

Vor dem Wohnzimmer, nach Westen hinaus, gab es eine Sonnenveranda, in der es nach jahrzehntealtem, abgestandenem Zigarrenrauch roch. Eine bequeme Liege stand darin, ein paar nicht besonders hübsche Stühle, ein Schaukelstuhl aus Korbgeflecht und ein Zeitungsständer. Windfenster schützten die drei Außenseiten noch immer gegen den vergangenen Winter. In der anderen Richtung, hinter dem sanft geschwungenen Geländer der Treppe, gab es ein hübsches Badezimmer – das früher einmal ein kleines Schlafzimmer gewesen sein mochte – mit einer Dusche und einem Handlauf für Rollstuhlfahrer.

Pearl blieb vor der Treppe stehen, legte eine Hand auf die glatte, beinahe seidige Oberfläche der Geländersäule und lauschte in die Stille des oberen Stockwerks. »Ist jemand zu Hause?« rief sie leise hinauf.

Ein tiefes Schweigen war die Antwort.

»Nur ich. Ich bin zu Hause.« Sie lachte, und von irgendwo weit her kam ihr Lachen zurück.

Walter McKenzie fuhr bei den Texaco-Zapfsäulen vor. Die Türen der Garage standen offen und gaben den Blick frei auf die Schmiergrube, wo Reuben Styles jüngerer Sohn Sam gerade damit beschäftigt war, bei dem neuesten Modell eines Chevette das Öl zu wechseln.

Sein Vater kam aus dem Dunkel des Verkaufsraums, sich die Hände an einem alten Lumpen abwischend.

Walters Gesicht war rot vor Aufregung, und er besprühte den Automechaniker mit Speichel, während er redete. »Reuben, ich komme gerade von Joe Nevers Großnichte, weißt du, die seinen ganzen Besitz geerbt hat, und ich sage dir, das wirst du in Millionen Jahren nicht raten...« Der alte Hausbesorger kicherte und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel.

Reuben lächelte. »Volltanken, Walter?«

Es lag eine Traurigkeit über dem Automechaniker, die Walter beunruhigte. Der alte Mann verlor etwas den Faden. »Was? Ja, sicher.«

Reuben bemerkte, daß er den Gedankenfluß des Alten unterbrochen hatte. Walter hatte sichtlich Mühe, den Faden wiederzufinden. Reuben ließ ihm Zeit, indem er die Tülle einführte und auf automatisches Abschalten einstellte. Er war nicht im Geringsten neugierig auf das, was Walter über Joe Nevers Großnichte rausgefunden hatte, abgesehen davon bezweifelte er, daß der Alte überhaupt etwas rausgefunden hatte. Es war kaum vorstellbar, daß die Großenkelin der lebhaften alten Dame, die in seiner Jugend Leiterin der Stadtbibliothek gewesen war, irgendein schrecklich exotisches Geheimnis bergen sollte. Wahrscheinlich machte der alte Mann viel Wind um nichts.

Walters Gesicht hellte sich auf, als ihm seine heiße Neuigkeit wieder eingefallen war. »Reuben, sie ist eine Negerin.«

Es war warm. Die Luft war etwas schwer und roch nach blühenden Apfelbäumen. Reuben hatte die Worte wie von Ferne gehört. »Was sagst du?«

»Wirklich wahr«, beteuerte Walter. »So schwarz wie der alte Harry.«

Reuben sah dem alten Mann direkt ins Gesicht. Walter durchlief ein leichter Schauer, er wrang seinen Filzhut zwischen beiden Händen. Der Automechaniker war überzeugt davon, daß Walter sich

geirrt haben mußte. Sie waren hier an einem abgeschiedenen Ort mit einem rauen Klima. Die hier vertretenen ethnischen Gruppen stammten vorwiegend aus dem nördlichen Europa. Viele Menschen aus Walters Generation waren ihr langes Leben lang kaum mehr als ein, zwei Individuen begegnet, die dunkler als ein Indianer ausgesehen hatten. Klar, der Alte hatte im Fernsehen genug Neger gesehen, um Weiß von Schwarz unterscheiden zu können. Die Frau hatte sicher eine tiefbraune Haut, wie eine von den Leuten aus Massachusetts, die den ganzen Tag in der Sonne lagen und viel mit dem Segelboot unterwegs waren. Walter hatte die Dinge nie so genau genommen, und in letzter Zeit war er des öfteren etwas durcheinander gewesen.

Walter schienen inzwischen selbst Zweifel gekommen zu sein. »Natürlich, sie ist nicht pechschwarz. Heller als das. Braun. Helle Augen hat sie auch.« Er schien sich die Fremde beim Reden vorzustellen. Plötzlich sagte er mit Bestimmtheit: »Ayuh. Gussies Augen. Vielleicht eine etwas andere Farbe. So ein seltsames Haselnußbraun. Du weißt doch, wie schwierig das mit dem Nußbraun ist.«

Reuben nickte.

»Ja, aber Gussie hatte blaue Augen. Nur in dem linken, da hatte sie einen braunen Fleck, wie eine Trübung.«

Reuben erinnerte sich noch genau daran, wie er sie das letzte Mal gesehen hatte. Ja. Blaue Augen, und dieser kleine Fleck im linken Auge. Genauso wie bei dem kleinen Christopher-Mädchen, dessen Ermordung auf dem See er vor Jahren mitangesehen hatte. Vor seinem geistigen Auge sah er das Kanu, das um die Ecke der Bucht gerudert wurde, die Mutter, das Mädchen. Der Junge saß auch mit drin. Er konnte ihn immer noch hören, den Schuß, der aus dem Wald gekommen war. Die Kugel hatte sie getroffen und ihren kleinen Körper in den See geworfen. Man hatte die Leiche niemals gefunden. Merkwürdig, wie oft er sich an das Mädchen erinnerte, wie oft er gedacht hatte, in dem Jahr wäre India dreizehn geworden, dann siebzehn, dann zwanzig. Seit 1966 hatte er keinen Fisch mehr gegessen, der aus diesem See stammte.

»Sie muß Gussies Enkeltochter sein«, vermutete er. »Ich habe jedenfalls nichts davon gehört, daß eines von Gussies Mädchen einen Schwarzen geheiratet hätte. Wahrscheinlich ist sie nur dunkel. Es gibt Leute, die dunkel sind und trotzdem keine Neger.«

Walter wurde es heiß unter dem Hemdkragen. »Hör auf, Reuben. Ich bin doch kein Idiot. Ich habe die *Cosby Show* im Fernsehen gesehen. Ich erkenne einen Neger, wenn ich einen sehe.«

»Alles ist möglich. Aber man hätte doch was gehört. Meinst du nicht?«

Walter nickte.

Der automatische Verschluß der Pumpe schnappte zu. Reuben füllte noch einen Schuß Benzin nach, dann schüttelte er die Tülle vorsichtig ab. »Vielleicht ist sie adoptiert worden.«

Walters Gesicht hellte sich auf. »So wird es sein.«

Reuben lächelte. Ihm war es egal, ob die Frau nun eine Schwarze oder gar ein Marsmensch war. Hauptsache, der alte Mann steigerte sich nicht noch in eine Herzattacke hinein.

Walter kam mit dem Gesicht nahe heran. »Da ist noch was. Weißt du, was sie gesagt hat? Sie will hierbleiben. Sie will hier leben.«

Reuben sah auf. Jetzt war er doch überrascht.

Walter grunzte zufrieden, dann warf er einen schnellen Blick hinüber zu der offenen Werkstatt, wo Sams Basketballschuhe auf seinen Standort unter dem Chevette hinwiesen.

Ein Werkzeug fiel scheppernd auf den Betonfußboden. »Scheiße!« sagte Sam laut und deutlich, um dann gleich hinzuzufügen: »Entschuldige bitte, Dad.«

Walter nahm sein Portemonnaie heraus und zählte Reuben das Geld in die Hand, das er ihm für den Treibstoff schuldig war. »Sieben, acht, und fünfzig Cents.«

»Danke.«

Der alte Mann kletterte in die Kabine seines Wagens. »Ich sage dir noch was, Reuben.«

Reuben hörte aufmerksam hin, während er den Lumpen vom Rand der Abfalltonne nahm, wo er ihn deponiert hatte.

»Oh, lä, lä, sage ich nur. Oh, lä, lä.«

Reuben lachte, und das hörte sich gar nicht mehr traurig an.

Walter McKenzie startete den Jeep und holperte davon, immer noch grinsend und oh, lä, lä vor sich hinmurmelnd.

Während Reuben das Geld in der Kasse verstaute dachte auch er: Oh, lä, lä. Oh, lä, lä. Er mußte wieder lachen.

ZWEITES KAPITEL

❧ 1 ❧

Die Kälte weckte Pearl auf. Dunstschwaden hingen unter dem Schiebefenster, dessen unteren Teil sie mit Gewalt hochgeschoben hatte, um frische Luft hereinzulassen. Frische Luft bekam sie nun tatsächlich, hundertprozentig, auf direktem Wege, ein Rendezvous mit sibirischer Luft. Zitternd rollte sie sich tiefer in ihren Schlafsack. Für einen kurzen Augenblick wurde es fast behaglich, aber die feuchte Kälte war in den Schlaf eingebrochen, die verworrenen Träume des frühen Morgens verblaßten beim Erwachen. Heroisch rollte Pearl sich aus dem Schlafsack heraus.

Die klare Sicht war offenbar stiftend gegangen, beim Blick aus dem Fenster bot sich dem Auge nichts als trüber Dunst. Sie fragte sich, ob sie vielleicht einen Fehler gemacht hatte, aber sie entschied sogleich, daß es nur ein schlechter Tag sein müsse. Aber wenn nun diese Art Wetter zu Nodd's Ridge gehörte? Dann würde es für sie problematisch werden.

Angetan mit Sweatshirt über T-Shirt und Jeans ging sie hinunter in die Küche. Bei dieser Kälte schien ihr der Wert des alten Herdes gleich viel größer, aber sie hatte Angst ihn anzuzünden. Wer weiß, was sich darin alles ein Nest gebaut haben mochte? Mäuse, Vögel. Immerhin war sie hier auf dem Land. Der Elektroherd reichte für die Herstellung eines herzhaften Frühstücks vollkommen aus. Das Essen wärmte sie auf, und die innere Wärme hob ihre Moral. Jetzt war wieder alles möglich.

Draußen wurde der Nebel etwas dünner, aber die Wolken hingen sehr niedrig, und es nieselte. Was für ein schöner Tag für Gussies Heimkehr. Pearl hatte noch sehr viel zu tun. Sie drehte ihr Radio an und suchte sich einen Sender mit Musik. Aus den dichten Nestern von Zeitungspapier in Pappkartons schälte sie das Silber und das Porzellan ihrer Großmutter heraus. Während sie die Druckerschwärze von den Sachen abwusch, dachte sie daran, wie sie sie eingepackt hatte, und das führte ihre Gedanken noch weiter zurück in die Zeit, als sie noch mit ihrer Mutter zusammen den Frühjahrsputz gemacht

hatte. Sie stellte die Sachen auf dem Küchenschrank gleich neben der Kaffeemaschine auf, arrangierte die Silberlöffel, die Kuchengabeln und die Servietten aus Leinen. Den Zuckertopf und das Sahnekännchen füllte sie auf, das Kännchen stellte sie anschließend in den Kühlschrank, um die Sahne kühl zu halten. Irgend etwas fehlte.

Sie wühlte ihren Regenmantel und die Überschuhe aus der Reisetasche und trampelte hinaus zur Ecke von Onkel Joes Geräteschuppen, wo sie eine gut gepflegte Gartenschere fand. Regen tröpfelte ihr in den Halsausschnitt, während sie einen Blumenstrauß zusammensuchte. Der grüne Glaskrug aus Onkels Porzellanvitrine gab eine zufriedenstellende Vase für die roten und rot-weißen Tulpen, die großen, weißen Mount-Hood-Narzissen und die kleineren, zarteren Exemplare, die man nach dem Auge der Fasanen benannt hatte.

Das Radio machte sie darauf aufmerksam, daß es bereits neun Uhr war. Ein Blick aus dem Fenster zeigte, daß das Wetter sich während der letzten zehn Minuten nicht verändert hatte. Aber es wurde höchste Zeit, daß *sie* sich veränderte. Putzmunter und frischgewaschen wie ihr Porzellan kam sie unter der Dusche hervor, schlüpfte in ihr schwarzes Kleid und stieg die Treppe wieder herunter.

Während sie Gussies Perlenkette um den Hals legte, blinzelte sie noch einmal aus dem Küchenfenster. Gerade tauchte ein heller Farbfleck aus dem grauen Einerlei auf, ein gelber Schaufelbagger tuckerte die Hauptstraße in Richtung Friedhof hinauf. Der Mann, der darauf saß, trug einen hellgelben Regenmantel mit schwarzen Borten, eine richtige alte ›*Honigbiene*‹. Der Bagger verschwand auf dem Friedhof, aber ein gelegentliches gelbes Schimmern hinter Lücken im dichten Laub verriet ihr seine Position.

Pearl unterbrach die Zubereitung des Kaffees, schlüpfte wieder in Überschuhe und Regenmantel und ging hinaus in den Nieselregen. Als sie die Friedhofsmauer erreicht hatte, war der Mann schon dabei, die Graberde abzutragen und auf die Seite zu schichten. Sie sah zu, wie der Bagger sich in die feuchte Erde biß, sie durchkaute und dabei Wurzeln und Steine verschluckte. Er war ein wildes Tier, ohne Manieren, lose Steine, Erde und Unkräuter malmte er zu beiden Seiten seiner mechanischen Kiefer wieder heraus, aber das Loch, das er grub, war erstaunlich sauber. Der Mann verstand es, geschickt mit der riesigen Schaufel umzugehen, und war bald fertig mit dem Ausheben des Grabes.

Als er mit dem Bagger dezent in den Hintergrund zurücksetzte, bemerkte er sie und nickte ihr zu. Er sprang von dem abgestellten Gerät, den Südwester in der Hand. Die Art und Weise, wie der Schaufelbagger sich auf seinen Federn aufrichtete, brachte ihr die Größe des Mannes zum Bewußtsein. Der Bagger schien ihr jetzt fast ein bißchen zu klein für ihn zu sein. Eine solche Größe pflegen nur Footballspieler und Erzengel zu erreichen.

Sie stellte sich vor: »Mein Name ist Pearl Dickenson.«

»Reuben Styles.«

Er sah aus wie Anfang vierzig. Seine schwieligen Hände hatten einen kräftigen Zugriff. Er überragte ihre einsfündsechzig um glatte dreißig Zentimeter und dürfte mindestens fünfzig Pfund schwerer gewesen sein als sie. Das meiste schienen Muskeln zu sein, nur um die Hüften herum war er vielleicht ein bißchen füllig, insgesamt jedoch verfügte er über eine bewundernswerte, grobknockige Figur mit einem breiten Brustkasten. Sein blondes Haar mochte bereits zu silbergrau verblassen, vielleicht lag es aber auch nur an dem finsternen Tag, der die kräftigen Locken so farblos erscheinen ließ und an der Feuchtigkeit, die den silbrigen Schimmer darüber legte. Sein Gesicht hatte einen irischen Zuschnitt, und die heitere Ausgeglichenheit des ehrlichen Mannes lag auf ihm.

»Walter hat gesagt, Sie seien Joes Großnichte.«

Sie nickte.

Er langte unter seinen Regenmantel und brachte eine große Zwiebeluhr an einer kurzen Kette zum Vorschein. In verschnörkelter Schrift standen die Initialen S.M.S. auf ihrem Deckel. »Mr. Muller sprach von elf Uhr.«

»Das ist wahrscheinlich gar nicht so wichtig. Ich glaube kaum, daß bei diesem Wetter viele Trauergäste kommen.«

Reuben schüttelte den Kopf. »Die alten Leutchen hier halten einiges aus. Deshalb sind sie schließlich so alt geworden. Mrs. Maden... Entschuldigen Sie, aber für mich ist sie immer Mrs. Madden geblieben. Mrs. Finley mag zwar die letzten zehn, fünfzehn Jahre woanders gelebt haben, aber deshalb hat man sie hier noch lange nicht vergessen.«

Als wollten sie seine Worte bestätigen, kamen jetzt Autos zum Friedhof hochgefahren. Hinter den hastig arbeitenden Scheibenwischern sahen alte Gesichter hervor. Innerhalb von fünf Minuten hat-

ten sich ein halbes Dutzend Autos auf der abschüssigen Straße einen Parkplatz gesucht, und der Leichenwagen war den Hügel hochgekrochen, an ihnen vorbeigefahren und direkt neben dem Grab stehengeblieben.

Reuben Styles zeigte auf einen kleinen, rundlichen Mann, der aus einem Oldsmobil kletterte. »Das ist Mr. Penny, der Prediger der Unitarier.«

Reuben machte ihm ein Zeichen mit der Hand, und Mr. Penny kam auf sie zugeeilt.

»Miß Dickenson«, stellte Reuben sie vor.

»Mr. Penny.«

Mr. Pennys Augenbrauen hüpfen kurz in die Höhe, aber er hatte sich schnell wieder in der Gewalt.

»Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen«, sagte der Prediger. »Ich habe Ihre Großmutter nur ein paarmal während ihrer Sommeraufenthalte gesehen, aber ich habe sehr viel von ihr gehört.«

Reuben Styles entschuldigte sich, während der Prediger seinem Beileid Ausdruck gab, und ging zu den geparkten Autos hinüber, wo er mit den Insassen eines jeden einzelnen ein paar Worte wechselte.

Mr. Penny war aufgefallen, daß Pearl hinter ihm hergesehen hatte.

»Reuben sagt ihnen nur, sie mögen im Auto sitzenbleiben, bis wir mit der Predigt soweit sind«, erklärte er ihr. »Die alten Leute müssen ja nicht länger als nötig im Regen herumstehen.«

»Das ist sehr aufmerksam.«

Der Prediger nickte. »Ja, er ist ein guter Mann, nach allem, was ich über ihn gehört habe. Aber er gehört nicht zu meiner Herde. Trotzdem, sehr rücksichtsvoll den Alten gegenüber.«

Walter McKenzie erschien in Begleitung eines grauhaarigen Mannes, der einen alten, erbsenfarbenen Marinemantel und einen zerbeulten, fleckigen Hut trug. Der Begleiter des Hausbesorgers war spindeldürr und hohlbrüstig wie eine Mistgabel, aber er trug einen schlaffen, kleinen Bierbauch mit sich herum, der an eine Schlange erinnerte, die einmal im Monat eine Maus verspeist und deren Fortschritte bei der Verdauung man am Schrumpfungsgrad der Wölbung in der Körpermitte ablesen kann. Entweder war er erkältet oder innerlich so bewegt, jedenfalls leerte er den Inhalt seiner Nase laut und naß in ein riesiges, unappetitliches, buntes Taschentuch.

Das Taschentuch bringt wenigstens ein bißchen Farbe in diesen traurigen Tag, dachte Pearl.

Walter tippte mit dem Finger zum Gruße an seinen Hut, aber seinen Freund stellte er Pearl nicht vor. Statt dessen suchte der alte Hausbesorger sich Reuben als Gesprächspartner aus. Seinen Handbewegungen nach zu urteilen unterhielten sie sich über das Ausheben der Grube.

Der andere Alte stand etwas abseits und bedachte das Grab und die Vorbereitungen auf die Veranstaltung mit kritischen Blicken. Dann musterte er Pearl mit seinen hellen, bösen Augen, aus denen Mißbilligung, aber nicht die Spur Überraschung sprach. Wahrscheinlich findet die ganze Welt seine Mißbilligung, dachte Pearl. Er wandte sich ab und zündete sich eine Zigarette an, um sich mit verdrießlicher Miene einem feuchten Rauchvergnügen zu widmen.

Pearl fand einen Moment Zeit, um sich den Grabstein ihres Großvaters Nathan anzusehen. Gussies erster Mann war ihr Großvater. Gleich daneben stand der Namenszug von Onkel Harry. Der Bruder ihrer Mutter war im Koreakrieg gefallen und hatte keine Kinder hinterlassen. Fran, die Schwester ihrer Mutter, hatte einen Diplomaten geheiratet und lebte jetzt im Südwesten. Pearl hatte dort Cousins und Cousinen, aber die Familie hatte sich auseinandergelebt, und es gab wenig Kontakt. Tante Fran war zu Gussies Trauerfeier in Washington gekommen, aber es war ihr wohl doch zuviel erschienen, den ganzen Weg von Taos hier herauf zu machen, um die sterblichen Überreste ihrer Mutter beizusetzen.

Mit geschickten Handgriffen, die Resultat langer Erfahrung waren, hatten der Bestattungsunternehmer und seine Assistenten bald alles bereit, und die Trauergäste versammelten sich um das Grab, an dem der Sarg auf einer Trage stand. Vielleicht weil er Gussie nicht persönlich gekannt hatte, möglicherweise aber auch aus Rücksicht auf das gute Dutzend alter Leutchen, die im Regen stehen mußten, hielt Mr. Penny seine Ansprache knapp und unsentimental. Er entsprach Pearls Bitte und endete mit der Einladung zu einer kleinen Erfrischung in Joe Nevers altem Haus gleich nebenan.

Sie empfing jeden einzelnen an der Tür, stellte sich vor und bedankte sich für das Erscheinen. Als Gegenleistung erhielt sie von jedem Trauergast den Namen, das Beileid, den nassen Mantel, ein eßbares Mitbringsel und den ersten, ganz offen neugierigen Blick auf

ihre Erscheinung. Sie hatte das Gefühl, in ihrem ganzen Leben noch nicht so gründlich begafft worden zu sein. Nach der gründlichen Musterung schienen sie sich jedoch fürs erste zufriedenzugeben. Mehr als eine der alten Frauen machten Bemerkungen über ihre Ähnlichkeit mit Gussie oder gar ihrer Mutter, die doch keine von ihnen mehr gesehen haben konnte, seitdem sie ein Teenager war.

Der Bestattungsunternehmer und der Prediger erschienen nur kurz, um ihrem Mitgefühl Ausdruck zu geben und verließen die Versammlung gemeinsam, wobei sie andere Verpflichtungen vorschützten. Mr. Penny lud Pearl noch ein, am nächsten Tag in seiner Kirche am Gottesdienst teilzunehmen. Pearl dankte ihm, ohne eine Zusage zu machen. Der griesgrämige Mann, der mit Walter McKenzie zusammen erschienen war, kam gar nicht mehr mit ins Haus. Entweder war er nicht besonders gesellig, oder aber er hatte anderes zu tun.

Die alten Leute, die das Haus genauso gut kannten wie sie einander kannten, fühlten sich ohne Umstände zu Hause. Pearl servierte die Mitbringsel zusammen mit Kaffee und Tee. Die acht Frauen und sechs Männer schienen alte Hasen im Geschäft des Kaffeeklatsches zu sein. Sie erzählten ihr, aber auch einander, Geschichten aus Joes und Gussies Leben. Ein Vermögen an alten Erinnerungen wurde vor ihr ausgebreitet, und es wurde auch viel gelacht.

Reuben Styles kam herein und nahm viel Platz in Anspruch. Eine der alten Damen servierte ihm Tee, eine andere ein Stück Gebäck. Er hatte den Mantel ausgezogen, und darunter trug er etwas, das ohne Zweifel sein Beerdigungs- und Hochzeitsanzug war, ein schwarzer Anzug von der Stange, offensichtlich aus einem Laden, der auf Baggerführergrößen spezialisiert sein mußte. Pearl konnte sich nicht vorstellen, daß er jemals seine Kleidung nach dem Konzept ›*Kleider machen Leute*‹ ausgewählt hatte. Immer wieder steckte er einen Finger unter seinen Hemdkragen und zog daran. Zu eng für ihn. Kein Zweifel. Er mußte mindestens Kragenweite 44 haben. Seine Frau war bestimmt keine Schneiderin; der Saum seines rechten Jackenärmels war gerade dabei aufzuplatzen. Er kondolierte ihr mit einem Diener.

»Das ist das fröhlichste Begräbnis, an dem ich jemals teilgenommen habe«, sagte Pearl mit einem leisen Lachen zu ihm.

Reuben unterbrach sein Kauen, obwohl er den Mund noch voll hatte mit Pastetenfüllung. Er wandte den großen Kopf und ließ den standhaften Blick seiner auf einmal sehr blauen Augen auf ihr ruhen. Er schluckte schwer.

»Ich muß unbedingt das Rezept haben«, bemerkte Pearl. »Die Sachen schmecken wunderbar.«

Walter McKenzie nahm sie beim Arm und fragte: »Hat Gussie Ihnen jemals etwas über die Zeit erzählt, als...«

Erleichtert nahm Reuben sich einen gefüllten Keks. Seine Geschmacksnerven erkannten Ruby Parks Gebäck auf der Stelle. Sie machte die besten gefüllten Kekse in der ganzen Stadt. Walter hatte in der Tat übertrieben. Pearl Dickenson war nicht annähernd so schwarz wie der alte Harry. Sicher, ihr Haar war schwarz, es war von jenem Schwarz, auf dem ein bläulicher Schimmer lag, es war dick und glänzend, und sie hatte es am Hinterkopf ganz ordentlich zu einer Art Schnecke geknotet, so, wie Grace Kelly ihr Haar in den Filmen von Alfred Hitchcock zu tragen pflegte. Er konnte sich nicht erinnern, wie man diesen Frisurstil nannte. Vielleicht ›*Französische Schnecke*‹ oder so ähnlich. Wo es den Klemmen an den Seiten ihres Kopfes entkommen war, kräuselte sich ihr Haar. Aber ihre Augen waren hell. Wie Walter gesagt hatte, war die tatsächliche Farbe schwer zu bestimmen, also sprach man, in Ermangelung einer besseren Bezeichnung, von haselnußbraun. Die Nase war ausgesprochen unnegroid, ihre scharfen, beinahe schnabelförmigen Umrisse ließen eher an einen Indianer im Stammbaum denken. Wahrscheinlich war es ein sehr abwechslungsreicher Stammbaum. Ihre Lippen waren voll und sinnlich, das war nicht zu leugnen, aber solche Lippen fand man schließlich nicht nur bei Schwarzen. Er hatte einmal in einer Illustrierten ein Bild von einer Ballerina gesehen, die war so weiß gewesen, wie ein Engel am Weihnachtsbaum, aber sie hatte ähnliche Lippen gehabt wie Gussies geheimnisvolle Enkeltochter. Was auch immer Pearl Dickenson sein mochte, sie war jedenfalls keine Weiße in dem Sinne, wie Reuben Styles das Wort verstand. Eines von Gussies Kindern hatte ohne Zweifel etwas mit jemandem von einem dunkelhäutigeren Volksstamm zu tun gehabt.

Gerade lachte sie wieder über eine von Walters witzigen Bemerkungen, und das Lachen ging ihm durch und durch. Wenn er ein Mann gewesen wäre, der an derartige Dinge glaubt, dann hätte er Angst haben müssen, daß sie ihn verhexen würde. Er rückte seinen Stuhl zurecht, um ihre Augen besser sehen zu können. Der Fleck im linken Auge war deutlich zu sehen, ein dunkler Klecks in einer Iris, die an diesem regenverhangenen Tag beinahe grau aussah. Er wurde, wie seinerzeit immer dann, wenn er Gussie angeschaut hatte, an die Bibelstelle erinnert, in der wir aufgefordert werden, zuerst den Balken im eigenen Auge zu entfernen, bevor wir über den Splitter im Auge des Nächsten herzögen.

Es fiel ihm nicht schwer zu verstehen, warum sie nach Nodd's Ridge gekommen war, um hier zu leben. Er konnte nicht verstehen, warum nicht die ganze Welt in Nodd's Ridge leben wollte, obwohl er natürlich froh war, daß sie es nicht tat. Er fragte sich allerdings, was Pearl hier anfangen wollte.

Sie kam zu ihm herüber, um ihm noch etwas Tee anzubieten.

»Da fällt mir ein«, sagte er zu ihr, »daß ich Joes kleinen Laster und seinen Kombi noch auf Böcken stehen habe. Wenn Sie wollen, bringe ich die Fahrzeuge nachher rüber.«

»Okay. Wie laufen sie?«

»Der Eagle ist fast neu. Der Ford Kombi hat schon sechzigtausend drauf, aber er ist gut gepflegt. Wenn Sie einen oder beide verkaufen wollen, ich könnte Ihnen Kunden vermitteln. An den Eagle kann man einen Pflug montieren. Sie können beides zusammen verkaufen oder einzeln. Wie Sie wollen.«

»Vielen Dank. Ich werde sie mir ansehen, aber was ich mit Sicherheit verkaufen will, ist mein alter Dodge.«

»Ist das der, der draußen in der Einfahrt steht?«

Sie nickte.

»Ich werde ihn mitnehmen, wenn ich die beiden anderen bringe. Ich werde ihn mir ansehen und Ihnen einen Preis machen«, bot er ihr an. »Wenn es Ihnen recht ist.«



Die zu erwartenden Geschäfte erinnerten ihn an die Arbeit, die zu Hause liegengeblieben war. Mit zwei Bissen schlang er noch ein

Stückchen Kuchen herunter, spülte mit ein paar Schluck Tee nach, bedankte sich artig und ging.

Pearl mußte bei dem Gedanken schmunzeln, das Haus würde sich jetzt, als er die Hintertreppe hinunterstieg, ebenso erleichtert auf seinen Federn aufrichten, wie es vorhin der Schaufelbagger getan hatte.

Am späten Nachmittag hatte sie sich wieder in ihre Sweatshirts geworfen. Sie war gerade damit beschäftigt, die alte Limousine sauberzumachen, als sie Autos die Auffahrt hinaufkommen hörte. Ein schwaches Sonnenlicht schimmerte durch eine Wolkendecke, die gerade den Versuch machte aufzubrechen. Der Nieselregen hatte aufgehört, aber er hatte eine süßliche Luft und einen feuchten Boden hinterlassen.

Reuben Styles kletterte aus einem AMC Eagle, auf dessen Seitentür die Aufschrift JOB NEVERS/HAUSBESORGER stand. Gleich nach ihm entstieg ein schwächlicher Mann, dem eine x-förmige Falte zwischen den Augen den Ausdruck ständigen Erstaunens auf das Gesicht legte, einem gut erhaltenen Ford-Kombi, dessen Fahrertür dieselbe Aufschrift zierte. Ein hochgeschossener Junge, dessen Vaterschaft ganz ohne Zweifel Styles zuzuschreiben war, stieg an der Beifahrerseite aus. Der Junge kam schüchtern näher und wurde ihr als Sam vorgestellt. Pearl schätzte ihn auf achtzehn oder neunzehn Jahre. Der andere Mann hieß Jonesy und war sogar noch schüchterner. Das Trio warf gemeinsam professionelle Blicke auf den alten Dodge.

Reuben händigte Pearl zwei Sätze Autoschlüssel aus, er erhielt dafür von ihr zwei Schlüssel für die Limousine.

»Ich glaube, Joe hat seine Ersatzschlüssel in einer verschlossenen Schublade in der Garage aufbewahrt.«

»Ich werde nachsehen«, versprach sie.

»Ich nehme an, Ihr Telefon ist noch nicht wieder angeschlossen. Ist es in Ordnung, wenn ich Ihnen meinen Preis am Montag nenne?«

Sie nickte.

»Wenn Sie Joes Namenszug von den Türen entfernt haben wollen, wir können das für Sie machen. Wir suchen einen passenden Lack raus und machen gleich die ganze Tür. Sie werden dann nichts mehr von der Schrift sehen.«

»Mal sehen«, antwortete sie. »Ich denke, ich werde die Autos erst einmal ein bißchen fahren, um zu sehen, ob ich beide behalte oder nicht.«

Reuben Styles hielt das für ein vernünftiges Vorgehen.

»Was bin ich Ihnen schuldig?« fragte sie.

Er zwinkerte mit den Augen und lächelte. Er hatte eine Menge gesund aussehender Zähne. »Alles bezahlt, Miß Dickenson. Ich schicke die Rechnung vierteljährlich. Dieses Vierteljahr geht auf mich, um Sie zu ermutigen, Geschäfte mit mir zu machen.«

Sie lachte. »Also, vielen Dank. Das ist sehr nett von Ihnen.«

»Ist mir ein Vergnügen.«

Sie sah den Q-Tip-förmigen Rücklichtern des altersschwachen Dodge nach, als er vom Hof fuhr. Ein klein wenig Wehmut stieg in ihr auf. Sie war lange genug mit dem Wagen in der Gegend herumkutschiert, um an ihm zu hängen.

❧ 4 ❧

Der Sonntag war heiter, die Luft war noch kühl vom Regen, ein wunderschöner Tag. Sie fuhr mit beiden Fahrzeugen ein bißchen herum und war mit Reuben Styles Instandhaltung vollauf zufrieden. Als sie zurückkam, fand sie an der Hintertür eine Nachricht vor. Man bot ihr für die Limousine das, was sie erwartet und erhofft hatte, aber auch nicht einen Penny mehr.

Am Montagmorgen fuhr sie etwas mehr als eine Meile die Route 5 entlang, bis sie auf den Kiesparkplatz vor Needham's Speiselokal bog. Es war ein rechtwinkeliges Gebäude, das nur ein Erdgeschoß besaß, dessen Fassade aber bis zum zweiten Stock reichte wie bei den Saloons im Western. Auf der Rückseite war eine Laderampe. Es hatte seit viel zu vielen Jahren keinen Tropfen Farbe mehr gesehen, die Fenster waren so schmutzig, daß man kaum hindurchsehen konnte, und die Stufen zur Eingangstür waren am Verrotten.

Drinne war es dunkel und warm, die Luft war schwer von altem Speisefett, Kaffeedampf und Zigarettenqualm. Die Reihe von Barhockern vor dem etwa zwölf Meter langen, rechteckigen Tresen war voll besetzt mit Arbeitern, von denen die meisten – soweit man das in dem allgemeinen Dunst erkennen konnte – ziemlich schwergewichtig waren. Die Hocker hatten wohl schon einiges mitgemacht,

und eine gründliche Reinigung hätte ihnen auch nichts schaden können, aber sie schienen keinerlei Probleme zu haben, die teilweise recht beträchtlichen Fleischberge zu tragen.

Pearl blieb einen Moment stehen, damit ihre Augen sich an den Unterschied zwischen hellem Sonnenschein draußen und dem Schummerlicht hier drinnen gewöhnen konnten. Entlang der Wand standen ein Kühlautomat für Bier und Limonade, ein Zeitschriftenständer, der bis oben hin mit in Plastik eingeschweißten Aktfotomagazinen vollgepackt war, und ein Sortiment Textilien auf rostigen Regalen, dessen einziger Zweck darin zu bestehen schien, als Unterlage für Fliegendreck zu dienen. Pearl bediente sich an einem offenen Packen Portlander Tageszeitungen gleich neben dem Zeitschriftenständer. Als sie sich umdrehte, erhob sich ein schwerer Mann in grüner Arbeitskleidung von seinem Barhocker. Den Kaffeebecher umklammerte er mit der einen Hand.

»Nehm'se Platz, Ma'am«, sagte er. »Ich schlürfe nur noch eben meinen Kaffee aus. Es gibt noch Leute«, wandte er sich jetzt an den ganzen Laden, »die können sich nicht den ganzen Tag auf'm Barhocker rumlümmeln. Es gibt noch Leute, die müssen für ihren Lebensunterhalt arbeiten.«

Aus der Reihe der Männer vor dem Tresen erhob sich ein amüsierendes Gemurmel.

»Dann komm man nich' zu stark ins Schwitzen, Sonny«, meinte einer von ihnen. »Wir haben so schon genug Luftverschmutzung. Und laß noch'n paar Bäume steh'n, okay?«

Diese Kostprobe seines Mutterwitzes brachte ihm eine Runde Gelächter ein.

»Vielen Dank«, sagte Pearl zu Sonny.

Sonny kippte sich den restlichen Kaffee hinter die Binde und schob den Becher auf den Tresen. »Gern gescheh'n, Ma'am«, sagte er mit einem schüchternen Lächeln.

»Paß auf dich auf, Sonny«, machte der Witzbold sich noch einmal bemerkbar. »Nachdem Heidi dich rausgeschmissen hat, hast du geschworen, nichts mehr mit gutaussehenden Frauen am Hut zu haben.«

Pearl rutschte inmitten des allgemeinen Gelächters auf den freigeordneten Barhocker.

Sonny lehnte sich an ihr vorbei, um Geld auf den Tresen zu legen. »Kümmern'se sich nicht um die, Ma'am. Das ist nur'n Haufen ungebildeter Bauerntrötel.«

Unter dem allgemeinen Gejohle und Buhgerufe verließ er hochgehobenen Hauptes das Lokal.

Bei dem Alten, der Rühreier und Pfannkuchenteig in die Pfannen auf dem Gaskocher haute, handelte es sich um den griesgrämigen Mann, der zusammen mit Walter McKenzie auf der Beerdigung ihrer Großmutter erschienen war. Er schwitzte ungeniert vor sich hin. Ein enges T-Shirt betonte seine eingefallene Hühnerbrust und spannte sich um den runden, kleinen Kugelbauch. Die trübe, weiße Bürstenfrisur ließ vermuten, daß er beim Militär gedient hatte, das eintätowierte Wappen der Navy auf dem rechten Bizeps beseitigte letzte Zweifel. Asche fiel ihm von der Zigarettenspitze, die auf seiner Unterlippe klebte.

Unterstützt wurde der Alte von einem außergewöhnlich üppig ausgestatteten jungen Mädchen hinter dem Tresen, das hautenge Bluejeans trug. Ein schwarzes T-Shirt bildete die Hängematte für den von keinem BH eingezwängten Busen.

Hui, dachte Pearl. Großpapa Dickenson hätte nur einen einzigen Blick auf die Kleine geworfen und gesagt: »Zu meiner Zeit hätten wir so etwas vom Fleck weggeheiratet.« Ihre Hautfarbe, die zu einem Pferdeschwanz gebundenen blonden Locken, das Gesicht, das Sam Styles so sehr ähnelte, nur daß es sich hier um die schöne, weibliche Ausgabe handelte, alles wies darauf hin, daß es sich ebenfalls um eine Styles handelte. Sams Schwester, Reuben Styles' Tochter. Es war fast ein wenig erstaunlich, daß die Männer am Tresen sich ihr gegenüber so anständig benahmen. Bei einem nur aus Männern bestehenden Publikum hätte man in Gegenwart eines so heißen Mädchens doch wenigstens ein paar anzügliche Bemerkungen und den einen oder anderen Knuff in den Hintern erwarten dürfen. Pearl sah, daß sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit Stielaugen machten, aber ansonsten behandelten sie das Mädchen mit einer beinahe schon übertriebenen Höflichkeit.

Das Mädchen verstand etwas von seinem Job. Pearl stellte beifällig fest, daß sie die Kaffeetassen gefüllt hielt und dem richtigen Kunden den richtigen Teller hinstellte.

Die Männer riefen sie Karen und bedachten sie mit vielen Dankeschöns. Vielleicht hielt der Gedanke an Reuben Styles' heiligen Zorn sie so im Zaum. Der arme Mann. Pearl war von ganzem Herzen froh, daß das Mädchen nicht ihre Tochter war.

Das Mädchen stellte den Kaffeebecher von Pearl auf den Tresen und füllte ihn. »Was woll'n Sie haben?«

Pearl sah hinauf zu der großen Speisekarte, die hoch über der Bar an der Wand hing. »Den Lumberjack.«

Karen nickte, schob dem Koch einen Zettel rüber und bediente weiter.

Pearl beobachtete den Koch ganz genau. Keine überflüssige Bewegung. Er betrieb das Geschäft offensichtlich schon seit einer ganzen Weile. Die Kartoffeln, die er fritierte, stammten aus einer Tiefkühlpackung, das Weißbrot war Billigbrot aus einer Großbäckerei. Sie fragte sich, an welchem Krieg er teilgenommen haben mochte. Zweiter Weltkrieg oder Korea. Für Vietnam dürfte er schon zu alt gewesen sein. Sie fand den Kaffee stark, aber ganz annehmbar. Die Eier waren ein bißchen zu matschig, der Toast war so fade, daß er die Mühe des Essens nicht lohnte, die Wurst war billig und fett, nicht mehr als ein Magenfüller unter einer Tarnschicht von Chili und Paprika. Die Pfannkuchen waren aus einer öligen Fertigmischung hergestellt, wie sie in 50-Pfund-Packungen ver- und leider auch gekauft wurden. Die Preise, die für das Ganze auf der Speiseliste standen, waren mehr als konkurrenzfähig, aber letztlich war das eine Milchmädchenrechnung. Papierservietten, Soße in Portionspackungen, windige Styroporbecher zum Mittagessen, ein Inhaber, der das Essen auf dem Grill mit seinem Körperschweiß anreicherte. Es gab keine Tische, also auch keinen Service am Tisch. Nachdem sie ihren Stuhlnachbarn beim Eintunken eines Pfannkuchens beobachtet hatte, bestellte sie sich auch einen und war überrascht, daß sie ihn mit Zimt, Muskat und Vanille ganz schmackhaft fand. Leicht, aber unverwechselbar, mit einer Dichte des Teigs, wie sie sie vorher noch nicht gekannt hatte. Sie würde sich an die Pfannkuchen der Yankees gewöhnen können.

Als Pearl aufsah, bemerkte sie, daß Karen's Blick auf ihr ruhte. Das Mädchen lächelte. Die Kundschaft auf den Hockern wechselte ständig. Jetzt waren auch ein paar Frauen da. Das Geschäft florierte mit Kaffee und Kuchen zum Mitnehmen.

Pearl machte einem anderen Kunden Platz.

5

Als sie später am Vormittag wiederkam, fand sie den Koch alleine vor. Das Säubern mußte er während der Flaute zwischen Frühstück und Mittagessen erledigen. Er sah sie nachdenklich an.

»Kaffee«, sagte sie.

Er schüttete ihr aus einer Kanne ein, die mit Sicherheit noch vom großen Frühstücksbetrieb übriggeblieben war und seitdem halbleer dort gestanden hatte.

»Sind Sie der Eigentümer?« fragte sie.

Er lachte rauh. »Ja.«

»Mr. Needham?«

Er nickte. »Der eine und einzigartige.«

»Suchen Sie einen Käufer?«

Er starrte sie an. Seine Augen funkelten ungläubig. Das war ja fast noch besser als ein Blick auf seine Kontoauszüge.

»Um ehrlich zu sein, ich würde den Laden gerne abgeben. Ich hab die Schnauze von dem Eiergestank so voll, daß ich jeden Tag kotzen könnte.«

Sie nickte. »Die Arbeit hinter einem Imbißtresen kann einen Körper ruinieren.«

»Und Sie glauben, Sie könnten damit fertigwerden?« fragte er sie herausfordernd.

»Jawohl, Sir.«

Er musterte sie von oben bis unten. »Sie sind jung und robust, nehme ich an.«

»Was wollen Sie für den Laden? Vielleicht kommen wir beide ja ins Geschäft.«

Er nickte und schenkte sich selbst eine Tasse Kaffee ein. Dann nahm er einen Bleistift aus einem Becher neben der Registrierkasse und beugte sich über ein Blatt Papier, um ein paar Zahlen hinzukritzeln. Nach einigen Minuten grunzte er und schob den Zettel zu ihr rüber. »Das mache ich hier in einer Woche.« Er tippte mit dem Radiergummiende des Bleistifts auf eine der Ziffern. »Das sind die Ausgaben. Und das will ich für den Laden haben.«

Pearl studierte die Zahlen. »Fünfundfünfzig? Das ist verdammt viel. Was ist mit der Alkoholkonzession?«

»Ist bei den Ausgaben mit eingerechnet.« Er kritzelte noch eine Zahl auf den Zettel. »Soviel ist die wert.«

»Für mich ist sie wertlos. Ich will sie nicht.«

Er starrte sie an und tippte mit dem Bleistift auf das Papier. »Schätzchen«, sagte er, »du bist nicht ganz dicht.«

»Nennen Sie mich nicht Schätzchen«, erwiderte sie. »Mein Name ist Pearl Dickenson.«

Ein trauriges Lächeln streckte den Mund des Alten und entblößte sein Militärgebiß. »Miß Dickenson. Gussies Enkeltochter. Entschuldigen Sie bitte.«

Sie hatte noch nie eine weniger aufrichtig gemeinte Entschuldigung entgegengenommen.

»Ich zahle für die Schnapskonzession keinen Penny«, sagte sie. »Ich werde doch nicht für etwas bezahlen, das ich nicht brauche.«

Er warf den Bleistift hin. »Sie verlangen von mir, das auf den Müll zu werfen, was mich am meisten gekostet hat und mir das meiste Bargeld bringt. Ich kann die Konzession nicht einfach an jemand anderen verscheuern wie einen Limonadekühler.«

»Schade«, sagte sie. »Mir gefällt der Laden.«

»Zum Teufel mit Ihnen«, knurrte er. »Was ist Ihr Problem? Sind Sie so 'ne Art Abstinenzpredigerin?«

»Sie haben den Laden zu 'ner Müllkippe runtergewirtschaftet. Er ist keine zwölf wert, ich gebe Ihnen zwanzig mit allem Drum und Dran.«

»Zum Teufel mit Ihnen«, schrie Needham. »Der Laden ist nicht zu verkaufen. Für Sie ist der nicht zu verkaufen.«

Pearl lächelte. »Bar auf die Hand. Wenn Sie sich's anders überlegen sollten, Sie wissen ja, wo ich wohne. Mein Telefon wird morgen eingerichtet. Die Nummer können Sie bei der Auskunft erfahren.«

Als die Fliegentür sich laut hinter ihr geschlossen hatte, konnte sie ihn noch laut und deutlich schimpfen hören: »Ich fürchte, mit der verdamnten Schnapskonzession kann ich mir den Arsch abwischen.«

Sie hielt vor Styles' Garage. Reuben sah von seinem Schreibtisch im Büro hoch und lehnte sich vor, um die Zapfsäulen einzuschalten.

Sie sprang aus dem Wagen und hatte den Zapfhahn in den Einfüllstutzen gesteckt, bevor er die Tankinsel erreicht hatte.

»Das hätte ich Ihnen gerne abgenommen«, rief er.

Sie lachte und nahm den Lappen, den er ihr reichte, damit sie sich die Hände abwischen konnte, »'n bißchen Mineralöl hat noch niemanden umgebracht. Hören Sie, könnten Sie mir vielleicht ein paar Leute am Ort empfehlen? Ich brauche einen Dachdecker, einen Zimmermann, einen Elektriker und einen Klempner.«

»Klar. Ich hoffe, Sie prüfen jetzt nicht den Ölstand oder den Reifendruck oder putzen die Windschutzscheibe, während ich reingehe und Ihnen die Karten von ein paar Leuten hole.«

Sie versprach, es nicht zu tun, lehnte sich gegen den Eagle und schaute ihm zu, wie er reinging und wieder herauskam. Er war nicht gerade kleiner geworden seit dem letzten Mal. Karen mußte ihre Statur wohl von der Mutter geerbt haben, denn sie gehörte eher zu den Kleinen, wenn man einmal von den gewaltigen Dingen absah, die jedes Playgirl des Monats vor Scham hätten erröten lassen.

Er kam zurück mit einem kleinen Fächer aus Geschäftskarten.

Sie nahm die Karten entgegen, und er schloß das Betanken des Kleinlastwagens ab.

Sie zeigte ihm eine der Karten. »Wie spricht man den Namen von dem Burschen aus? Dem Klempner?«

Er grinste. »Onesime Rossignol. Französischer Name. Wir nennen ihn kurz Rossie. Er wird Sie nicht allzusehr ausnehmen.«

Ihr entfuhr ein kurzer Aufschrei. »Was ist das denn für eine Empfehlung?«

»Eine Yankee-Empfehlung.«

Sie lachte. »Vielen Dank.«

»Keine Ursache.« Er nahm ihr Geld entgegen. »Ich danke Ihnen. Den Kaufvertrag über die Limousine und einen Scheck bringe ich Ihnen vorbei.«

Sie lehnte sich noch einen Augenblick auf die offene Tür des Eagle. »Haben Sie eine Tochter, die in Needhams Speiselokal arbeitet?«

»Karen.«

»Sie arbeitet hart, und sie versteht was von dem Job.«

»Freut mich zu hören.« Er sah abwesend vor sich hin. »Trotzdem, die Jungen waren irgendwie pflegeleichter. Mit Frankie, meinem Ältesten, hatte ich überhaupt keinen Ärger. Er wußte nur einfach nicht, was er mit sich anfangen sollte. Jetzt ist er seit einem Jahr in der Navy. Scheint ihm gut zu gefallen. Sam ist ein guter Junge.«

»Ich habe keine Kinder«, sagte Pearl. »Scheint 'n ziemlich harter Job zu sein.«

Reuben nickte. »Manchmal.«

Genau, was sie gedacht hatte. Das Mädchen war ein Ausbund an Scherereien in engen Bluejeans. Nicht die Spur von Hilfe und sanfter Zügelführung seitens der Mutter. Reubens Frau schien ein Sack voller Gummibärchen zu sein.

Karen war eine gute Kellnerin. Sie würde das Mädchen erst einmal behalten, beschloß sie, vorausgesetzt die Kleine wollte überhaupt in dem Job bleiben. Wahrscheinlich zahlte der Alte ihr weniger als den Mindestlohn, wenn man von den Zahlen ausging, die er auf den Zettel gekritzelt hatte. Während der Predigt über den Arbeiter und den Wert seiner Arbeit mußte er wohl geschlafen haben. Aber wenn es Scherereien geben würde, beim allerersten Ärger, würde sie der Kleinen zeigen, wo die Tür ist. Tut mir leid, Reuben, aber so ist das nun mal. Schade, daß Opa Dickenson nicht mehr da war. Der hätte das Mädchen sicher schnell unter die Haube gebracht.

DRITTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Nachdem der Mann von der Telefonfirma gegangen war, schloß Pearl ihren Anrufbeantworter an den Apparat in der Küche an, sprach eine neue Nachricht auf das Band und legte es ein. Es war für sie durchaus ein Äquivalent der silbernen Namensschilder an viktorianischen Eingangstüren. »Miß Dickenson«, kündigte sie sich im Scherz selber an, »ist wieder zu Hause, nachdem sie den Winter in Monte Carlo verbrachte.«

Mit einem großen Glas eiskalten Tees und einem Stapel Postkarten mit der Ansicht der White Mountains vom Ridge aus machte sie es sich auf der Liege im Wintergarten bequem, um ihren Freunden und Verwandten ihre neue Telefonnummer mitzuteilen. Vor dem Blick in ihr kleines Adreßbuch war ihr gar nicht so recht klagewesen, mit wie vielen Leuten sie die eine oder andere Form der Beziehung pflegte. Im Laufe von weniger als fünfunddreißig Jahren schienen sie sich angesammelt zu haben wie Fusseln auf schwarzer Wolle.

Es war schon dunkel, als das Telefon zum erstenmal klingelte.

»Ich will fünfzig, und das ist mein letztes Wort«, sagte Roscoe Needham ohne ein einleitendes Wort.

»Nein«, antwortete Pearl. »Das neue Dach, die Böden, die Wände und die Malerarbeiten, das wird mich zwölftausend kosten, wenn ich Glück habe und die Fensterbänke nicht verrottet sind.« Tatsächlich hatte sie die Fensterbänke während ihrer sonntäglichen Erkundungen mit einem Taschenmesser untersucht und festgestellt, daß sie noch gut instand waren.

Von Needhams Ende der Leitung her hörte man ein unterdrücktes Aufheulen, dann knallte er den Hörer auf.

Mit einem sanften Lächeln schaltete Pearl den Anrufbeantworter ein, dann ging sie hinauf und ließ sich ein warmes Bad in die angenehm große, altmodische Badewanne einlaufen. Als sie es sich in dem Wasser, das nach Mandelbadeöl duftete, bequem gemacht hatte, klingelte unten das Telefon einmal, bevor sich der Anrufbeantworter einschaltete. Sie lächelte, quetschte den Schwamm über ihrem Nak-

ken aus, seufzte und stöhnte vor Wohlbehagen und erfreute sich an dem einfachen physischen Luxus heißen Wassers und angenehmen Dufts.

Am nächsten Morgen um sechs rief er wieder an. Pearl saß in ihrem Kimono am Küchentisch, den warmen Kaffeebecher zwischen den Händen haltend.

»Ich will neunundvierzig haben«, sagte er. »Wovon, zum Teufel, soll ich den Rest meines Lebens bestreiten, wenn ich Ihnen den Laden jetzt für'n Appel und 'n Ei überlasse?«

»Von der Sozialversicherung und der Militärpension. Schließlich haben Sie während der letzten zwanzig Jahre doppelt kassiert«, erwiderte sie. »Und von den Ersparnissen, die Sie auf Kosten von Renovierungen aus dem Laden gezogen haben.«

»Ich schwöre Ihnen beim Namen des Allmächtigen«, brüllte er, »wenn Sie glauben, daß ich ein vertrottelter, alter Knacker bin, der sich schnell mal eben seine Ersparnisse abgaunern läßt, dann werden Sie gehörig umdenken müssen, Lady.«

Sie wartete, bis er sich etwas beruhigt hatte.

»Mr. Needham, alles, was Sie anzubieten haben, ist eine gute Lage, Ihre zentrale Lage im Dorf. Zufällig gibt es zwei Meilen außerhalb, an der Route 5, eine leerstehende Service Station, in der ich ein Mordsding von Speiselokal aufziehen könnte, und ich müßte noch zehntausend weniger reinstecken als in Ihren Laden. Das würde Ihnen sicher nicht gefallen, denn ich bin von uns beiden die bessere Köchin. In weniger als drei Wochen werden Sie nur noch die Kunden abfüttern, die bei mir keinen Platz mehr gefunden haben. Von meinem Standpunkt aus sind zehntausend nur für eine gute Lage 'ne ganze Menge.«

Sie hörte den Alten verärgert schnaufen. Die Pause, die entstand, weil er über ihre Worte nachdachte, war ermutigend, zumindest für sie.

»Alles Quatsch«, entschied er schließlich. »Das wird nie und nimmer laufen. Die Leute hier werden sich bedanken für Hafergrütze und schwarze Bohnen und was es sonst noch Niggerfraß in den Südstaaten gibt.«

Sie lachte. »Mr. Needham, ich werde mich weder von Selbstgerechtigkeit noch von schlechten Manieren abhalten lassen. Glauben

Sie mir, selbst an einem schlechten Tag koche ich noch besser als Sie an ihrem besten. Die Kunden werden zu mir kommen.«

Unter einer Salve von Flüchen knallte er den Hörer auf.

»Ganz schön hartnäckig«, sagte sie ohne Verbitterung zum langgezogenen Ton des Freizeichens, »du unflätiger, alter Mistkerl.«

Sie war immer noch dabei einzuziehen, sich langsam im Haus auszubreiten, nach ihrem eigenen Zeitrhythmus davon Besitz zu nehmen. Sie wollte es auskosten, das erste Haus, das ihr ganz allein gehörte. Die Vorstellungen von dem Speiselokal und den Veränderungen, die sie vornehmen würde, waren detailliert und unmittelbar, aber sie fühlte wenig Bedürfnis, an dem Haus etwas zu verändern. Sie hatte beschlossen, nicht viel mehr zu tun, als einige der Möbel auszusortieren, die Sachen etwas umzustellen und die wenigen eigenen Sachen vorsichtig unter die Sachen ihres Onkels zu mengen. Tapeten, Vorhänge, neue Haushaltsgeräte, das konnte alles noch einmal überdacht werden, wenn sie erst einmal eine Zeit in diesem Haus gelebt hätte. So, wie es jetzt dastand, war es einem einzelnen Menschen ohne einen allzu anspruchsvollen Geschmack sicher angemessen. Die abgenutzten, beinahe miefigen Polster der Wohnzimmermöbel, die schlichten, verblaßten Vorhänge und die geflochtenen Teppiche waren heimelig im ursprünglichsten Sinne des Wortes.

Heute wollte sie sich der vergnüglichen Aufgabe widmen, seine Bücher auszusortieren, um auf den Regalen im Wohn- und im Schlafzimmer Platz für ihre eigenen zu schaffen.

Am späten Nachmittag erklang vom Telefon her jenes computerisierte Klingeln, das allen modernen Telefonen inzwischen eigen ist, so daß man oft nicht sagen kann, ob nun im Fernsehen das Telefon geklingelt hat oder ob man selber ans Telefon gerufen wird. Sie legte ein Lesezeichen in *The Lonely Silver Rain* von Travis McGee und lief in die Küche, um den Anrufbeantworter auszuschalten, bevor er damit beginnen konnte, seinen mechanischen Sermon herunterzuspulen.

»Ich lasse Ihnen den Laden auf keinen Fall unter fünfundvierzig, und da ist das Mobiliar noch nicht mit drin«, sagte er.

Sie lächelte milde. »Mein letztes Angebot ist fünfunddreißig. Zehntausend Dollar sind mir zuviel für eine gute Lage und für eine Alkoholkonzession, die ich gar nicht haben will. Über das Lager können wir reden. Das meiste in Ihrem Lager ist für mich allerdings un-

brauchbar. Ich werde behalten, was ich gebrauchen kann, den restlichen Mist können Sie abtransportieren und behalten oder verkaufen, was Sie loswerden können. Den Pfannkuchenmix werden Sie vielleicht beim County Jail los. Gefängnisköche sind nicht besonders heikel mit dem, was sie den Insassen vorsetzen.«

Während seiner Verwünschungen hielt sie den Hörer ein bißchen weg von ihrem Ohr. Nach ein paar Augenblicken hatte er sich wieder beruhigt. Sie hörte, wie er sich eine Zigarette ansteckte.

»Sie sind verrückt«, sagte er. »Für das Geld, da könnte ich den Laden ja genausogut verschenken.«

»Das werden Sie dann machen müssen, wenn ich die alte Raststätte kaufe. Ich spreche morgen früh um neun mit dem Mann, dem sie gehört. Guten Abend, Mr. Needham.« Sie legte ganz sanft den Hörer auf und stellte das Tonband wieder an. »Jetzt haben wir angefangen zu verhandeln«, sagte sie zu sich selbst und wandte sich wieder den Büchern zu.

Das Telefon klingelte um halb sechs am frühen Morgen. Sie hatte schon drauf gewartet.

»Ich werde Ihnen die Hälfte verkaufen«, sagte Needham, »und zwar für dreißigtausend. Dann können Sie Ihr Geld meinetwegen zum Fenster rauswerfen, um den Laden aufzumöbeln und ihn zu leiten. Ich ziehe mich zurück, bin Ihnen aus dem Weg, und Sie zahlen mir bis an mein Lebensende die Hälfte der Einnahmen. Wenn Sie scheitern sollten, bekomme ich meine Hälfte zurück, vor allen anderen Gläubigern, und ich hafte nicht für Ihre Schulden. Sollte der Laden dagegen laufen, überlasse ich Ihnen die andere Hälfte in meinem Testament. Ich habe niemanden, den ich dafür belohnen müßte, daß er sich nicht um mich gekümmert hat, also kann ich meine Hälfte Ihnen vererben oder der Heilsarmee oder weiß der Teufel wem.«

Pearl war froh, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Der alte Trottel mußte die halbe Nacht wachgeblieben sein, um sich dieses Angebot auszudenken.

»Nein.«

»Also gut, dann geh'n Sie zum Teufel.«

Sein Widerstand reizte sie. Das letzte Angebot war geradezu lächerlich. Sie würde den alten Ziegenbock doch nicht bis zum letzten seiner Tage auf dieser Erde unterstützen. Das konnte ja ohne weiteres noch einmal zwanzig Jahre dauern. Aber sie fand es interessant, daß er über ein Tauschgeschäft nachzudenken schien. Sie überschlieft das Ganze noch eine Nacht und tauchte so gegen zehn am nächsten Tag in seinem Restaurant auf.

»Raus hier«, sagte er und steckte sich eine Zigarette in die Mundecke. »Wir haben nichts mehr zu besprechen, und auf den Anblick Ihrer schönen Augen bin ich nicht besonders scharf.«

Erstaunt über diese Feindseligkeit aus heiterem Himmel hätte Karen beinahe einen Stapel Teller fallengelassen.

»Kaffee«, sagte Pearl zu ihr. »Bitte.«

Karen sah den alten Mann fragend an.

Er blies verärgert eine Rauchwolke aus. »Gib ihr den verdammten Kaffee, sonst schickt sie mir noch die Staatsgewalt auf den Hals, weil ich mich weigere, eine Niggerin zu bedienen.«

Das Mädchen erblaßte, aber immerhin gelang es ihr, den Kaffee einzuschenken, wenn auch vielleicht etwas unkonzentriert.

Pearl sah ihn lange und in aller Ruhe an, dann lachte sie.

»Mr. Needham, Sie sind eine ganz schön harte Nuß.«

Es mußte das rechte Wort im rechten Augenblick gewesen sein, denn nach einer langen, nachdenklichen Pause lachte auch Roscoe Needham, was Karen nur noch mehr in Erstaunen versetzte. Er wedelte mit seiner Zigarette in Pearls Richtung. »Diese großmäulige Bimbo will meinen Laden kaufen«, erklärte er Karen. »Was hältst du davon? Natürlich will sie den Laden umsonst, aber sie wird ihn«, dabei blickte er Pearl finster an, »nicht kriegen.«

Karen glotzte abwechselnd Needham und Pearl an.

Pearl nickte zustimmend.

»Nun«, sagte sie, »immerhin machen wir schon Fortschritte. Ich bin von 'ner Niggerin zu 'ner Bimbo aufgestiegen, und das in weniger als fünf Minuten.« Sie gab ihm die rassistischen Attribute zurück, ganz offen ins Gesicht, um ihm zu zeigen, daß sie sich durch so etwas weder reizen noch einschüchtern ließ.

Mit geschlitzten Augen sah er sie einen Augenblick lang an, dann lachte er großspurig auf. »Gib mir 'ne Tasse Kaffee«, befahl er Karen, »und dann troll dich. Um drei Uhr bist du wieder hier.«

Irgendwie fand Pearl es nicht erstaunlich, daß er das Mädchen in aufgeteilten Schichten arbeiten ließ. Wahrscheinlich klaute er ihr sogar die Trinkgelder, wenn sie nicht aufpaßte.

Er wies mit dem Kopf zum Ende des Tresens. »Miß Dickenson, kommen Sie da außen rum. Wir werden jetzt die Besichtigungstour für zehn Cents zusammen machen. Sie haben ja keine Ahnung, wie gut der Laden instand ist.« Es folgte eine seigneurale Geste in Richtung der Regale. »Früher hatte ich Tische, aber es wurde mit der Zeit zu schwierig, Bedienungen dafür zu finden.«

»Karen ist eine harte Arbeiterin«, sagte Pearl.

»Ja. Dabei sieht sie aus, als wäre sie nur dazu gut, Streitereien anzufangen, stimmt's nicht? Hat mich teuflisch überrascht das Mädchen. Und sie ist ein kleiner Teufel. Seitdem die Ehe ihrer Eltern kaputt ist. Hat Reuben so manches graue Haar eingebracht, das kann ich Ihnen sagen. Ich habe ihr von Anfang an klargemacht, daß ich hier drinnen keinen Tumult gebrauchen kann, und daß sie ihre Liebhaber gefälligst draußen auf dem Parkplatz abfertigen soll. Ich hab sie allerdings nicht dazu gekriegt, einen BH zu tragen.«

So interessant das auch alles sein mochte, bei ihrem Geschäft brachte es sie kein Stückchen voran. »Haben Sie den Kühlbehälter neu oder gebraucht gekauft?« fragte sie. Sie meinte, in dem Emailleüberzug des Gerätes die Narben von mindestens zwei Umzügen entdecken zu können.

»Fast neu«, log er.

Sie sahen sich den ganzen Laden mit derselben Aufmerksamkeit für Einzelheiten an, wenn auch mit völlig entgegengesetzten Interessen. Während Pearls Augen sich auf verräterische Indizien richteten, waren Needham's Bemühungen vor allem darauf ausgerichtet, sie von denselben abzulenken. Sie kehrten zum Tresen zurück, wo er ihren und seinen eigenen Kaffeebecher nachfüllte, bevor er sich an der Glut seiner Kippe eine frische Zigarette anzündete. Er bot ihr auch eine an. Sie schüttelte den Kopf. Dann sah er sie erwartungsvoll an.

»Mr. Needham, ich werde Ihnen sagen, was ich mache.«

Seine Augen leuchteten.

»Ich werde Ihnen dreißigtausend geben.«

Seine schmalen Schultern begannen sich zu versteifen.

»Bar auf die Hand. Keinen persönlichen Scheck, sondern einen Bankscheck. Aber das wird auch alles sein, was die Banken damit zu tun haben. Ich werde keine Hypothek aufnehmen. Überschreibung des Eigentumsrechts, die notwendigen Gebühren, und damit hat sich's.«

Er erstarrte. Das Funkeln in seinen Augen bestätigte, was Pearl ohnehin vermutet hatte: Er witterte einen einträglichen Steuerbetrug.

»Den Bierkühler können Sie behalten. Sie dürften ihn ohne große Schwierigkeiten für ein nettes Sümchen Bargeld verkaufen können. Und«, fügte sie hinzu, »ich werde Ihnen zwei tägliche Mahlzeiten für den Rest Ihres Lebens servieren, oder solange ich das Lokal behalte, und ich habe vor, es mindestens so viele Jahre zu führen, wie Sie aller Voraussicht nach noch zu leben haben. Sagen wir mal fünfundzwanzig Jahre.«

Er wollte den Mund aufmachen, um etwas zu sagen.

Sie hielt ihn mit warnend erhobener Hand zurück. »Denken Sie erst einmal einen Moment darüber nach. Sie werden sich nie wieder ein Frühstück oder ein Mittagessen machen müssen, alles, was Sie zu tun haben, ist hier reinzukommen und sich hinzusetzen.«

Er ließ den Kopf auf die knotigen Fingerknöchel sinken. »Warum keine drei Mahlzeiten am Tag?« fragte er sie.

»Ich habe nicht die Absicht, hier auch noch ein Abendessen zu servieren. Nur Frühstück und Mittagessen. Ich bin wohl bereit, beim Sonnenaufgang zur Arbeit zu gehen, aber ich werde die Sonne nicht untergehen lassen, ohne ihr dabei zuschauen zu können. Es geht gegen meine Philosophie, den Tag vorbeigehen zu lassen, ohne es zu bemerken, Mr. Needham.«

Ihm entfuhr ein ungläubiges Schnauben. »Sie werden von dem Laden niemals leben können, wenn Sie nicht auch ein Abendessen verkaufen.«

Sie lächelte ihn an, und die Skepsis wich von seinem Gesicht. Er kniff die Augen zusammen, als würde es ihm beim Denken helfen. »Sie haben's faust dick hinter den Ohren. Ich weiß nicht«, fuhr er nachdenklich fort. »Ich weiß nicht. Es scheint mir nicht genug zu sein.«

»Ich will Ihnen was sagen, Sie denken noch einmal über die Angelegenheit nach. Ich komme heute abend zu Ihnen nach Hause und koche Ihnen ein Abendessen, und morgen, nachdem Sie Zeit hatten, es zu verdauen, lassen Sie mich Ihre Antwort wissen.«

Seine dünnen Lippen spannten sich über die falschen, nikotingelben Zähne zu einem schrägen Lächeln, als ihm, wie Pearl vermutete, die Einsicht kam, daß er auf diese Weise wenigstens zu einer Gratismahlzeit kommen würde. Er schlug mit der offenen Hand auf den Tresen. »Gut. Wüßte nicht, was daran falsch sein könnte.«

»Also, wann und wo?« fragte sie ihn.

»Halb neun. Früher kann ich den Laden hier nicht zumachen. Ich werde Ihnen den Weg aufzeichnen. Frauen finden einen Weg nur, wenn sie ihn schwarz auf weiß haben.« Er nahm eine Papiertüte und malte umständlich den Weg zu seinem Haus darauf. »Die Telefonnummer brauchen Sie nicht, für den Fall, daß Sie sich verfahren. Zum Teufel mit Ihnen, wenn Sie sich verfahren.«

Ich kenne auch den einen oder anderen Trick, alter Mann, dachte sie bei sich.

❧ 3 ❧

Sie fuhr direkt zu seinem Haus und machte sich Notizen über Entfernungen und Straßenbiegungen, auf die sie sich am Abend im Dunkeln würde verlassen können. Der Weg zu seinem windschiefen Bauernhaus führte durch ein Labyrinth von Seitenstraßen und Feldwegen, das selbst einem Einheimischen bei Tageslicht Probleme bereitet hätte, geschweige denn einer Fremden bei Nacht. Die Fahrt bot eine gute Gelegenheit, die Federung von Onkel Joes Eagle zu testen, und sie stieß mehr heimliche Verwünschungen aus als in der ganzen Zeit seit ihrem ersten Zusammentreffen mit ihrer Tante Fran am Sarg ihrer Großmutter. Wahrscheinlich hatte sie es eher dem Zufall als ihrem Verstand zu verdanken, daß sie schließlich doch auf Roscoe Needhams Innenhof holperte.

Abfall lag überall herum wie Nuggets auf einem Goldfeld, die nur darauf warteten, daß ein glücklicher Finder den Goldrausch auslösen würde. Abgewrackte Automobile aus den erstaunlichsten Baujahren rosteten wie bruchgelandete Raumschiffe zwischen Bäumen und Büschen, die teilweise aus ihnen herausgewachsen waren. Ein riesi-

ger, alter Fliederbusch, dessen eigene Triebe ihn wie eine Dornenhecke einschlossen, grünte neben der hinteren Veranda. Die Scheune war eingestürzt, aber Needham hatte es offensichtlich noch nicht für nötig befunden, die Überreste wegzuräumen. Schuppen und Anbauten mit schiefen Wänden und durchhängenden Dächern taten ihr Bestes, sich endlich vom Haupthaus zu lösen. Auch in diesen Platz schien Roscoe Needham nichts von seinem hartverdienten Verdienst gesteckt zu haben. Wahrscheinlich hatte er das Bargeld Rollenweise in Mayonnaisegläsern in den entlegensten Winkeln des Innenhofes vergraben, oder er hatte die Wände seines Wohnzimmers mit Banknoten tapeziert. Im Schatten des Flieders lag ein uralter, beinahe zahnloser Collie an einer Kette. Der Hund quälte sich auf die Beine und versuchte ein Knurren, das jedoch zu einem Gähnen geriet, als hätte er, schon während er sein Maul öffnete, vergessen, was er eigentlich vorgehabt hatte. Gleich darauf legte er sich wieder hin, erschöpft von der Anstrengung. Pearl blieb stehen und schloß mit ihm Freundschaft. Er war geradezu übertrieben dankbar für ein kleines Kraulen unterm Kinn.

Abends den Weg noch einmal zu finden, geriet zu einem beinahe ebenso aufregenden Abenteuer, wie es schon der Trip bei Tageslicht gewesen war. Sie hatte ein paar Schweißausbrüche, als sie schon sicher war, sich völlig verfahren zu haben, aber irgendwie schaffte sie es dann doch, mit nur sieben Minuten Verspätung anzukommen.

Den uralten Collie zu seinen Füßen saß Roscoe Needham auf der hinteren Veranda unter dem schmutzigen Licht einer nackten Glühbirne, die vom Verandadach baumelte. Über sein ausgefranstes Unterhemd hatte er ein durchgescheuertes, kariertes Baumwollhemd gezogen. Er machte sich nicht die Mühe, sich zu ihrer Begrüßung zu erheben, aber der Hund kletterte unter enormen Anstrengungen die Stufen der Veranda herunter. Dann stieß sich auch Needham widerwillig aus seinem Stuhl hoch. »Ich sehe, Sie haben den Weg tatsächlich gefunden«, murmelte er und stieß ihr die Fliegentür auf.

Sie schloß die Begrüßung des alten Köters mit einem Kraulen unter dem Kinn ab und stieg hinauf zu Needhams Wohnsitz.

»Das ist Jack«, sagte Needham. »Er ist älter als ich.«

Sie lachte und setzte das Einkaufsnetz mit den Lebensmitteln ab. Es stellte sich heraus, daß Roscoe Needham die Art von Ex-Kommißhengst war, der im Zivilleben genau ins entgegengesetzte

Extrem verfallen war. Die Küche war so voll von Abfall, der sich im Laufe von Wochen dort angehäuft hatte, so daß man kaum noch einen Platz zum Aufrechtstehen fand. Mit einem Blick registrierte sie Stapel von alten, vergilbten Zeitungen, Papiertüten, die bis zum Überquellen mit alten Bierdosen und Flaschen gefüllt waren, alte Stiefel, schmutziges Geschirr und eine Katzenkiste gleich neben einem riesigen Ölofen. Sie rümpfte die Nase unter dem Eindruck des strengen Geruchs des Katzenkistchens. Und der Nikotinsuppe. An mehreren, günstig gelegenen Plätzen standen rostige Kaffeedosen herum, in denen alte Zigarettenskippen in Wasser mariniert lagen. Sie zählte fünf ausgewachsene, unterschiedlich gemusterte Katzen, die offensichtlich die Regentschaft über die Küche innehatten. Wenn es in Nodd's Ridge so etwas wie eine Gesundheitsbehörde geben sollte, dann müßte man ihr diese Müllhalde eigentlich melden, dachte Pearl. Mit einem Seufzer nahm sie ihre Schürze aus der Handtasche und krepelte die Ärmel auf.

»Woll'n 'se 'n Bier«, bot Needham ihr an.

»Klar.«

Er nahm zwei Dosen Papst aus einem alten Kühlschrank und gab ihr eine davon.

Sie riß den Verschuß auf und nahm einen langen, kühlen Schluck. Sie spülte damit auch etwas von dem ekelhaften Geruch in der Küche mit runter.

»Also sind Sie doch keine Abstinenzpredigerin der Baptisten«, bemerkte Needham.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe bloß keine Lust, das Zeug zu verkaufen. Ich müßte immer einen Baseballschläger unter dem Tresen liegen haben, um mit den widerlichen Besoffenen fertigzuwerden. Es scheint mir den Ärger nicht wert zu sein.«

Er nickte. Er war ein Mann, der Verständnis dafür hatte, daß jemand sich Ärger vom Hals halten wollte. Er nahm sein eigenes Bier mit hinüber zum Küchentisch, um es bedeutungsvoll anzustarren.

Pearl erstickte inzwischen die leise Stimme in ihr, die immer schreien wollte »O mein GOTT, die BAKTERIEN!« und schob soviel von dem Unrat beiseite, daß sie Platz zum Arbeiten hatte. Ob sein Speiselokal an den Plätzen, wo niemand hingucken konnte, wohl genauso verdreckt war?

Hinter sich konnte sie am Ratschen eines Streichholzes hören, daß Needham sich eine Zigarette ansteckte.

Sie öffnete Schranktüren und förderte verschiedene Töpfe, Pfannen, Teller und andere Utensilien zutage.

Needham räusperte sich. »Ich habe gehört, daß Sie über Gussie zu Joes Erbe gekommen sind. Wie kommt's, daß Gussie Nevers ihren ganzen Krepel und den von Joe gerade Ihnen vermacht hat? Ich dachte immer, Gussie hätte vier oder fünf Enkelkinder gehabt? Sie hätte das Zeug doch zwischen ihnen aufteilen können.«

Sie hätte ihm natürlich sagen können, er möge sich gefälligst um seinen eigenen Kram kümmern, aber auf der anderen Seite wäre er ihr doch zu Dank verpflichtet, wenn sie ihn jetzt ein wenig mit Klatsch versorgen würde, den er dann ins Dorf tragen konnte. Sie stellte die Bierdose ab. »Es stimmt, ich habe vier Cousins und Cousinen. Alles Kinder von meiner Tante Fran. Tante Fran hat einen reichen Mann geheiratet, ihre Kinder kamen alle auf Eliteschulen und verdienen soviel Geld, daß die Regierung mit dem Drucken kaum nachkommt.«

Needham kicherte. Auch ihm schien es Vergnügen zu machen, daß manche Leute mit dicken Bankkonten zur Welt kommen, während andere sich abstrampeln müssen, um überhaupt einmal eins aufmachen zu können.

Sie schüttete etwas Erdnußöl in einen verbeulten alten Aluminiumtopf und zündete mit einem Feuerzeug das Gas an. »Ich bin auch auf ein College gegangen, aber auf eigene Kosten. Ich habe mich durch die Universität von Colorado gearbeitet. Dort habe ich auch gelernt, nordamerikanisch zu sprechen.«

Er brach in schallendes Gelächter aus. »Das ist doch nicht Norden. Das ist Westen.«

»Also gut«, sagte Pearl, »dann meinte ich eben meinen Nicht-Südstaaten-Akzent. Das ist doch alles relativ, oder? Für die Leute in Quebec liegt Maine im Süden. Stimmt's?«

Relativität war offensichtlich kein Konzept, das einen Roscoe Needham interessierte, der schließlich der unerschütterliche Mittelpunkt seiner eigenen Welt war. Und die gottverdammten Kanadier scherten ihn ohnehin einen Dreck. Er hatte sein ganzes Leben ohne einen einzigen Gedanken an Quebec oder welche andere kanadische Provinz auch immer verbracht. Weshalb sollte er ausgerechnet jetzt

damit anfangen, sich den Kopf über solche Dinge zu zerbrechen? »Mir ist schon aufgefallen, daß Sie nicht wie eine aus den Südstaaten reden, und auch nicht wie die Nig...«, er verbesserte sich, »die Schwarzen aus Detroit oder anderen Städten im Norden. Ich kannte 'nen Haufen Neger, als ich in der Navy war. Einige von denen verstand ich auf der Stelle, und bei anderen habe ich nie auch nur ein Wort verstanden, aber es gab auch weiße Südstaatler, bei denen man den Kopf nicht vom Arsch unterscheiden konnte, wenn sie das Maul aufmachten.«

Sie bot ihm ein Stück Sellerie an. Er inspizierte es vorsichtig, dann schüttelte er den Kopf.

Sie biß ein Stück von dem Strunk ab und kaute nachdenklich darauf herum, dann wandte sie sich wieder dem Kleinschneiden des Gemüses zu. »Ich bin eigentlich keine richtige Südstaatlerin. Die Leute in Florida halten sich nicht für einen Teil des Südens, verstehen sie. Höchstens wenn sie *Smokey und der Bandit* im Fernsehen anschauen. Ich wurde in Key West geboren. Ich bin eine Conch, ja, genau das bin ich.«

»Ja Gottverflucht, gibt's denn das?« rief der alte Mann auf einer Welle der Erregung. »Ich war von 1950 bis 1952 in Key West stationiert.«

Pearl grinste ihn an. »Tatsächlich? Dann waren wir zur gleichen Zeit dort. Aber ich habe noch in die Windeln gemacht, als Sie fortgingen.«

»Was sagt man dazu?« staunte Needham. »Die Welt ist wirklich ein Dorf.«

»Das stimmt«, pflichtete sie ihm bei.

Diese Entdeckung hatte Needham so sehr in Erstaunen versetzt, daß er während der nächsten paar Minuten nur dasaß und immer wieder zu sich selbst sagte: »Was sagt man dazu?«

Etwas später, als Pearl die Sachen auf dem Feuer hatte, fuhr sie mit ihrer Geschichte fort. »Jedenfalls wurde meine Großmutter vor zwei Jahren krank. Ich zog zu ihr nach Washington, um mich um sie zu kümmern. Wahrscheinlich wußte sie meine Pflege so zu schätzen, daß sie sich entschloß, mir alles zu hinterlassen.«

»Das ist nur gerecht«, meinte Needham. »War gar nicht dumm von Ihnen, es so zu machen.«

Pearl sah auf. In bewußt neutralem Tonfall sagte sie zu ihm: »Ich hätte mich auch um sie gekümmert, wenn ich nichts dafür bekommen hätte. Für mich war es schließlich so. Ich erfuhr erst nach ihrem Tode, daß sie mir etwas hinterlassen hatte.«

»Oh.« Needham rutschte auf seinem Stuhl herum. Pearls Anständigkeit bereitete ihm offensichtlich Unbehagen. Er schaute jetzt etwas verschämt drein. »Nun, ich wollte nicht behaupten, Sie hätten sich das Erbe erschlichen. Wahrscheinlich bin ich immer wieder erstaunt, wenn ich höre, daß jemand uns alte Leute anständig behandelt. Zum Teufel, ich kannte Gussie schon als junges Mädchen. Sie war immer eine gute Frau. Sie hatte es verdient, daß sich jemand um sie kümmerte.«

»Vielen Dank«, sagte Pearl.

»Also«, fuhr er fort, offensichtlich interessiert daran, so schnell wie möglich das Thema zu wechseln, »ich hätte niemals geglaubt, daß jemand so verrückt sein kann, Key West gegen Maine einzutauschen.«

»Und warum sind Sie nicht in Key West, wenn Sie es dort so toll finden?«

Er rutschte wieder auf seinem Stuhl herum, nahm einen Schluck Bier. »Ach, mir ist das ganz egal. Wahrscheinlich bin ich dort gelandet, wo ich hingehöre.«

Pearl lächelte. »Vielleicht ist mit mir genau dasselbe passiert. Vielleicht bin ich hier gelandet, weil es der richtige Ort für mich ist.«

Er nickte.

»Trotzdem, in Key West gibt es 'n Haufen Lokale, wo das Essen so gut ist, daß man sich im Himmel wähnt. Aber hier, in Nodd's Ridge, da gibt's jetzt gleich meine Küche. Verkaufen Sie mir Ihren Laden, und Sie können immer bei Pearl's essen.«

Er lachte laut mit ihr. »Ich werde Ihnen was sagen, Lady«, sagte er, »ich bekomme langsam Lust, Ihnen bei dem Versuch zuzusehen.« Etwas später sagte er: »Sie sind auf dem College gewesen? Haben Sie eins von diesen Gastgewerbe-Diplomen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin Magister der Bibliothekswissenschaft.«

Needham grunzte. »Hab gar nicht gewußt, daß die Leitung von 'ner Bücherei was mit Wissenschaft zu tun hat.« Er schüttelte den Kopf.

»Und jetzt wollen Sie 'n Speiselokal. Haben Sie schon mal eins gehabt?«

»Ja. Mein Vater hatte solch einen Laden in Key West. Er war ein kleiner Geschäftsmann, der mit Immobilien handelte und hier und da mal das eine oder andere Objekt als Geldanlage übernahm. Er besaß zwei Apartmenthäuser, ein kleines Motel, für Farbige natürlich, einen Waschsalon und dieses Speiselokal. Jahrelang hatte er einen Freund, den er aus seiner Militärzeit kannte, ja, auch bei der Navy...«, sie sah von ihrer Kocherei auf, um mit ihm zusammen zu lachen, »einen Burschen namens Dick Halloran, der das Lokal während des Winters leitete. Während der Sommermonate arbeitete Dick in einem Feriendorf in Colorado. Im Sommer kam zu der Zeit niemand nach Key West, außer hartgesottene Angler und Säufers wie Hemingway. Vielleicht gibt's da auch gar keinen Unterschied, oder?« Sie lachten. »Also, ich habe jedenfalls seit meinem neunten Lebensjahr in dem Laden gearbeitet. Als Hilfskellnerin, später lernte ich dann richtig zu bedienen, und in dem Winter, in dem ich auf der High School anfang, brachte Dick mir das Kochen bei.« Sie probierte den Pfannkuchenteig, den sie gerade herstellte, und leckte sich die Fingerspitzen ab. »Mein Gott, konnte der Mann kochen.« Sie grinste zu Needham hinüber, der ihr gespannt zuhörte, und dabei wurde ihr deutlich, wie einsam der alte Mann war, wie schrecklich einsam. »Wenn er ein Weißer gewesen wäre, die großen Restaurants in New York hätten ihm ein Vermögen geboten.« Sie zeigte mit einem Löffel auf ihn. »Dick war außerdem ein hübscher Mann. Er hatte immer 'nen Haufen Freundinnen. Ihm gefielen die flotten Frauen, Stripperinnen, Tänzerinnen, Jazzsängerinnen. Er brachte sie immer am nächsten Morgen auf einen Kaffee mit in den Laden. Mein Gott, waren einige dieser Frauen schön. Egal, jedenfalls brachte Dick mir alles bei, was ich für das Gewerbe brauchte, und im nächsten Winter sagte er zu meinem Vater, er brauchte ihn nun nicht mehr, ich könnte den Laden alleine schmeißen. Und das tat ich dann auch. Neben dem College. Meine beiden Hochschulabschlüsse hab ich mir selber finanziert. Dick ist inzwischen gestorben, aber ich muß immer noch an ihn denken, wie er jeden Dezember kam, bereit, die Kunden abzufüttern und hinter den flotten Frauen herzujagen.«

»Wie kommt's, daß Sie den Laden heute nicht mehr haben?« wollte Needham wissen.

»Nun, ich hatte meinen Magister, und ich hatte Spaß an meiner Arbeit. Außerdem hatte mein Stiefvater eigene Kinder, an die er denken mußte. Er übergab den Laden an seinen ältesten Sohn. Ich fand das nur gerecht.«

»Und haben Sie keine Angst, sie könnten über der vornehmen Universitätsausbildung alles vergessen haben?«

»Ich träume davon«, antwortete sie. »Ich brate die Hühnchen im Traum.«

Der Alte kicherte vergnügt vor sich hin. »Klar, sie träumt davon.«



Er sprach kein Wort, saß nur vorgebeugt da und aß, kaute auf dem Maisbrot, dem Krautsalat herum, verspeiste das Brathähnchen Stück für Stück und grunzte von Zeit zu Zeit wie ein Hund, der keine Zeit hat, die Schnauze beim Fressen aus dem Napf zu nehmen. Auch ihr letztes bißchen Sorge war weggeblasen, als er sich über den zweiten Schlegel hermachte. Zum Schluß lehnte er sich zurück in seinen Stuhl und rülpste.

Pearl stand auf und stellte die Kaffeemaschine an, auf der sie schon alles vorbereitet hatte, dann nahm sie seinen Teller weg.

Er zog einen Zahnstocher aus einem Gläschen vor ihm auf den Tisch und begann, damit in seinem Zahnfleisch herumzustochern.

»Wollen Sie auch Brathähnchen verkaufen?« fragte er.

Sie nickte.

»Das war der beste Flattermann, den ich gegessen habe, seitdem ich das letztmal südlich der Mason-Dixon-Linie war.«

Sie lächelte. »Ist noch Platz für 'n Stück Strudel?«

»Worauf Sie sich verlassen können.«

Nachdem sie ihm ein Stück serviert hatte, setzte sie sich zu ihm.

»Um die Wahrheit zu sagen«, versicherte er ihr, »ich habe seit Jahren nicht mehr so gut gegessen.«

»Also, denken Sie drüber nach.«

Er legte die Gabel hin, schaute nachdenklich auf seinen Teller, dann blickte er sie etwas verschämt an. »Das mit dem Nigger tut mir leid. Ich... ich muß wohl nicht recht bei Trost gewesen sein.«

»Mr. Needham, ich kümmere mich nicht um die Splitter in den Augen der anderen, sondern nur um den Balken in meinem eigenen.«

»Hab doch gewußt, daß Sie so 'ne Art Baptistin sind.«

Sie lachte. »Nein, ich bin keine Art von gar nichts. Ich bin ich, Pearl Dickenson.«

Er nickte. »Ist es in Ordnung, wenn ich sie wenigstens eine verteu-
felt gute Köchin nenne?«

»Ja, das ist es.«

Eine Weile saßen sie auf der hinteren Veranda und lauschten dem
rasselnden Atem des alten Jack.

»Hören Sie, ich bin einfach noch nicht davon überzeugt, daß ich
mich schon hierhersetzen soll, um langsam vor mich hinzumodern.
Verstehen Sie?«

Sie langte nach unten, um dem alten Jack das Kinn zu kraulen. Er
leckte ihr dankbar über die Hand.

»Und Sie glauben nicht, daß Sie eine Aushilfe gebrauchen könn-
ten?«

Sie lachte. »Wann könnte man in einem Speiselokal keine Aushilfe
gebrauchen?«

»Ich will ja gar nicht *regelmäßig* arbeiten«, betonte er. »Ich gehe
ganz gerne angeln, wissen Sie? Und was Sie über den Tag gesagt
haben, der unbemerkt zur Neige geht, ich denke, ich möchte noch ein
paar von ihnen zur Neige gehen sehn, bevor sie mich aus dem Haus
tragen.«

»Habe nichts dagegen.«

»Gut. Gut, und was haben Sie gesagt, den Bierkühler kann ich be-
halten?«

Sie stiegen in die nächste, knallharte Verhandlungsrunde ein.

❧ 5 ❧

Um viertel vor sechs am nächsten Morgen bog der unbehelmte lang-
haarige Fahrer einer Honda Shadow mit seiner Maschine auf den
Parkplatz vor Needhams Speiselokal. Auf dem Sozius saß Karen
Styles, beide Arme fest um seinen lederbewehrten Brustkasten ge-
schlungen. Auf dem Rücken der Lederjacke des Motorradfahrers
prangte in großen, silbernen Buchstaben der Name BRI. Mit einem
mahlenden, scharfkantigen Geräusch rollte die schwere Maschine
über den Kies.

Das Mädchen sprang ab, der hübsche Fahrer packte ihren Arm und die beiden vereinigten sich zu einem leidenschaftlichen Kuß, während die Maschine bedenklich ins Schwanken kam. Schließlich machte das Mädchen sich aus seiner Umarmung frei und ging quer über den Platz auf die Eingangstür des Lokals zu. Grinsend, seines Besitzes sicher, sah der Fahrer ihr nach. Ihre hastige Vorwärtsbewegung wehte ihr das lange, zerzauste Haar aus dem Gesicht und ließ es über die Schultern fallen. Aber der entschlossene Schritt des Mädchens verlangsamte sich, je näher sie der Eingangstür kam, und die letzten drei Stufen nahm sie fast zögernd. Sie drehte sich um und winkte den Motorradfahrer heran, der mit seiner Maschine herübergerollt kam und mit zusammengekniffenen Augen das handgeschriebene Schild las, das an der Tür hing. HEUTE GESCHLOSSEN stand darauf.

»Du lieber Gott«, sagte er. »Meinst du, der alte Mistkerl hat die Löffel abgegeben?«

Karen schüttelte den Kopf. Ihre Wangen röteten sich vor Wut. »Woher zum Teufel soll ich das wissen? Irgend jemand hätte mich ja wohl anrufen und mir was sagen können.«

Der Motorradfahrer grinste. »Wenn du gestern abend zu Hause bei deinem Alten gewesen wärest, um den Anruf entgegenzunehmen.«

Das Mädchen drehte sich zu ihm um. »Du hältst deine Klappe, Bri.«

»Was hab ich denn gesagt?« fragte er. »Was zum Teufel hab ich denn schon gesagt?«

Sie verschränkte die Arme vor dem Bauch und krümmte sich vor, als hätte ihr jemand einen Schlag in die Magengrube versetzt. »Verstehst du denn nicht? Möglicherweise habe ich den Job nicht mehr. Wovon soll ich dann, verdammt noch mal, den Wohnanhänger bezahlen?«

Bri war für einen Moment still.

Karen begann, sich vor und zurück zu beugen. Eine Träne entwich ihr aus einem Augenwinkel und begann, die Wange hinunterzulaufen.

»Dann wirst du eben noch 'ne Weile länger zu Hause wohnen. Wird dich schon nicht umbringen«, sagte er. »Hat dich doch in letzter Zeit auch von nichts abgehalten.«

»Da könnte ich auch gleich ins Gefängnis gehen.«

»Hör mal, du willst, daß er dich in Ruhe läßt, er will, daß du ihm versprichst, mich nicht mehr zu treffen. Versprich's ihm doch. Du mußt dich doch nicht daran halten. Er kann dich doch nicht die ganze Zeit beaufsichtigen. Er hat gar kein Recht, dir Vorschriften zu machen.«

»Das Gericht wird mich zwingen, bei meiner Mutter und ihrem Prediger zu leben«, sagte sie. »Er muß nur sagen, er würde nicht mehr mit mir fertig.«

Bri zuckte mit den Achseln. »Hey, Dummerchen. Das wird er schon nicht tun.«

Karen holte zu einem wilden Schlag in seiner Richtung aus. »Nenn mich nicht Dummerchen«, kreischte sie.

»Dumme Kuh!« Er zog sich aus ihrer Reichweite zurück und wendete das Motorrad. »Auf solchen Scheiß kann ich bestens verzichten.« Damit dröhnte er davon.

Das Mädchen sah ihm nach. Sie verschränkte die Arme wieder vor dem Bauch und beugte sich vor. »Oh, oh, oh«, stöhnte sie, »oh, Roscoe, du verdammter alter Scheißkerl, du darfst nicht tot sein. Ich will diesen Anhänger. Und wenn du tot bist, dann sollst du wirklich tot sein. Du und meine Mutter und dieser gottverdammte Priester.«

VIERTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Mit einer beinahe sichtbaren Wolke über ihrem Kopf trottete Karen Styles am Rand der Landstraße entlang. Ein leerer Holzlaster fuhr an ihr vorbei, und sie erkannte Sonny Lunt hinter dem Steuer. Er winkte ihr vergnügt zu. Vorsichtig hatte er sein Schlachtschiff in die Mitte der Straße gezogen, um einen großen Bogen um sie herum machen zu können. Sie sah ihm nach. In einer Minute würde er vor der verschlossenen Tür des Lokals stehen und sich erstaunt am Kopf kratzen.

Als der Laster außer Hörweite war, glaubte sie die Stille beinahe körperlich spüren zu können. Ein Holzfäller im Wald hinter dem Straßengraben klopfte an einem Baum herum. Sie ging bergauf, die Straße zog sich in einer langen Steigung den Hügel hinauf. Es war anstrengend, auf dem Schotter am Straßenrand zu gehen, die scharfen Kanten und Spitzen der großen Steine spürte sie sogar durch die dicken Krepptsohlen ihrer Turnschuhe. Der feinere Kies war wie Meeressand, er wich unter ihrem Schritt, und je stärker sie versuchte, festen Halt zu finden, desto schwerer fiel ihr das Gehen, desto mehr gerieten ihre Fußgelenke ins Schwimmen. Das Gesumme von Insekten wurde lauter. Sie hatte eine Bremse angelockt, und auf einmal umschwirrte sie ein ganzer Schwarm.

»Scheiße«, sagte sie zu sich selbst. »Scheiße, Scheiße«, und bei jedem Mal wurde ihre Stimme lauter, bis sie das Wort schließlich herauschrie und ihr klebrige Tränen über das Gesicht liefen.

Auf dem Höhepunkt ihres stürmischen Tränenausbruchs erschien der Chevy Suburban ihres Vaters auf der Hügelkuppe. Sie versuchte, sich die Feuchtigkeit vom Gesicht zu wischen, sie versuchte es um so heftiger, als sie wußte, daß es vergeblich sein würde, daß er es an ihren roten, geschwollen Augen ohnehin erkennen würde. Das Weinen wich einer aufkommenden Wut auf ihn, weil er ausgerechnet im Moment ihrer Schwäche hier vorbeikommen mußte.

Er begegnete ihrem Blick mit seiner üblichen, aufreizenden Ruhe, wendete den Wagen und brachte ihn neben ihr zum Stehen. Er lehnte sich herüber und öffnete die Beifahrertür.

Sie stand mit verschränkten Armen da und sah ihn an.

»Steig ein«, sagte er und lächelte.

»Geh zum Teufel.«

Das Lächeln erstarb. »Ich habe eine Nachricht für dich, Kleines.«

»So? Und nenn mich bitte nicht Kleines.«

»Roscoe hat gestern abend noch angerufen und dir ausrichten lassen, du möchtest heute morgen nicht vor acht zur Arbeit kommen. Er macht seinen Laden heute nicht auf, er will eine Inventur machen.«

»Ist ja großartig. Da hätte ich noch eineinhalb Stunden länger schlafen können.«

»Ich bin extra länger aufgeblieben, um es dir auszurichten.«

Ihr Gesicht lief rot an.

»Dann hab ich noch die ganze Nacht gelauscht, ob ich dich vielleicht über den Ahornbaum ins Badezimmerfenster klettern höre. Es würde wahrscheinlich weniger Lärm machen, wenn du durch die Tür kämst.«

Sie starrte ihn mit geschürzter, zittriger Unterlippe an. Gleich würden ihr wieder die Tränen in die Augen schießen.

»Komm endlich«, sagte er. »Ich habe Hunger. Ich habe noch nicht einmal gefrühstückt.«

Sie kletterte in den Wagen und setzte sich so weit weg von ihm wie irgend möglich, fest an die Beifahrertür gepreßt. »Warum will Roscoe eine Inventur machen?« fragte sie.

Reuben ließ sich mit seiner Antwort Zeit. »Normalerweise machen Geschäftsinhaber Inventur, wenn sie ihren Laden verkaufen wollen. Wahrscheinlich denkt Roscoe über einen Verkauf nach.«

Karen schoß in ihrem Sitz hoch und schlug ihre Faust mehrmals in die offene Handfläche der anderen Hand. »Dieser alte Scheißkerl. Er hat gesagt, er würde niemals an sie verkaufen, und jetzt tut er's doch. Er verkauft den Laden an Pearl Dickenson.«

Er lächelte. »Hab ich mir gedacht. Sie hat mich neulich schon mal nach einer Baufirma gefragt. Zuerst dachte ich, sie wollte ihr Haus renovieren lassen, aber dann hörte ich, daß sie sich bei Linscott's in Greenspark nach gebrauchten Sitzgruppen erkundigt hat. Das hat mich stutzig gemacht.«

Karen rollte ihren Kopf auf der Rückenlehne entlang. »Sie wird mich behalten. Ich bin ganz sicher.«

Reuben nickte.

»Daddy, ich ziehe aus. An der Pigeon Hill Road gibt es einen Wohnanhänger zu mieten.«

Er seufzte. »Wenn du noch fünf Monate warten würdest, bis du siebzehn bist, dann würdest du mir 'ne Menge Ärger ersparen.«

Karen verschränkte die Arme vor der Brust und sah aus dem Fenster. »Ich weiß, daß du nein sagen würdest. Aber ich werde es trotzdem tun.«

»Karen, sobald deine Mutter dahinterkommt, wird sie beim Gericht geltend machen, ich hätte die Kontrolle über dich verloren.« Er sah sie ernst an. »Was ja auch gar nicht so falsch wäre. Und ich kann dann einen teuren Rechtsanwalt anheuern, damit er hingeht und dem Gericht erklärt, daß du beinahe volljährig bist und daß man dir doch gestatten möge, zu tun, was du willst. Dann kommt deine Mutter und macht eine furchtbare Szene, und Sam redet wieder ein paar Wochen lang kein Wort. Bitte, Karen. Du mußt doch inzwischen kapiert haben, daß deine Handlungen große Auswirkungen auf uns alle haben. Wenn es dir schon egal ist, ob du mir wehtust, so denk doch bitte wenigstens an Sam. Du weißt genau, daß er uns kaputtgeht, wenn wieder einer dieser Familienkriege ausbricht.«

Sie kaute auf ihrer Unterlippe und versuchte, sich durch kräftiges Augenzwinkern eines erneuten Angriffs der Tränen zu erwehren. »Es interessiert mich einen Scheißdreck, ob Mom wieder einen ihrer Scheißanfälle hat und was dich ein Rechtsanwalt kostet, und wenn du dir so verdammt viele Sorgen um Sam machst, dann hättest du Mom rechtzeitig davon abhalten sollen, etwas mit diesem verwischten Prediger anzufangen. Das ist schließlich mein Leben. Es tut mir leid um Sam. Für ihn wäre es auch besser, wenn er endlich von zu Hause weggehen würde.«

Reuben nahm die Augen lange genug von der Straße, um ihr einen schnellen Blick zuzuwerfen. »Fünf Monate. Karen. Kannst du es Sam zuliebe nicht noch lumpige fünf Monate aushalten? Schau, du bist doch sowieso die meisten Nächte unterwegs, und niemand sagte deshalb ein Wort zu dir. Du kommst doch nur noch nach Hause, um dich zu waschen und die Klamotten zu wechseln. Du solltest übli-

gens noch duschen, bevor du nachher zur Arbeit gehst. Du riechst wie ein ganzer Aschenbecher voller Marihuana.«

»Mein Gott, laß mich doch in Ruhe. Das ist immer noch besser, als den ganzen Tag nach Texaco Sunlite zu stinken.«

»Benzin ist wenigstens legal«, erwiderte er. »Wenn deine Mutter eine Klage einreicht, werde ich nicht widersprechen. Vielleicht wäre es wirklich besser für dich, wenn du bei ihr leben würdest. Schlechter als ich kann sie es auch nicht machen.«

»Niemals!« schrie Karen. »Niemals werde ich bei denen leben!«

Sie waren zu Hause angekommen. Reuben ging vom Gas und ließ den Chevy auf der Einfahrt ausrollen. »Ich will nicht, daß Sam dein Geschrei hört. Nimm dich zusammen, Karen. Du willst wie eine Erwachsene behandelt werden. Gut. Dann werde endlich erwachsen. Deine Handlungen werden immer Konsequenzen haben, mit denen du dann leben mußt. Aber ich warne dich, ich werde alles in meiner Macht stehende tun, um den Schaden für Sam so gering wie möglich zu halten.«

Sie starrte auf das Haus, ohne es zu sehen, hielt ihre Tränen zurück, aber weigerte sich, ihn anzusehen.

»Komm«, sagte er, »laß uns zusammen frühstücken.«

In der Küche sah Sam kurz von seiner Sportseite hoch. »Daheim ist sie, von hoher See, der Matrose und die geile Braut vom Sozius einer Honda Shadow.«

Karen knallte die Küchentür zu. »Halt's Maul, du Riesenarschloch.«

»Kriegst du deine Periode?« rief Sam ihr nach. Seine Stimme triffte nur so vor gespielter Mitgefühl. »Du solltest erleichtert sein.«

»Jetzt reicht's.« Reuben stellte das Teewasser auf.

»Sie ist doch letzte Nacht nicht nach Hause gekommen, stimmt's? Ist ja auch egal. Du brauchst nicht zu antworten.«

Reuben warf einen Blick auf die Titelseite, dann schob er die Zeitung etwas angewidert zur Seite, als sei es vertane Zeit, sich damit zu beschäftigen. »Du kommst zu spät zur Schule, wenn du dich nicht sofort auf die Socken machst.«

»Ja. Ich mache die Bremsleitungen von dem Buick gleich nach der Schule, wenn's dir recht ist.«

»Nein, ich hab genug Zeit, sie zu machen. Roscoe will offensichtlich seinen Laden verkaufen.«

Sam sah von seiner Zeitung hoch. »Ach du Scheiße!«

»Ich habe langsam die Nase voll von eurem ständigen Scheiße hier, Scheiße dort.«

»Tut mir leid. Ich werde darauf achten, aber für mein geiles Schwesterlein kann ich nichts.«

Reuben räusperte sich. »Es scheint so, als würde Miß Dickenson Roscoes Lokal kaufen.«

Sam fuhr hoch. »Sch...«, wollte er sagen, aber er verbesserte sich hastig. »Wirklich? Wow!« Er grinste. »Ich könnte mir vorstellen, daß ich mein Frühstück demnächst im Restaurant einnehmen werde.«

»Aber nur so lange, wie du dadurch nicht zu spät in die Schule kommst«, warnte Reuben, aber auch er grinste dabei.

❧ 2 ❧

Die Tür des Restaurants war verschlossen, als Karen dorthin zurückkam, aber Roscoe bedeutete ihr durch das Fenster, nach hinten zum Lieferanteneingang zu gehen. Drinnen waren alle Lichter eingeschaltet. Pearl und der alte Mann waren schon ganz schmutzig. Pearl hatte ihr Haar mit einem hellen Baumwollschal hochgebunden, und Karen war fasziniert davon, wie exotisch sie dadurch wirkte. Sie sah aus wie der Zeitschrift *National Geographie* entsprungen oder einem James Bond-Film, der auf Jamaica oder in Rio spielte.

»Schau sie dir nur genau an«, sagte Roscoe zu dem Mädchen.

Pearl lächelte etwas gequält, während sie mit einem Bleistift in den hintersten Ecken der Regale rumstocherte. »Mäusescheiße.«

»Was Sie nicht sagen.« Er schob Karen einen Kugelschreiber und einen linierten Stenoblock rüber. »Du schreibst alles auf, was du hinterm Tresen findest, Menge und Gewicht. Kannst du den ganzen Tag arbeiten?«

»Klar«, antwortete Karen. Das würde sie vielleicht gerade für die Trinkgelder entschädigen, die ihr heute entgehen würden. Sie dachte nur an den Wohnanhänger, für den sie schon eine Sicherheit in Form von Bargeld hinterlegt hatte.

»Wie groß ist Ihr Mäuseproblem, Mr. Needham?« Für einen Augenblick schien Pearl den alten Mann glatt zu überragen, aber in Wirklichkeit duckte Needham sich bloß.

»Die paar Puppe?« spottete er ohne große Überzeugungskraft. »Das ist doch gar nichts.«

Es kam Karen kurz in den Sinn, daß sie dem alten Dreckskerl seine Ausbeutung und seinen Betrug heimzahlen könnte, indem sie Pearl in allen Einzelheiten erzählte, was für ein komfortables Domizil das Lokal für die Feldmäuse war, aber ihr gesunder Menschenverstand hielt sie noch einmal davon ab. Es wäre, da war sie sich ziemlich sicher, nur zu ihrem Besten, wenn der Laden in andere Hände überginge, solange sie nur selbst mit am Ball blieb. »Miß Dickenson, Mr. Needham.«

»Was ist denn?« schnarrte der Alte mürrisch.

»Was wird eigentlich aus mir?«

»Was aus dir wird? Ich bin doch nicht dein Vater, dem Herrn sei Dank dafür. Du kannst dich verpfeifen oder dableiben, ist mir ganz wurscht. Frag doch Pearl. Ihr gehört der Laden ab jetzt, nicht mir.«

»Wird es hier einen Job für mich geben?« fragte sie Pearl.

»Ich kann das hier nicht alleine schaffen, Karen. Wäre mir ein Vergnügen, dich mit an Bord zu haben.«

Karen umarmte sich selbst. »Danke, vielen, vielen Dank.«

»Wir werden diesen Laden von oben bis unten abschrubben müssen.« Pearl verzog angeekelt das Gesicht und zeigte mit ihrem Bleistift in Richtung der eben entdeckten Mäuselosung. »Und dann werden wir Fallen aufstellen. Ich habe nicht vor, irgendwelche ungebetenen, kleinen Gäste an meinem Tisch zu bewirten.«

❧ 3 ❧

Walter McKenzie fuhr vor Reubens Tanksäulen vor. Er hatte seinen Tank schon gefüllt, bevor der Mechaniker auch nur die Zeit gefunden hatte, unter dem Buick hervorzurutschen.

»Reuben, weißt du, was die Dickenson jetzt vorhat?«

»Sie kauft Needhams Speiselokal.«

Walter ging die Luft aus. »Das hast du wohl von Karen gehört.«

Reuben nickte, während er Walters Geld entgegennahm.

Walter war keiner, der sich lange über einer Enttäuschung aufhielt.

»Ich hätte nie gedacht, daß Roscoe sich zurückziehen könnte.«

»Ich auch nicht.«

»Nun«, Walter rieb die Handflächen gegeneinander. »Ich glaube, diese Dickenson kann ziemlich gut kochen.«

»Wieso eigentlich?« fragte Reuben, der sich daran erinnerte, daß Sam ganz ähnliche Erwartungen geäußert hatte.

»Sie ist eine Farbige.«

Reuben lachte. »Hast du gar keine Angst, daß sie dir Innereien vorsetzt, die du nicht ausstehen kannst?«

Jetzt lachte auch Walter. »Nein. Sie hat lange genug mit Gussie zusammengelebt. Sie muß wissen, wie die Weißen kochen.« Da Reuben über diese Schlußfolgerung offensichtlich erstaunt war, holte der alte Mann noch etwas ganz tief aus dem Schatzkästchen seiner ungezählten Lebenserfahrungen hervor: »Außerdem, eine Frau mit soviel, du weißt schon, soviel oh, lä, lä, die kann gar keine schlechte Köchin sein. Das eine kommt mit dem anderen.«

Jedesmal wenn Reuben an diesem Tag an die Unterhaltung mit Walter dachte, mußte er wieder lachen. Sam hörte ihn, wie er plötzlich, unter dem Buick liegend, in helles Gelächter ausbrach. Ein paarmal fragte Sam seinen Vater, was er denn so komisch fände, aber Reuben schüttelte nur den Kopf und mußte noch mehr lachen. Einmal hörte Sam, wie sein Vater vor einem erneuten Lachanfall die Worte »Soviel oh, lä, lä.« vor sich hinmurmelte. Es freute Sam, seinen Vater lachen zu hören. Schließlich bedeutete das, daß seine Schwester, diese kleine Hexe, es doch nicht fertiggebracht hatte, ihm den ganzen Tag zu vermiesen.



Pearl Dickenson fuhr vor der Tankstelle vor, als Reuben gerade abgeschlossen hatte.

»Ich gehe gerade nach Hause, Miß Dickenson«, sagte er, als er sich ihrem Eagle mit einem Schlüsselbund in der Hand näherte. »Hätten Sie Benzin gebraucht?«

Sie war bereits aus der Kabine geschlüpft und hatte sich gegen die Tür des Kleinlasters gelehnt. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich wollte nur ein bißchen mit Ihnen schwatzen. Und nennen Sie mich bitte Pearl.«

»Pearl.«

Sie grinste. »Hat Karen Ihnen schon erzählt, daß ich Needhams Laden kaufen werde?«

»Nein. Ich habe Karen seit heute morgen nicht mehr gesehen. Außerdem erzählt sie mir sowieso nicht viel. Aber ich hab's mir schon gedacht.«

»Nun, ich würde sie gerne behalten.«

»Gut.«

»Ihre Arbeitszeit ist von sechs bis drei, sechs Tage in der Woche, zumindest während der Sommermonate.«

Er nickte.

Pearl zögerte. »Haben Sie eigentlich gewußt, daß Needham ihr nur drei Dollar pro Stunde bezahlt hat?«

»Ja, das habe ich gewußt.«

»Ist es hier allgemeine Praxis, weniger als den Mindestlohn zu zahlen?«

»Nun«, sagte Reuben vorsichtig, »sagen wir mal, es kommt vor.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich es so deutlich sage, aber ich bin etwas erstaunt, daß Sie dem so einfach zugestimmt haben.«

Offen begegnete er ihrem Blick. »Um ehrlich zu sein, ich dachte, es könnte Karen nichts schaden herauszufinden, was es so an Jobs für junge Mädchen gibt, die die High School nicht fertig machen.«

Pearl richtete sich aus ihrer lässigen Haltung auf. »Was? Karen ist von der High School abgegangen?«

»Hat gleich nach den Weihnachtsferien aufgehört.«

Pearl pfiff leise durch die Vorderzähne. »Es tut mir leid, das zu hören. Ich dachte, sie wäre sowieso längst neunzehn.«

»Sie wird im September siebzehn.«

Pearl schüttelte ungläubig den Kopf. »Sie ist erst sechzehn? Was hat sie veranlaßt, so was zu tun? Ich meine, sie ist doch ein ziemlich helles Mädchen.«

»Jugendliche Verwirrung nennt man so etwas wohl, oder? Ich habe sie gelassen, weil ich glaubte, eine Dosis harte Arbeitswelt würde sie heilen.« Er sah auf das Pflaster. »Ich glaube, ich habe mich getäuscht.«

»Hören Sie, ich bin auf Ihrer Seite. Ich werde alles tun, damit sie wieder zur Schule geht, selbst wenn ich dadurch meine rechte Hand verliere. Ich verspreche es Ihnen.«

Reuben nickte.

»Noch etwas, ich hatte mich wirklich auf den Garten gefreut. Ich hatte geglaubt, alle Zeit dieser Welt zu haben, um mich drum zu kümmern. Ich dachte, es würde eine Ewigkeit dauern, bis ich den richtigen Laden für ein Speiselokal gefunden hätte, und nun ging alles so furchtbar schnell, und ich habe wahnsinnig viel um die Ohren. Der Garten sollte wirklich bestellt werden, und ich selbst habe keine Zeit dafür. Ich hasse es, Walter McKenzie zu fragen.«

»Kein Problem, ich werde mich drum kümmern, oder ich werde meinen Jungen schicken. Ich mache Ihnen einen Sonderpreis, weil Sie selber einen Fräsaufsatz für den Mäher haben. Walter wird wahrscheinlich froh sein, es nicht damit versuchen zu müssen. Es wird sein Selbstwertgefühl nicht ankratzen, wenn er Ihnen gegenüber nicht zugeben muß, daß er mit dem neumodischen Zeug nicht mehr zurechtkommt.«

»Es ist nur...« Pearl biß sich in einer Weise auf die Unterlippe, der Reuben gerne noch etwas länger zugesehen hätte. »Ich weiß nicht so recht, wie ich es ihm erklären soll.«

»Sagen Sie ihm einfach, Sam hätte Sie um den Job gebeten.«

»Okay, das ist eine Erleichterung.«

»Ums Einpflanzen müssen Sie sich jetzt noch keine Sorgen machen, vor Mitte Juni sollte man hier oben sowieso nichts ohne Folie in die Erde tun.«

»Uuii. Das ist der Norden, stimmt's?« Sie schlug sich mit der Hand auf die Stirn. »Mein Gott, bin ich dämlich. Man sollte glauben, ich hätte nicht sechs Jahre am Fuße der Rockies gelebt. Man muß natürlich auch die Höhe in Betracht ziehen.«

Reuben lächelte. »Ridge ist nicht Denver, aber es liegt schon ein Stückchen höher als der Atlantik.«

»Und was ist mit dem Kaltwettergemüse? Erbsen und Spinat?«

»Die können Sie setzen, aber Sie müssen sie abdecken. Wenn das Zeug nicht von einem späten Frost erwischt wird, dann haben sie eine köstliche Salatbar für Karnickel und Hühner.«

»Karnickel?«

»Die großen, weißen mit roten Augen und langen Zähnen.« Sein Gesicht war todernst. »Sie wären überrascht. Hier gibt's so viele Leute, die nicht ordentlich auf ihre Hauskaninchen aufpassen, daß sich die wilden im Laufe der Zeit mit den hübschesten Sorten aus der Stadt gekreuzt haben.«

Sie lachte. Er nahm sie auf den Arm, aber auf eine nette, harmlose Weise. Sie kletterte wieder in ihren Lastwagen.

Er warf die Tür hinter ihr zu. Eine große Hand schloß sich über der Kante des offenen Fensters. »Danke, wegen Karen, meine ich.«

»Kein Problem«, sagte sie und dann fiel ihr auf, daß sie nicht nur seine Floskel übernommen hatte, sondern auch seine Art, sie auszusprechen. »Wirklich«, lächelte sie, »kein Problem.«

Er lachte und winkte ihr nach, als sie davonfuhr.

❧ 5 ❧

Als Pearl am nächsten Tag zu Hause ankam, war die Sonne untergegangen, ohne daß sie davon Notiz genommen hatte. Ihr Garten war frisch gefräst, die Luft roch nach aufgebrochener Erde. Ein feuchtes, in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen lag auf dem Treppenabsatz, dazu steckte eine Nachricht an der Hintertür. FIDDLERHEADS stand auf dem Zettel. FERTIG GEWASCHEN. KOCHT MAN GENAU WIE SPARGEL. SCHMECKEN WARM ODER KALT. REUBEN STYLES.

Sie öffnete das Päckchen auf dem Küchenschrank. Als das Zeitungspapier sich wie die Blüte einer exotischen Königin der Nacht geöffnet hatte, kam ein Durcheinander von grünen, gewundenen Stielen zum Vorschein. Sie rochen sumpfig und viel intensiver als Spargel. Mehr als Fotos hatte sie bisher von dieser Yankeespezialität noch nicht zu sehen bekommen. Sie biß in einen der Stiele hinein. Der Geschmack war genauso pikant sumpfig wie der Geruch, farnartig, aber kräftiger als Spargel. Seine feste Konsistenz ließ dieses gezüchtete Farnkraut in der Erinnerung mild und glatt erscheinen. Sie warf die Stengel sofort in einen Topf, dünstete sie ein paar Minuten lang und aß sie, ungewürzt, direkt aus dem Topf. Dann machte sie eine Notiz auf der Schiefertafel, die sie an der Küchenwand installiert hatte, gleich neben dem Telefon. MAISBROT FÜR R. S.

❧ 6 ❧

Die Übergabe der Papiere ging ungewöhnlich schnell und unkompliziert vor sich, weil Pearl keine Hypothek nahm. Roscoe Needham sagte jedem, der es hören wollte, daß die Sache so geschmiert lief wie ›Scheiße durch eine Gans rutscht‹. Er hatte den Laden ganz

normal wieder aufgemacht, sowie sie mit der Inventur fertig waren, für die sie anderthalb Tage gebraucht hatten. Das Lokal summtte von den ständigen Diskussionen über den Besitzerwechsel.

Jeden Abend, nachdem Roscoe den Laden geschlossen hatte, konnte man durch die Fenster Pearl und Karen sehen, die in harter Arbeit das ganze Restaurant saubermachten, und wenn man genau hinschaute, entdeckte man, daß Karen sich einen Schal à la Pearl um die Stirn gebunden hatte.

Tagsüber war Pearl unterwegs, erledigte Papierkram, sprach mit Baufirmen, machte Zubehörfirmen ausfindig und besorgte sich eine vorläufige Schankkonzession. Sie machte mehrere Ausflüge in benachbarte Städte, um sich das eine oder andere Stück gebrauchten Inventars anzusehen. Sie hatte Erfolg beim Erwerb einer zweiten Friteuse für Brathühner, aber es gelang ihr nicht, die Sitzbänke zu finden, die sie zu installieren beabsichtigte. In kurzer Zeit hatte sie sich in der Umgebung einen Ruf als dickköpfige, aber faire Verhandlungspartnerin gemacht. Man sagte ihr nach, sie würde mindestens so hart wie ein Mann arbeiten, härter sogar als die meisten Männer. Alle Welt erfuhr, in erster Linie natürlich von Roscoe, vor dessen Nase sich noch nie zuvor so viele, interessante Dinge abgespielt hatten, daß Pearl vorhatte, während all der geplanten Reparaturen am Gebäude das Geschäft über den Tresen weiterlaufen zu lassen.

Am Heldengedenkttag, früh morgens um sechs, während eines Dauerregens, brachte Pearl ein nagelneues Neonschild im Schaufenster an. Die Fensterscheibe war seit ihrem Einbau nicht mehr so sauber gewesen. Der Schriftzug leuchtete klar, deutlich und unmißverständlich: PEARL'S. Roscoe schüttelte ihr feierlich die Hand, hielt das Schlüsselbund für einen letzten, wehmütigen Blick in die Höhe und ließ es in ihre offene Handfläche fallen. Karen applaudierte dazu. Pearl führte einen kurzen Freudentanz auf, zu dem Karen noch frenetischer applaudierte und Schreie der Begeisterung ausstieß, während Roscoe die Szene lachend beobachtete. Von draußen guckte Sonny Lunt durch das Fenster und wandte alle seine pantomimischen Fähigkeiten auf, um deutlich zu machen, daß er gerne einen Kaffee trinken würde. Pearl wendete das Pappschild im Türfenster von GESCHLOSSEN auf GEÖFFNET und schob den Riegel an der Tür zurück.

Während der ersten Tage beruhte der stetige Andrang der Kunden wohl noch auf Neugier, später dann hatte die Mundpropaganda ihre Runde gemacht: Wenn du dort noch nicht gegessen hast, dann hast du etwas versäumt. Es dauerte eine Weile, bis die Leute sich daran gewöhnt hatten, daß das Lokal zum Abendessen nicht mehr geöffnet hatte, aber Pearl blieb bei der Schlußzeit von halb vier am Nachmittag.

Roscoe war mehr an- als abwesend, er aß mit gutem Appetit und aalte sich im Nichtstun. Aber als er an seinem ersten Sonntag zur Arbeit erschien, war er gereizt.

Verständliche Nervosität, weil er für mich arbeiten muß, dachte Pearl bei sich.

Er band sich seine Schürze um, und dann suchte er nach etwas.

»Wenn Sie nach einer Kaffeekanne suchen, die Sie als Aschenbecher benützen können«, sagte sie, »hab ich alle rausgeworfen. Während der Arbeitspause stelle ich Ihnen einen richtigen Aschenbecher zur Verfügung.«

Seine Kinnlade klappte herunter, und er starrte sie ungläubig an.

»Rauchen während der Arbeit ist verboten.«

Sein Unterkiefer klappte wieder hoch, in seinen Augen glühte die Wut. »Hol Sie der Teufel«, fauchte er, riß die Schürze herunter, warf sie ihr vor die Füße und stolzierte hinaus.

Sie griff nach dem Telefonhörer.

Karen war eine Viertelstunde später zur Stelle.

»Danke«, sagte Pearl.

»Kein Problem.«

Pearl mußte bei dem kurzen Widerschein von Reuben in Karens Gesicht und Stimme ein Grinsen unterdrücken.

Nachdem sie am Nachmittag zugesperrt hatte, fuhr sie zu Roscoe.

Er saß auf seiner Veranda, Jack lag zu seinen Füßen.

Pearl bückte sich, um dem Collie das Kinn zu kraulen.

»Hören Sie, Roscoe, ich weiß, wie hart es für Sie ist, nicht mehr der Boß zu sein und tun und lassen zu können, was Ihnen gefällt. Aber bei der Navy mußten Sie sich an viel strengere Regeln halten als meine, da bin ich ganz sicher. Vielleicht haben sie hinterher beschlossen, keine Regeln mehr anzuerkennen, und wenn das so ist,

dann ist es vielleicht idiotisch von mir, daß ich jetzt hier bin. Aber ich glaube, Sie sind ein vernünftiger Mann. Vielleicht ein bißchen hitzköpfig, aber das kann ich verstehen. Bin ich selber auch manchmal. Eins sollten Sie wissen: Ich werde von dieser Vorschrift nicht abgehen. Aber ich würde nur ungern auf Ihre Hilfe verzichten. Sie sind ein Dickschädel, und ich habe meinen Eigensinn. Also, was sollen wir tun?»

In seinem Stuhl schaukelnd hatte er ihr zugehört. Sein Mund arbeitete, seine Augen funkelten. »Nichts, gar nichts. Sie tun, was Sie wollen, und ich tue, was ich will. Ich hab doch nicht siebzig Jahre gelebt, um mir von einem neunmalklugen Bimbo sagen zu lassen, was ich zu tun und zu lassen habe.«

Sie gab Jack einen letzten Klaps und stand auf. »Okay, Roscoe, dann bis zum Frühstück.«

Roscoe hatte erst angefangen zu kämpfen. Am nächsten Morgen erschien er mit vorgeschobenem Kinn. »Schmeckt wie Scheiße«, sagte er laut und schob seinen Teller so heftig von sich, daß er über die Tresenkante rutschte und am Boden zersplitterte.

Karen, die am anderen Ende des Tresens gegessen hatte, sprang auf. »Mieser alter Scheißkerl«, murmelte sie.

Die übrigen Kunden tauschten bedeutungsvolle Blicke aus.

Pearl sah in aller Ruhe von ihrer Arbeit am Grill hoch. »Tut mir leid, daß es Ihnen nicht geschmeckt hat, Mr. Needham. Wollen Sie noch einmal das gleiche?«

»Ja, verdammt noch mal.«

Nach ein paar Minuten setzte ihm Pearl den Teller vor.

Er probierte und spuckte es gleich wieder aus.

Ganz ruhig nahm ihm Pearl den Teller wieder weg.

Sonny Lunt hatte der Szene zugeesehen. »Hier stinkt doch etwas ganz furchtbar.« Er stand auf und schlenderte zu Roscoes Platz hinüber, dort schnüffelte er in der Luft herum. »Hab ich mir doch gedacht.« Sanft klopfte er Roscoe auf die Schulter.

»Verpiß dich, Sonny!« sagte Roscoe.

Sonny schüttelte den Kopf. »Das ist aber keine Art zu reden, wenn Damen anwesend sind, Roscoe.«

Mit trauriger Miene hob Sonny den alten Mann hoch. Roscoe strampelte und schimpfte wie ein Rohrspatz, aber Sonny hatte fest

zugepackt. Er trug Roscoe hinaus und setzte ihn vorsichtig ab. Roscoe brüllte und tobte. Sonny drehte sich um und kam wieder herein.

»Er ist ganz schön aufgebracht«, sagte er zu Pearl.

»Pearl hat ihm während der Arbeit das Rauchen verboten und ihm die alten, schmierigen Kaffeekannen weggenommen«, erklärte Karen.

Sonny schwieg einen Moment und kratzte sich am Kopf. »Er ist ein zu alter Köter, um noch neue Tricks zu lernen, Miß Dickenson.«

»Ich weiß«, erwiderte sie. »Aber ich kann meinen Kunden doch nicht die Zigarettenasche von dem alten Köter vorsetzen.«

Die anwesenden Kunden nickten mit den Köpfen und stimmten ihr zu.

Roscoe kam zurück und knallte die Tür hinter sich zu. »Ich habe noch kein Frühstück gehabt. Du schuldest mir ein Frühstück, du alte Niggerschlampe.«

Auf einen Schlag herrschte Totenstille im Lokal.

Sonny Lunt erhob sich wieder.

Pearl legte ihren Spachtel hin und wischte sich die Hände ab. »Ich denke, Sie sollten jetzt gehen, Mr. Needham.«

Sonny nickte und packte Roscoe erneut, indem er ihm von hinten die Arme um den Oberkörper legte. »Da hat sie recht. Du benimmst dich hier ganz schön daneben, Roscoe. So etwas darfst du zu Miß Dickenson nicht sagen.«

Roscoe fluchte und strampelte, aber Sonny wurde leicht mit ihm fertig. Er trug Roscoe zu dessen Lastwagen und hievte ihn hinein.

»Fahr nach Hause«, sagte Sonny zu ihm. »Und komm erst wieder, wenn du bessere Manieren gelernt hast.«

»Du hast kein Recht, mich aus meinem eigenen Laden zu tragen«, schrie Roscoe ihn an.

»Ist nicht mehr deiner. Du hast das Geld genommen, alter Mann. Und jetzt halt verdammt noch mal die Klappe und benimm dich wie ein Mann.«

Roscoe verzog das Gesicht, als hätte Sonny ihn geschlagen. Tränen liefen ihm über die Wangen. Er suchte nach seinem Autoschlüssel. Es dauerte eine Weile, bis er ihn gefunden und in das Zündschloß gesteckt hatte. Selbst der alte Lastwagen schien nur widerwillig wegfahren zu wollen. Schließlich sprang er aber doch an, und Roscoe fuhr davon. Sein Gesicht glänzte immer noch von den Tränen.

Sonny schob sich wieder hinter den Tresen und setzte sein unterbrochenes Frühstück fort. »Machen Sie sich um ihn keine Sorgen«, sagte er. »Der Alte ist zäher als seine eigenen Pfannkuchen. Sie haben ganz recht, Miß Dickenson. Ich habe im Lauf der Jahre auch meinen Teil an Zigarettenasche gekriegt, und sie hat den Geschmack nicht die Spur verbessert. Er sollte sich schämen, so etwas zu Ihnen zu sagen.«

FÜNFTES KAPITEL

❧ 1 ❧

An einem Nachmittag, um die Mitte der zweiten Woche, kam sie nach Hause, ohne noch Besorgungen machen zu müssen, ohne noch etwas aus Greenspark holen zu müssen. Sie hatte inzwischen wohl jede gebrauchte Sitzgruppe im Umkreis von fünfundzwanzig Meilen angeschaut. Es war das erstemal seit einem Monat, daß sie Muße haben würde, den Tag zur Neige gehen zu sehen.

Walter McKenzie saß auf dem fahrbaren Mäher und mähte das Gras. Bei einer Kurve kam er bedenklich ins Schwanken. Im Vorbeifahren sah sie näher hin. Unter dem ausgefranstem Strohhut wirkte sein Gesicht blaß und eingefallen. Er sah aus, als könne er jeden Moment in Ohnmacht fallen.

Pearl ging ins Haus, schenkte dem alten Mann ein Glas eiskalten Tee ein und hastete wieder hinaus.

Er hatte den Mäher angehalten und saß einfach da, sich müde mit dem Hut Luft zufächelnd. Das, was von seinem Haar noch übriggeblieben war, klebte ihm schweißnaß am Schädel. Der Schweiß lief ihm in kleinen Rinnsalen über sein Gesicht. Sein Atem ging pfeifend. »Nein, wie gut Sie zu mir sind«, sagte er zu ihr, als er das Glas entgegennahm.

Sie hatte Angst, er könnte es fallen lassen, deshalb hielt sie die Handfläche darunter, während er trank. Ein bißchen von dem, was ihm aus den Mundwinkeln tropfte, fing sie mit einem Taschentuch auf, das sie schnell aus der Hosentasche gezogen hatte. »Sie sehen erledigt aus. Sie sollten lieber Schluß machen für heute.«

Er wischte sich mit dem Armrücken über die Stirn. Er schien jetzt etwas weniger zittrig zu sein, und sie war froh, daß sie sich wenigstens die Zeit genommen hatte, kräftig Zucker in den Tee zu schütten. »Ich sage Ihnen ganz ehrlich, Miß, ich fürchte, ich schaffe das nicht mehr.« Mühsam hatte er die Worte zwischen den hastigen Atemzügen hervorgepreßt.

Pearl legte die Hand auf seinen Arm. »Sie sollten ins Haus kommen und sich ein bißchen hinlegen, Mr. McKenzie.«

Er stützte sich auf sie, als er vom Mäher herunterkletterte.

»Soll ich vielleicht den Arzt anrufen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Ich ruhe mich nur einen Augenblick im Schatten da drüben aus.« Er zeigte auf den nächsten Baum, eine junge Eiche.

Sie half ihm auf den paar Metern bis zum Schatten der Eiche und setzte sich neben ihm ins Gras, bis er den Tee ausgetrunken hatte und die Farbe etwas in sein Gesicht zurückgekehrt war. Er atmete jetzt ruhiger.

»Die Sonne hat mich erwischt, Miß. Ich wollte sie nicht beunruhigen.«

Er zog sich mehr oder weniger in eine aufrechte Stellung und war nicht zu stolz, dabei wieder ihren unterstützenden Arm in Anspruch zu nehmen.

»Sind Sie sicher, daß es wieder geht?«

»Ganz sicher. Aber ich glaube, fürs Mähen sollten Sie sich jemand anderen besorgen. Ich hasse es, Sie im Stich zu lassen, aber die Sonne wird mir einfach zuviel. Reubens Junge wird seine Sache gut machen.« Seine Stimme gewann an Kraft zurück, nachdem er etwas Abstand zum Eingeständnis seiner Schwäche und dem zu bewältigenden Problem gewonnen hatte.

»Das wird er bestimmt. Sind Sie sicher, daß Sie sich nicht drinnen ein bißchen hinlegen wollen?«

»Nein. Ich werde jetzt mal gehen und meine Füße zu Hause hochlegen. Werde mich bis zum Sonnenuntergang auf die Veranda setzen.«

»Tun Sie das.«

Er hatte etwas mehr Mühe als sonst, in seinen Jeep zu klettern, was bei ihr neue Besorgnis hervorrief, aber er schaffte es dann doch bis auf den Fahrersitz, ruhte sich noch eine Minute aus und fuhr langsam davon.

Sie sah ihm nach und fragte sich, ob es wohl richtig war, ihn alleine nach Hause fahren zu lassen. Nun, er war so alt geworden, weil er zäh war, das hatte Reuben Styles gesagt, und wahrscheinlich hatte Reuben recht. Aber kein Mensch war natürlich immer und für alle Zeiten zäh. Deshalb gab es da gleich nebenan einen Friedhof.

Sie schenkte sich selber einen Eistee ein und setzte sich auf das frischgeschnittene Gras gleich vor der Veranda. Die sonnengewärmte

Luft war zusammen mit dem Geruch nach Gras so schwer wie Parfüm. Sie war körperlich sehr müde und nervöser, als sie sich selbst eingestehen wollte. Der Schwächeanfall des alten Mannes hatte einen kräftigen Adrenalinstoß in ihr hervorgerufen, und jetzt, da er wieder abgeebbt war, fühlte sie sich ausgezehrt. Sie legte sich zurück in das Gras. Der üppige, wundervolle Geruch des grünen Grases wirbelte ihr durch den Kopf. Sie hatte das Gefühl zu schweben.

❧ 2 ❧

Das ärgerliche Geknatter des Mähers weckte sie unbarmherzig auf. Sofort saß sie kerzengerade im Gras. Die Sonne ging in einem leuchtendroten Meer unter. Reuben Styles sah vom Anlassen des Mähers hoch und winkte zu ihr herüber, aus weiter Entfernung, wie es ihr vorkommen wollte.

Ihr Mund fühlte sich wäßrig an, und sie bemerkte, daß sie im Schlaf ein bißchen gesabbert hatte. Eistee war ihr aus dem Mund gelaufen und hatte auf der Bluse einen nassen Fleck hinterlassen.

»Scheiße«, murmelte sie, sprang auf und lief ins Haus.

Frischgeduscht und umgezogen schaute sie wenig später aus dem Fenster und sah, daß Reuben gerade die letzten paar Meter Gras schnitt. Sie lief nach unten und steckte den Kopf aus der Verandatür.

Er war abgestiegen und damit beschäftigt, den Mähbalken zu säubern. Ein Mann, der Werkzeug in Ordnung hält, dachte sie, selbst wenn es jemand anderem gehört.

»Ein bißchen Eistee?«

Er sah hoch und nickte, dann wandte er sich wieder seiner Arbeit zu. Sie brachte ihm den Tee hinaus und setzte sich auf die Eingangsstufen, während er den Mäher fertig machte. Dann setzte er sich neben sie.

»Walter kam bei mir vorbei und berichtete mir von seinem Schwächeanfall.«

»Ich habe einen ziemlichen Schrecken bekommen.«

»Er kommt wieder auf die Beine. Das wird uns allen mal so gehen.«

Pearl nickte. »Vielen Dank, daß Sie die Arbeit fertiggemacht haben. Es hätte Zeit gehabt. Ich hatte nicht angenommen...«

Reuben schnitt ihr mit einer erhobenen Hand das Wort ab. »Kein Problem.« Das Tageslicht zog sich schnell zurück. Es entstand eine lange Pause, dann sagte Reuben: »Sam war hier, um den Job zu Ende zu bringen. Er kam ganz schweigsam zurück. Er hatte Sie hier schlafend im Gras gefunden, und... nun, er ist ein bißchen schüchtern.«

»Oh.« Sie wußte nicht, was sie darauf sagen sollte. Sie fand es ziemlich komisch, aber sie wußte, daß Reuben ihr die Geschichte nicht erzählt hatte, damit sie sich über den Jungen lustig machte. Er wollte vielmehr, daß man mit den Gefühlen und der Zurückhaltung des Jungen vorsichtig umginge. »Es tut mir leid. Ich wollte ihn nicht in Verlegenheit bringen. Ich bin einfach eingeschlafen.«

»Ist doch nicht schlimm. Er ist in einem schwierigen Alter. Frauen sind für ihn ein großes Geheimnis, das er gerne lösen möchte.« Reuben lachte wehmütig. Er stand auf, stellte sich zwischen sie und das verbliebene Licht am Himmel. Sie war frappiert, wie groß dieser Mann war.

»Jedenfalls soll ich Ihnen von Walter sagen, daß er die Arbeit als Hausbesorger nicht mehr machen kann. Er hatte sich nur um das Haus gekümmert, weil Joe so plötzlich gestorben war und weil jemand es machen mußte. Der Anwalt hatte ihn gebeten. Da Sie ja sowieso hierbleiben wollen, brauchen Sie nicht unbedingt jemanden, der die ganze Zeit nachsieht, aber wenn Sie während Ihrer Abwesenheit jemanden brauchen oder auch für die Arbeit auf dem Grundstück, es ist kein Problem für Sam und mich, uns um Sie zu kümmern. Während der letzten Jahre haben wir ohnehin die meisten von Walters und Joe Nevers Kunden übernommen. Das bringt uns über den Winter.«

»Ich werde Sie schon auf Trab halten. Warum haben Sie keine Firmenaufschrift auf der Wagentür wie Onkel Joe?«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich wollte warten, bis Walter sich offiziell zurückzieht. Niemand soll denken, ich wollte ihm Konkurrenz machen.«

»Ich danke Ihnen jedenfalls. Entweder ich lasse das Gras auf dem vorderen Feld einfach schießen, oder ich brauche Hilfe. Sonst müßte ich ja den ganzen Sommer auf dem Mäher sitzen.«

»Dann würde ich bei unserer gegenseitigen Schuldenaufstellung ja hoffnungslos in Rückstand geraten. Vielen Dank übrigens für den Eistee und das Maisbrot und das Hähnchen gestern abend.«

»Kein Problem.« Sie lachte.

Er lachte mit. »Also, gute Nacht.«

Sie saß noch da und hörte den Unken zu, nachdem er fort war. Sam mußte auf ganz ehrliche Weise zu seiner Schüchternheit gekommen sein, dachte sie, und es war auch keine große Überraschung festzustellen, daß Reuben Styles und sein Sohn das Geschäft ihres Onkels ganz leise, beinahe heimlich übernommen hatten. Den Sommergästen mußten Seufzer der Erleichterung entfahren sein, daß sie ihre Häuser einer solchen Obhut überlassen konnten. Sie hatte schon genügend Bemerkungen im Restaurant mitangehört, um zu wissen, daß Reuben Styles, ob nun schüchtern oder nicht, einen langen und wohlangesehenen Schatten in dieser kleinen Stadt warf.



Reuben hielt am Samstagmorgen gegen zehn vor dem Restaurant. Abgesehen vom Neonschild im Fenster sah der Laden von außen unverändert aus, aber innen war er so sauber, daß Reuben erst einmal seinen Augen nicht traute. Die alten Regale waren rausgeschmissen worden, sie lagen jetzt aufgeschichtet unter einer Plane auf der Laderampe. Auch der Bierkühler war nicht mehr da, wodurch das Lokal auf einmal doppelt so groß wirkte. Das alte, fleckige Linoleum hatte man herausgerissen, und darunter war wieder der alte Fichtenholzboden zum Vorschein gekommen, den Reuben vor fünfundzwanzig Jahren zum letztenmal gesehen hatte, als das Gebäude von einem kleinen Kolonialwarenladen zu Needhams Imbißstube umgebaut worden war. Einer von Reubens ersten Gelegenheitsjobs war es gewesen, in Partridge's Store eben diesen Fußboden mit gebrauchtem Öl einzulassen. Jetzt hatte das Entfernen des Linoleums einen schwachen Geruch nach dem alten Öl freigesetzt. In einer entfernten Ecke des Raums warteten Rollen nagelneuen Linoleums auf ihre Verlegung.

Das Angebot auf der großen Tafel war verändert, die Preise waren etwas gestiegen, aber nicht etwa ungebührlich hoch geworden, vor allem dann nicht, wenn man einmal Roscoe Needhams Küche genießen durfte und sie dann mit Pearls verglich. Ein paar Kunden lehnten sich am Tresen über ihre Zeitungen und Kaffeebecher. Die größte Überraschung für Reuben war, daß sich Walter McKenzie und seine

Tochter Jean, eine finstere, traurig aussehende Frau von Anfang fünfzig, darunter befanden.

»Hi, Walter.« Reuben gab dem Alten einen leichten Klaps auf die Schulter. »Jean.«

Jean wurde rot. Es war nicht das, was sie am besten konnte, trotzdem tat sie es sehr häufig.

Walter sah hoch von etwas, das ihm offensichtlich als das beste und ausgiebigste Frühstück seines ganzen, langen Lebens erschien, jedenfalls grinste er und rief begeistert aus: »Die besten Brötchen, die ich seit Monaten an einem Sonntag bekommen habe.«

»Ich habe zu Dad gesagt«, stammelte Jean, »wir müssten es mal versuchen. Jeder findet das Essen hier so toll.«

»Vielen Dank.« Pearl sah vom Grillreinigen hoch.

Sie schenkte Reuben ein strahlendes Lächeln, dabei wurde ihr allerdings etwas trocken im Mund, und sie hoffte, er würde nicht ebenso erröten, wie Jean es bei jeder sich bietenden Gelegenheit tat.

Karen kam mit einem geöffneten Karton Maxwell's Hauskaffee aus dem Lager. Seine Tochter, deren hübsches Gesicht seit Monaten nichts anderes als Sturmwarnungen für ihn übriggehabt hatte, strahlte ihm entgegen.

Die Freude auf Reubens Gesicht, die daher rührte, daß seine Tochter ihn einmal nicht verärgert begrüßte, machte ihr auf einmal klar, warum er nie in ihr Eßlokal kam: Er wollte nicht, daß Karen glaubte, er wolle sie kontrollieren.

»Ist das nicht unglaublich? Du hättest die Papiertücher sehen sollen, mit denen wir die Fenster geputzt haben, Dad. Und die Leuchtstoffröhren. Pfundweise Fliegendreck klebte darauf.«

Pearl lachte.

»Wirklich?« fragte er.

Pearl bestätigte es ihm. »Mindestens.«

»Magst du 'ne Tasse Tee, Dad?« fragte Karen.

Er zog voller Interesse die Nase in Falten. »Ist das Rhabarberkuchen, was ich da rieche?«

Pearl präsentierte ihm das Prachtstück. »Ruby Parks Rezept. Sie hat's mir für meine Zitronencremetorte eingetauscht.«

»Rhabarber? Ich will auch was«, sagte Walter.

»Dad«, protestierte Jean. »Du weißt doch, daß Rhabarber bei dir gleich wieder rausrutscht.«

»Ist mir doch egal. Ich will Rhabarberkuchen.«

»Wie fühlst du dich heute?« wollte Reuben wissen.

»Ziemlich beschissen.«

»Dad«, protestierte Jean schwach.

»Ich werde Ihnen was sagen«, sagte Reuben zu Pearl. »Sam wartet darauf, daß ich ihm was zu essen mitbringe. Könnten Sie mir ein paar Stücke einpacken?«

»Klar.«

Die Tür verdunkelte sich kurz, als Reuben hinausging. Ein Mann mit dunkler Sonnenbrille, der gerade eintreten wollte, ging einen Schritt zur Seite, um dem großen Mann Platz zu machen.

»Hallo, Reuben.«

Reuben blieb stehen, um dem Ankömmling die Hand zu schütteln.

»David. Schön, daß du wieder zurück bist.«

»Schön, wieder zurück zu sein. Sag mal, Reuben, wächst du eigentlich immer noch?«

Reuben lachte. »Wußtest du das nicht? Das kommt, wenn man hart arbeitet und sich nichts zuschulden kommen läßt.«

»Das glaube ich dir, Reuben. Aber daß du's mir nicht zu weit treibst. Die Welt ist für Faulpelze wie mich ausgelegt.«

»Das erklärt, warum du das ganze Geld hast und ich die ganze Arbeit.«

Die beiden Männer lachten. Aber als hätte das kurze Gespräch ihn daran erinnert, daß Arbeit auf ihn wartete, klopfte Reuben dem anderen Mann auf die Schulter und ging seines Weges.

Der Neuankömmling kam herein. Während des Eintretens tauschte er die Sonnenbrille gegen eine schwarzgeränderte, klare Kassenbrille aus. Gleich nachdem er das getan hatte, blieb er wie angewurzelt stehen. »Mein Gott«, rief er aus, »hat die Gesundheitsbehörde den alten Roscoe endlich dabei erwischt, wie er in den Kaffee gepißt hat?«

Walter McKenzie brach in vernünftiges Gelächter aus. »David, verfluchter Kerl. Wie ist es dir gelungen, die Straßensperren der State Police zu durchbrechen, die dich von der Stadt fernhalten sollten?«

Der Mann, den sie David nannten, schüttelte dem Alten die Hand und setzte sich neben ihn und Jean.

»Ich kenne Schleichpfade, die du längst vergessen hast«, sagte er.

Der alte Mann kicherte wieder los.

»Karen«, fuhr der junge Mann fort, »bist du immer noch hier und bringst Herzen und Hosenknöpfe zum Zerspringen?«

»Du solltest ab jetzt auf deine Manieren achten, David. Das ist jetzt ein anständiger Laden. Das ist Pearl Dickenson, die neue Inhaberin.«

Pearl wischte sich die Hände an der Schürze ab und langte über den Tresen.

»David Christopher«, stellte Karen vor. »Er ist einer, der die Leute gerne provoziert. Je weniger man ihn beachtet, desto reichlicher fallen seine Trinkgelder aus.«

»Wie geht es Ihnen?«

David Christopher hielt ihre Hand einen Sekundenbruchteil länger fest, als nötig gewesen wäre und studierte ungeniert ihr Gesicht. »Jede Sekunde ein bißchen besser. Welcher Sturm hat sie an diesen merkwürdigen Strand geworfen? Nein, antworten Sie nicht. Das war eine neugierige Frage. Außerdem wird sie mir jemand beantwortet haben, bevor der Tag vorbei ist.«

»Joe Nevers hat ihr seine ganze Habe hinterlassen«, sagte Walter. »Und sie hat Roscoe Needham den Laden abgekauft.«

Pearl lächelte und winkte David Christopher mit einem Kaffeebecher zu.

Er nickte. »Bitte.«

Jean zog den alten Hausbesorger am Ärmel. »Wird Zeit zu gehen, Dad.«

Ächzend stieß Walter sich von seinem Barhocker hoch. »Wiederseh'n David. Hab ich dir schon erzählt, daß ich aufhöre? Du wirst Joe Nevers bitten müssen, sich um dein Haus zu kümmern.«

Jean sah dem alten Mann entschuldigend über die Schulter. »Er meint natürlich Reuben.«

David nickte.

»Was darf ich Ihnen bringen?« fragte Pearl den Neuankömmling.

»Nummer drei. Die Rühreier auf Vollkornbrot.«

»Mein lieber Mann, Walter kriegt weiche Knie.« Karen lehnte sich mit den Ellenbogen auf den Tresen.

»Ihm scheint ein wenig die Puste auszugehen«, pflichtete David ihr bei.

»Dad macht inzwischen alle seine Jobs.«

»Und was macht Roscoe?«

»Der schmolzt und jammert.«

»Je mehr die Dinge sich verändern, desto mehr bleibt alles beim Alten«, zitierte er. »Womit habt ihr den Laden so hingekriegt? Mit 'nem Feuerwehrschauch?«

»So ungefähr. Rate mal, was passiert ist?« fragte Karen ihn strahlend.

»Was?«

»Ich habe die Schule hingeworfen.«

»Du Dummkopf. Das ärgert mich so, daß ich dir am liebsten den Hintern versohlen würde.«

»Ach, hör auf. Ich hab da doch nur meine Zeit totgeschlagen.«

»Dir hat doch jemand ins Hirn geschissen. Mit neunzehn biste dann geschieden und hast zwei Kinder am Hals.«

»Leck mich doch! Du hältst mich wohl für völlig bescheuert?«

»Ja. Dein Vater sollte dir den Kopf zurechtrücken.«

»Mein Vater hat sein eigenes Leben verpfuscht. Der ist der Letzte, der das Recht hat, mir Vorschriften zu machen.«

David Christopher sah sie nachdenklich an, dann schauderte es ihn. »Der liebe Gott erspare mir die Vaterschaft.«

»Amen.« Pearl stellte einen Teller vor ihn auf den Tresen. »Karen, die Spülmaschine müßte ausgeräumt werden.«

David Christopher probierte vorsichtig die Eier. »Sehr gut.«

Pearl schenkte sich eine Tasse Kaffee ein und zog sich ihm gegenüber einen Hocker an den Tresen. »Kommen Sie schon lange hier nach Nodd's Ridge?«

»Mein ganzes Leben lang. Kann mir nicht vorstellen, nicht mehr herzukommen.«

»Schicksalhafte Bindung?«

»Vielleicht.« Er aß mit großem Appetit.

Karen begegnete im Vorbeigehen seinem Blick.

»Karen, wenn du nicht bald einen Büstenhalter trägst, dann kannst du deine Titten demnächst über die Schultern werfen und auf dem Rücken zusammenknoten.«

Karen wackelte ihm aufreizend mit dem Hintern zu.

»Das muß an der frischen Luft liegen«, mutmaßte er, »oder am Wasser oder an was auch immer. Die Mädchen hier oben haben keine Titten, die haben Euter.«

»Ich kann in deinem Blick keine Abneigung dagegen feststellen.«

Er zwinkerte ihr zu. »Reine Selbstverteidigung. Ich will nur verhindern, daß du mir so'n Ding auf die Augen haust.«

Als er fertig war, putzte er mit einem Stückchen Toast auch noch den allerletzten Rest vom Teller. »Es geschehen immer noch Wunder. Ich hätte nie geglaubt, daß mir in diesem Laden mal 'ne Mahlzeit schmecken würde. Haben die noch nicht beschlossen, die Stadt nach Ihrem Namen umzutaufen?«

Pearl lachte.

David Christopher lehnte sich zurück und bewunderte sie so ungeeignet, wie er vorher Karen betrachtet hatte. »Tun Sie das noch einmal.«

»Was?«

»Lachen.«

Karen kam gerade aus dem Lagerraum zurück. »Was für ein Anblick.«

David zählte sein Geld auf den Tresen. »Du könntest von Miß Dikenson ein paar Nachhilfestunden in gutem Benehmen nehmen, du dumme Kuh. Sie ist eine erwachsene Frau von zurückhaltendem exotischem Charme.«

»Hört ihn an.«

»Und du«, er langte über den Tresen und faßte Karen zärtlich unter Kinn, »du bist 'ne ganz gewöhnliche Teenager-Sexbombe von unübertrefflicher Eindeutigkeit.«

»Dreikäsehoch«, rief sie ihm wütend nach.

»Da kommst du der Sache schon sehr nahe.« Er schenkte ihr von der Tür her noch ein strahlendes Lächeln und war verschwunden.

Karen lehnte sich auf den Tresen und sah ihm nach. »Ist er nicht der schönste Mann, den Sie je gesehen haben?«

Pearl lächelte. »Ja, jetzt wo du's sagst.«

»Wissen Sie, was er ist?« Karen sagte es voller Andacht: »Er ist ein Dichter.«

»Nein. Was du nicht sagst.«

Das Mädchen schien den leichten Spott in Pearls Stimme nicht mitzubekommen.

»Er ist ein ganzes Stück älter als ich. Er muß demnächst dreißig werden.«

Pearl wandte sich ab, um nicht loskichern zu müssen.

Roscoe Needham lag ausgestreckt in einer schäbigen Hängematte auf der hinteren Veranda. Reuben schüttelte ihn, bis er wenigstens ein bißchen zu sich gekommen war.

»Laß mich in Ruhe«, murmelte Roscoe.

»Roscoe, wenn du nicht gleich aufwachst, kipp ich dir einen Eimer Wasser über den Kopf. Das täte dir sowieso ganz gut. Du stinkst ja schon so, daß du Fliegen anziehst.«

Roscoe stöhnte auf und rollte aus der Hängematte.

Reuben half ihm auf die Beine.

Der Alte brummelte einen Fluch nach dem anderen zwischen den Lippen hervor, während Reuben ihn ins Haus schob. Das Badezimmer stank beinahe genauso wie Roscoe selber, der sich vor der Kloschüssel aufgestellt hatte. Seine Hand zitterte heftig, als er aus seinem Hosenladen seinen Penis hervorfummelte und ihn festhielt. Ein Großteil des unsteten Strahls tröpfelte ihm auf die durchlöchernten Socken.

»Puh!« Reuben öffnete das Fenster und drehte die Dusche in der kleinen Blechkabine an. »Komm her, Roscoe.«

Roscoe, dem immer noch Urin aus dem Hosenlatz tröpfelte, versuchte aus dem Badezimmer zu entkommen, aber Reuben packte ihn am Arm und schob ihn unter die Dusche – in seinen Kleidern.

Deftigste Flüche und Verwünschungen brachen aus dem Alten hervor.

»Jetzt zieh deine Klamotten aus und reich sie mir rüber.«

Das bedurfte einer außerordentlichen Anstrengung. Reuben wurde klatschnaß, als er Roscoe beim Aufknöpfen half. Er fand eine Abfalltüte und stopfte die nassen Sachen hinein, während der Alte seine Wäsche beendete.

»Du solltest dir einen guten Grund dafür ausdenken, daß du hier einfach eindringst und mich so behandelst«, schimpfte Roscoe, während er sich mit einem ausgefransten Fetzen Handtuch abtrocknete.

»Es ist ein Atomkrieg ausgebrochen und der Präsident erwartet dich zur Konferenz in seinem Bunker.«

»Ha, ha, bist du witzig.« Roscoe zitterte am ganzen Leib.

Reuben suchte ihm eine Unterhose. »Sonny Lunt hat mir erzählt, du hättest Pearl Dickenson eine Niggerschlampe genannt, und er hätte dich daraufhin aus ihrem Lokal geworfen.«

»Aus *ihr*em Lokal«, kreischte Roscoe.

»Ja, aus ihrem Lokal. Du schuldest der Lady eine Entschuldigung, Roscoe.«

»Na und?«

»Und du kannst sie nicht um Verzeihung bitten und dabei stinken, als seist du drei Tage auf Saftour gewesen.«

»Einen Scheißdreck redest du da. Ich werde den Teufel tun und mich bei ihr entschuldigen.«

Reuben seufzte. »Möchtest du etwa, daß ich dir deinen Schlüpfers zuknöpfen?«

»Nein. Gib mir 'ne lange Hose.«

Reuben sah ihm zu, wie er sich in ein paar saubere Hosen quälte. »Pearl Dickenson will doch nur verhindern, daß du ständig Zigarettenasche in die Rühreier krümelst. Du solltest froh sein, daß du so lange damit durchgekommen bist. Dir fehlt's doch nicht an Willenskraft. Du wirst doch wohl anderthalb Stunden am Stück ohne Kippe durchstehen, oder? Die ganze Stadt lacht über dich, Roscoe. Wenn du willst, daß sie zu lachen aufhören, dann hör auf zu jammern und benimm dich wie ein erwachsener Mann.«

Roscoe starrte Reuben an. »'s mir wurscht, wer über mich lacht. Der Teufel soll sie alle holen.«

Reuben lehnte sich gegen eine baufällige Kommode, verschränkte die Arme vor der Brust und lachte. »Ich lach auch über dich, du alter Idiot. Du trinkst dich hier noch zu Tode, nur um Pearl Dickenson zu trotzen. Du wirst ihr schon zeigen, was es heißt, böse zu dir zu sein, was?«

Roscoes Kinn begann zu zittern. Plötzlich setzte er sich auf sein Bett und legte die Hände vor sein Gesicht.

Reuben ging, um ein Päckchen Aspirin zu holen.

Roscoe schluckte die Tabletten mit einiger Mühe und spülte mit einem Glas Wasser nach. »Ich glaube, ich habe mich wie ein Arschloch aufgeführt. Reuben, wenn ich mal anfangen zu saufen, dann kann ich nicht mehr klar denken.«

Reuben klopfte ihm auf die Schulter. »Ich weiß. Seitdem ich dich kenne, hast du diese hunds miserable Laune. Du vertust 'ne Menge Energie damit, 'ne Wut auf andere zu haben, Roscoe.«

Roscoe nickte. »Meinst du, ich muß mich vor allen Leuten bei ihr entschuldigen, Reuben?«

Reuben lachte. »Ruf sie an. Sie ist schwer in Ordnung, Roscoe. Sie wird es so nehmen, wie es von dir kommt.«

❧ 5 ❧

Der zweite Sonntag im Juni nahm nicht gewöhnlich seinen Lauf, er explodierte. Es schien so, als wollte alle Welt gleichzeitig bei ihr frühstücken und die Sonntagszeitung kaufen, sobald sie nur das Pappschild auf GEÖFFNET gedreht und den Riegel zurückgeschoben hatte, aber wirklich jede einzelne Seele im Ort. Das Geklimper der Münzen in der Kassenschublade klang beflügelnd wie eine zündende Melodie, aber es gab Momente, da hatte sie das Gefühl, mit den Tellern förmlich zu jonglieren. Der alte Kalauer über die Leidenschaft und die Hitze der Küche grinste sie von der Wand her an, ein Überbleibsel aus Roscoes Tagen. Sie schwor sich, ihn bei nächster Gelegenheit zu entfernen. Die Idee, den Laden um halb vier dichtzumachen, erschien ihr jetzt nicht mehr nur vernünftig, sondern unglaublich weise und vorausschauend. Als sie das nächste Mal Gelegenheit fand, auf die Uhr zu sehen, war es bereits nach eins.

Als die Fliegentür hinter dem letzten Kunden zugefallen war, sagte Roscoe Needham: »Gelobt sei Jesus Christus.« und zündete sich die erste Zigarette seit anderthalb Stunden an. »Und so wird das jetzt an jedem verdammten Sonntag bis zum Tag der Arbeit gehen. Die Gans beginnt, goldene Eier zu legen.«

»Bin froh, daß Sie hier waren«, sagte Pearl zu ihm. »Das hätt' ich alleine nie geschafft.«

Er flezte sich auf einen Hocker auf der anderen Seite der Theke und entblökte den Großteil seines Zahnfleisches zu einem prächtigen Grinsen. »Schätze ich hab noch nicht alles vergessen, was ich jemals gelernt habe.«

Pearl nahm aus der Gesäßtasche ein kleines Notizbuch und machte sich ein paar hastige Notizen. »Das Vollkorngebäck ist wirklich gegangen. Ich könnte noch viel mehr Nachschub davon in die Tiefkühl-

truhe legen.« Sie öffnete die Kühlschranktür und bückte sich, um nach den Orangensaftreserven im untersten Fach zu sehen.

»Da kommt der Golden Boy.« Roscoe war viel mehr daran interessiert, wer hereinkam, als daran, wieviel Dutzend Mais-, Blaubeer- und Vollkornkuchen noch auf Lager waren und wieviel Orangensaft noch zum Ausschank bereitstand.

Als er Roscoe am Tresen entdeckte, blieb David Christopher auf der Schwelle stehen. »Scheiße.«

»Ist das etwa eine Art zu reden für einen, der aufm College war?« wollte Roscoe wissen.

Pearl richtete sich auf und schloß die Kühlschranktür. »Guten Morgen, Mr. Christopher. Sind Sie eigentlich verwandt mit diesem Butler, der John Bearsfoot Tipton die Schecks gebracht hat?«

Er lachte. »Mein Lieblingsfilm. Fantastische Einfälle, finden Sie nicht?«

Er schlich wie eine Katze um die leeren Plastikverpackungen im Zeitungsständer, der einmal *Boston Globes* und *Portland Sunday Telegrams* enthalten hatte, jetzt aber nur noch als Abfallkübel für ein paar Fetzen zerrissenen Zeitungspapiers diente. »Zeitungen sind alle weg, wie ich sehe. Ach, du wunderbare Sommerzeit. Ich hatte ganz vergessen, wie schnell die weggehen.«

Pearl langte unter die Theke, zauberte ein Exemplar der Sonntagszeitung aus Portland hervor und legte es vor ihn hin. »Damit Sie hier keinen der Vorzüge von McDonalds vermissen müssen. Sie hat vielleicht ein paar Eselsohren, aber es ist Roscoe gelungen, sie daran zu hindern, mit seinem Sportteil abzuziehen.«

»Danke, sehr freundlich.« Er tauschte die Sonnenbrille gegen eine Brille mit klaren Gläsern aus und strich sich die erste Seite zurecht.

»Nächste Woche werde ich mehr bestellen«, versprach sie. »Ich hätte heute morgen noch zwei Dutzend verkaufen können.«

»Werden Sie auch die *Sunday New York Times* bestellen?«

»Ich glaube, ich sollte es tun. Es wird soviel danach gefragt. Wollen Sie auch eine?«

»Nein. Ich schaue mir nur gerne die Bürgerkriege an, die darum geführt werden.«

Roscoe kicherte.

Pearl zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Wirklich«, erklärte David. »Absolut zivilisierte Angehörige der oberen Mittelklasse reißen sich die Dinger gegenseitig aus den Händen. Die meisten Läden in der Gegend weigern sich wegen dieser Schlachten, die *Times* weiterhin zu verkaufen.«

Roscoe bestätigte ihn. »Es ist wahr. Ich hab Leute gesehen, die zwanzig, fünfundzwanzig Jahre gute Nachbarn waren und plötzlich wegen diesem gottverdammten Blatt kein Wort mehr miteinander geredet haben. Man könnte glauben, da wären Schatzpläne drin. Vielleicht sollten die Sonntagsgäste lieber zur Kirche gehen als Zeitung lesen. Steht doch sowieso nichts als Unsinn drin.«

»Du sagst es, wie der gläubige Christ, der du nun mal bist, Roscoe«, spendete David ihm Beifall. »Ich glaube, in diesen Kriegen um die *Sunday New York Times* würde ein schönes Gedicht stecken. Ich habe es nur noch nicht ganz heraus. Ich denke immer, ein frisches Aufflackern der Kampfhandlungen könnte mir auf die Sprünge helfen.«

Roscoe gackerte wie ein Huhn und sog gierig an seinem Stummel, dann drückte er ihn in einer Kaffeetasse aus und begann, den Tresen abzuwischen.

David nickte in seine Richtung. »Was tut der hier? Es hat mir fast den Appetit geraubt, mitanzusehen, wie Roscoe immer seine Kippen in dreckigem Geschirr ausdrückte, aber ich dachte, das sei jetzt nur noch eines der grandiosen Kapitel in der kulinarischen Geschichte Nodd's Ridges.«

»Er arbeitet hier«, antwortete Pearl, »damit Karen sonntags frei machen kann. Und was tun Sie hier?«

»Frühstücken. Danke, ich brauche keinen Job.«

Roscoe kicherte. »Reden Sie in Davids Gegenwart nicht von Arbeit. Er weiß gar nicht, was das ist.«

»Man hat jahrelang versucht, mich davon fernzuhalten«, gab David zu.

Roscoe zog sich zurück, um die Ladung auf seinem Tablett in den Geschirrspüler zu stecken.

David rührte gelangweilt in seinem Kaffee und sah Pearl dabei zu, wie sie geschickt seine Eier wendete. »Nett von Ihnen, Karen sonntags frei zu geben, aber Sie sollten wissen, daß es eine vergebliche Lektion in Liberalität ist. Die Demnächst-Geschiedenen-Imbißkellnerinnen-Mit-Zwei-Kindern-Amerikas pflegen ihre Sonn-

tagvormittage nicht in der Kirche zu verschwenden. Diese kostbaren Stunden widmen sie der Interaktion mit denjenigen, mit denen sie die vorhergehende Nacht verbrachten, mit anderen Worten, wir reden hier von der Schlacht um den großen Katzenjammer.«

»Sie sind heute so scharfzüngig, als litten Sie selbst unter dem großen Katzenjammer.«

»Er doch nicht. David ist Abstinenzler.« Roscoe klirrte und klappte mit dem dreckigen Geschirr herum, als er es auf den Wagen der Geschirrspülmaschine steckte. »Der sitzt den ganzen Abend an einem abgestandenen Ginger Ale rum. Die Art Gast, die einen Barkeeper zur Verzweiflung treibt.«

»Roscoe, ich bin ein Student der menschlichen Natur.«

»Davon kriegt man 'ne dreckige Fantasie?« erwiderte Roscoe.

Der jüngere Mann lächelte. »Das mußt du besser wissen als ich.«

»Ich kann mir kaum was Nutzloseres vorstellen, als einen reichen, abstinenten Dichter.«

»Während unser Freund Roscoe hier den Krebs besiegt und unserer Zeit den Frieden gebracht hat.«

Mit finsterem Blick öffnete Roscoe den Mund um zurückzuknurren, aber Pearl lenkte ihn ab. »Die Lady kommt wohl, um sich Ihre Regale anzusehen«, sagte sie und deutete auf einen klapperigen Lieferwagen, der gerade auf den Parkplatz rollte.

Sein Geschäftssinn gewann jetzt die Oberhand über seine Streitlust.

»Sie kommt spät«, brummte er, ließ sich aber trotzdem dazu herab, hinauszuschlendern und mit ihr zu verhandeln.

Es dauerte eine Weile, bis David wieder etwas sagte, denn er war intensiv mit seinem Frühstück beschäftigt. »Ich habe Karen letzte Nacht im ›Dog‹ gesehen, zusammen mit diesem ekelhaften Arschloch, dem sie in letzter Zeit ihre außerordentliche Gunst zuteil werden läßt.«

»Na und?« erwiderte Pearl. »Der ›Dog‹ ist nun mal das örtliche Nachtlokal.«

David lächelte verzückt. »Gerade eins in einem Umkreis von fünf- undzwanzig Meilen. Manchmal spielt im ›Dog‹ eine einheimische Garagenband oder so ein versoffenes Wrack aus der glorreichen Zeit des Rock 'n' Roll wird dort an Land gespült, da kann man die Besoffenen und die Junkies doch ruhig hinnehmen. Eigentlich«, gestand

er, »bin ich gestern abend hingegangen, weil ich hoffte, Sie dort zu treffen.«

Pearl sah nicht von ihrer Tasse hoch, in die sie sich gerade einen lange aufgesparten Kaffee schenkte. »Ach, wirklich?«

»Ja. Vielleicht möchten Sie mal mit einem erfahrenen Führer dorthin, der die Sprache spricht?«

»Vielleicht. Zur Zeit hab ich 'ne Menge zu tun.«

»Um so mehr Grund, mal einen Abend frei zu nehmen. Was haben Sie mit Ihrem Samstagabend angefangen, wenn ich mal so unverschämt fragen darf?«

»Sie dürfen. Ich habe in meinem Garten gearbeitet.«

»Jesus. Die Mücken müssen Sie bei lebendigem Leib gefressen haben. Wissen Sie was? Sie werden es auch mit der vielen, harten, schweißtreibenden Arbeit nicht schaffen.«

»Was schaffen?«

»Die Leute davon zu überzeugen, daß Sie ein Yankee sind.«

Pearl zog nachdenklich die Stirn in Falten. »Tun Sie das nicht.«

»Was?«

Sie packte sich Besen und Abfalleimer, kam um den Tresen herum, nahm die leeren Plastikfolien, in die die Zeitungen eingeschweißt waren, aus dem Ständer und stopfte sie in den Eimer. »Spielen Sie nicht dieses schnodderige, kleine Spiel. Sie senden tausend kleine Botschaften aus, ich würde hier ja doch nur so 'ne Art Schwindel im Schilde führen und Sie würden bei diesem hübschen, kleinen Scherz mit mir unter einer Decke stecken. So'n Mist paßt zu unsicheren, kleinen Konfirmandenschwengeln.«

David legte seine Gabel vorsichtig auf den Teller. »Habe ich das wirklich getan?«

Pearl nickte.

Er legte die Unterarme so zusammen, daß sie eine Art Kirchturm formten, dann ließ er sie wieder auf den Tisch fallen. »Es tut mir leid. Das hätte ich nicht tun sollen. Das ist wirklich verletzend.«

»Schließen Sie die Augen.«

»Was?«

»Nur zu, schließen Sie die Augen.«

So feierlich wie ein Kind, das Verstecken spielt, befolgte er ihre Aufforderung. Ihre Hand legte sich ganz sanft auf seine und schob sie ein Stück über den Tresen, bevor sie sich wieder zurückzog. So-

fort signalisierte ihm die Empfindung der Wärme, daß sie seine Hand auf einen von der Sonne beschienenen Fleck geschoben hatte, und er stieß einen kleinen Freudenschrei aus.

»Psst. Seien Sie ganz still.«

So saß er also da, mit geschlossenen Augen, und fühlte die Sonne auf seiner Hand und seinem Unterarm. In der Stille hörte er das leise Wischen ihres Besens, ihre Bewegungen hinter ihm. Dann war sie wieder ganz nah, direkt hinter ihm, sie roch nach Küche, nach Butter und gebratenen Eiern, nach Schinken, Kaffee und Sahne, nach Gewürzen und Moschus. Vanille, dachte er, und Zimt.

Gleich neben seinem Ohr raschelte sie mit Papier, und dann zerriß sie es schnell, mehrmals hintereinander.

Er lachte.

»Augen zulassen.«

Und dann segelten die Schnipsel von Zeitungspapier auf ihn herunter, auf sein Haar, sein Gesicht, sogar hinter das Gestell seiner Brille, wo sie auf der Nase liegenblieben. Er blieb ganz still sitzen und ließ das Papier auf sich fallen.

»Jetzt können Sie die Augen wieder aufmachen.«

»Danke«, sagte er. »Vielen Dank.«



Roscoe Needham kam aus dem Lagerraum, als David Christopher gerade das Lokal verließ. Pearl fegte das Konfetti aus Zeitungspapier zusammen.

»Sie hat 'n bißchen rumgezankt, aber dann hat sie die Dinger genommen.«

»Gut.«

Roscoe sah sie nachdenklich an. »David trinkt nichts, weil seine Mutter eine Alkoholikerin war, müssen Sie wissen.«

»Oh.« Sie richtete sich auf und stützte beide Hände in die Hüften. »So was soll vorkommen.«

»Kommt sogar in den besten Familien vor. Viele Frauen trinken. Ich kannte 'ne alte Lady, die hat ihren Nachmittagstee immer mit Johannisbeerschnaps aufgemöbelt. Niemand hatte genug Mumm in den Knochen, der alten Baptistin klarzumachen, daß das Zeug mehr Prozente hatte als der Wodka aus'm Grünen Laden.«

»Grüner Laden?«

»Der staatliche Schnapsladen. Die hatten früher immer grüne Fassaden.«

»Ja, aber ich meinte, es soll vorkommen, daß die Kinder von Alkoholikern zu Abstinenzlern werden.«

»Manche werden aber auch zu Säufern. Wußten Sie, daß der alte Joe im Haus von Davids Mutter gestorben ist?«

Pearl hätte beinahe den Besen fallenlassen, den sie gerade aufhängen wollte. »Nein.«

Roscoe strahlte vor Vergnügen, weil er der erste sein durfte, der ihr diese Neuigkeit hinterbrachte. »Ayuh. Der verdammte alte Knochen hatte 'nen Herzanfall, als er versuchte ihren Caddie aus einer Schneewehe zu graben, in die sie ihn mit besoffenem Kopp gesetzt hatte. So besoffen war sie, sie hat's noch fertiggebracht, den Alten ins Haus zu schaffen. Er ist in ihrem Bett gestorben.« Roscoes Augenbrauen signalisierten ihr, welch vielfältige Möglichkeiten zu Spekulationen dieser Umstand offenließ.

Um nicht loskichern zu müssen, wischte Pearl den Tresen ab, was überhaupt nicht nötig gewesen wäre.

»Inzwischen ist sie natürlich gestorben. Krebs. Der ganze Körper war zerfressen. David ist der einzige Nachkomme. Sie hatte noch 'nen Jungen, Tommy. Nach ihm wurde der Sportplatz benannt. Wurde von einem Baseball getötet. Ich war dabei, wie's passierte.«

Pearl hörte auf zu putzen und setzte sich mit einer Tasse zu ihm, um seinen Erzählungen ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

»Es gab auch noch ein Mädchen. Sie wurde 65 oder 66, ich weiß das Jahr nicht mehr genau, auf dem See ermordet. Ihr Onkel Joe und Reuben waren da und haben es gesehen. David auch, als kleiner Junge. Ich weiß sicher, daß Reuben seitdem kein Stückchen Fisch aus dem See mehr gegessen hat.« Roscoe schüttelte in feierlichem Gram über die Tücken der Welt den Kopf. »Ich zweifle nicht 'ne Sekunde daran. David ist nie richtig drüber hinweggekommen. Da stimmt doch was nicht, wenn ein junger Bursche mit 'nem Haufen Geld in der Ecke sitzt und Gedichte schreibt, anstatt hinter den Mädchen herzujagen. Ich hab mal eines von Davids Gedichten gelesen. Joe hat's mir gezeigt. Es war in der *Maine Times* abgedruckt, die les' ich nicht regelmäßig. Davids Gedicht handelte von Himbeeren, das konnte jeder versteh'n. Es hatte keine Reime, ich glaub, Reime sind

heutzutage gegen die Regeln. Aber, wenn man das Ganze mal sachlich betrachtet, besteht wohl keine Gefahr, daß sie dem David Christopher in Portland auch mal so ein Denkmal hinstellen wie Henry W. Longfellow. Das war ein Kerl, der wußte wie man einen vernünftigen Reim anfertigt.«

»*Das Leben ist wirklich, das Leben ist ernst, und das Grab ist sicher nicht seine wahre Bestimmung.*« zitierte Pearl. »Hab ich das richtig hingekriegt?«

»Bei Gott, das haben Sie. Aber das ist nicht mein Lieblingsvers. Mir gefällt der über die Gedanken der Jugend, die so unendlich tief sind. Das ist natürlich großer Quatsch. Die jungen Leute denken so gut wie überhaupt nicht. Es sind die Alten, die tiefe Gedanken haben. Wußten Sie, daß Rudyard Kipling in Vermont gelebt hat?«

»Nein.«

»Er hat dort seine Geschichte über den Mungo geschrieben. Ich hab sie im *Yankee* gelesen.«

»*Rikki Tikki Tavi*. Es passieren doch immer wieder Wunder.«

»Verdammt richtig«, pflichtete Roscoe ihr bei. »Und so wird es auch immer sein.«

SECHSTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Als sie am nächsten Morgen um halb sechs die Treppe in ihre Küche hinunterstieg, hörte sie draußen in der Einfahrt etwas, das sich nach dem klapprigsten Auto der ganzen Welt anhörte. Ein kurzer Blick aus dem Fenster zeigte ihr einen Plymouth Fury von lepröser, undefinierbarer Farbe. Karen Styles glitt stolz hinter dem Lenkrad hervor.

Pearl öffnete die Fliegentür und rief ihr zu: »Wenn du mehr als zehn Dollar für die Rostbeule bezahlt hast, hat man dich übers Ohr gehau'n.«

Karens stolzes Lächeln fiel zusammen. »Pearl, ich habe Sie ja noch nie so fluchen hören.«

Pearl ging langsam um den Wagen herum, dann schüttelte sie den Kopf. »Das ist kein Fluchen, das ist der Zustand dieses Schrotthaufens.«

Karen biß sich auf die Unterlippe. »So furchtbar viel habe ich nicht bezahlt. Ich brauchte wirklich ein Auto.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Jetzt muß ich Bri nicht mehr bitten, daß er mich zur Arbeit fährt.«

»Würde dein Vater dich denn nicht bringen?«

Das Mädchen zuckte mit den Achseln. »Es liegt nicht auf seinem Weg.«

Das stimmte nicht. Er mußte auf dem Weg zur Tankstelle direkt am Restaurant vorbei. Pearl behielt diesen Gedanken für sich.

»Ganz nebenbei«, fuhr Karen fort, »habe ich meine eigene Wohnung nicht bekommen, also müßte ich Dad ständig um etwas bitten.«

Pearl seufzte. »Willst du 'ne Tasse Kaffee? Wir haben noch 'ne Viertelstunde Zeit.«

»Gern.«

Während sie Karen die Tür aufhielt, blickte Pearl noch einmal über die Schulter zurück auf das Auto und zog eine verächtliche Grimasse. Oh, wie schön war es doch, nicht mehr siebzehn zu sein und versuchen zu müssen, selbst auf die Füße zu kommen.

Das Mädchen hatte wenigstens den Anstand besessen, Roscoes Regel weiter zu befolgen, die besagte, daß keiner ihrer jungen Liebhaber jemals das Lokal betreten durfte. Sie hatte weggehört, wie Karen am Telefon im Lagerraum sich darüber bei Bri beklagt hatte, aber als sie vorbeigegangen war, hatte Karen ihr einen verschwörerischen Blick zugeworfen, der wohl besagen sollte: »Hören Sie nur zu, Pearl, wie ich ihn an der Nase herumführe.« Diese eiserne Regel, das hatte Pearl längst gemerkt, machte die Imbißstube für Karen zu einem Refugium von Bris tyrannischen Besitzansprüchen.

»Hör mal zu, Kleine«, sagte Pearl auf dem Weg zur Kaffeemaschine, »du mußt aufpassen, daß das Ding dir nicht die Haare vom Kopf frißt.«

»Dad wird den Wagen gar nicht mögen, aber ich denke, er und Sam werden ihn am Laufen halten.«

Weiter geht's also nicht mit der Unabhängigkeit, dachte Pearl. Nun, es war nicht ihre Sache, das Mädchen auf ihre Widersprüche hinzuweisen.

»Apropos Haare vom Kopf fressen – ich habe gestern abend schon wieder Mäusekügelchen im Lagerraum gefunden.«

»Ach du dickes Ei. Ich dachte, wir hätten sie alle erwischt.«

»Offensichtlich nicht. Vielleicht ist es auch eine ganz neue Familie. Sie sind so winzig.«

»Ich wünschte, wir müßten sie nicht umbringen.«

»Ich habe Roscoe gebeten, heute nachmittag neue Fallen aufzustellen. Paß auf, daß du dir nicht die Finger einklemmst.«

»Hauptsache er macht sie selber leer.« Karen schauderte es.

»Damit hat er sich schon fast sein Essen verdient«, sagte Pearl.

»Damit, daß er die toten Mäuse rausnimmt. Vielleicht sollte ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und ihm die toten Viecher als Mahlzeit zubereiten.«

Karen lachte. Pearl schaute aus dem Küchenfenster auf den alten Plymouth und wünschte sich, sie würde dieses Lachen noch öfter hören.



Mit Karens Hilfe hatte Pearl die alten, verstaubten Tische aus dem Keller geborgen. Einmal gesäubert und mit einem neuen Anstrich

versehen, taten sie auf der Grasrabatte neben dem Parkplatz im Schatten zweier Ahornbäume ihren Dienst als Picknicktische. Der neue Fußboden war verlegt, das neue Schild hing draußen am Haus, aber es war ihr noch nicht gelungen, die Sitzbänke aufzustöbern, die sie so gerne hätte, also stand noch immer der halbe Speiseraum leer. Weil jeder Dachdecker in der ganzen Gegend mit Aufträgen eingedeckt war, wartete sie noch auf die notwendigen Reparaturen am Dach und schaute jeden Tag ängstlich zum Himmel, denn jeder schöne Tag war für das Dach ein verlorener Tag. Der Tischler war gekommen und hatte Material dagelassen, aber dann war er offensichtlich erst einmal für ein paar Wochen zum Angeln gefahren.

Wie bei den Einheimischen während der ersten Wochen begann sie nun auch bei den Sommergästen damit, die Gesichter zu sortieren, sich daran zu erinnern, wem das Englische Gebäck besonders gut schmeckte, wer den Schinken und die Soße separat serviert haben wollte, vielleicht sogar den einen oder anderen Namen aufzuschnap-pen. Die Sommergäste kamen später als die Einheimischen. Nodd's Ridge war eine Gemeinde ohne einen großen Badestrand, ohne einen Staatspark oder andere Vergnügungsstätten, die ein größeres Publikum hätten anlocken können, also gab es nur wenige Tagestouristen. Die Leute kamen, um hier einen Monat zu verbringen oder gar den ganzen Sommer. Gegen Mittag kehrte eine Familie von asiatischen Amerikanern auf der Durchfahrt bei ihr ein, und es versetzte Pearl einen Schlag, die ersten farbigen Gesichter seit Wochen zu sehen, die nicht nur über den Fernsehschirm geflackert kamen. Auch wenn sie sich beharrlich weigerte, sich selbst irgendeiner Art von Menschen zuzuordnen, so fühlte sie doch ein momentanes Unbehagen, als ihr wieder einmal deutlich wurde, wie ausschließlich »weiß« die Welt war, der sie jetzt angehörte.

Roscoe wußte sowohl über die Sommergäste als auch die Einheimischen jede Menge Klatsch zu verbreiten, aber sie hatte nur selten Zeit und Muße, ihm zuzuhören. Wenn sie ihm von ihrer Seite des Tresens manchmal zuschaute, wie er stundenlang dasaß, eine Tasse Kaffee nach der anderen trank und mit Gott und der Welt tratschte, dann fragte sie sich ernstlich, wer von ihnen beiden wohl das bessere Geschäft gemacht hatte. Aber am Sonntag, wenn er für Karen einsprang, oder während der Engpässe, wenn er unaufgefordert um den Tresen herumkam, sich die Hände wusch, sich eine Schürze um den

Hals hängte und mit aushalf, dann war er die Kosten für seine täglichen Mahlzeiten mehr als wert.

An einem Dienstag hatte der Himmel sich zugezogen und schwere Regenfälle näßten die Menschen durch und ließen ihre Laune auf den Nullpunkt sinken. Pearl konnte über dem Gemurmel der Frühstücksgäste, die lange bei ihr herumlungerten, weil niemand zurück in den Regen wollte, das Wasser durch das undichte Dach in strategisch günstig aufgestellte Auffangtöpfe tropfen hören. Die Bauarbeiter waren mürrisch, schließlich verloren sie Geld, während die Welt draußen sich in Schlamm verwandelte. Die alten Leuten waren ebenso gereizt wie ihre von Arthritis befallenen Gelenke.

Gegen halb zehn hatten sich alle bis auf die Bauarbeiter auf ihre täglichen Besorgungsrunden oder ins Postamt begeben. Roscoe war nach Hause gegangen. Pearl sah von einer frisch zubereiteten Kanne Kaffee hoch, als Reuben Styles in der Tür erschien.

Schüchtern nahm er seinen Südwester vom Kopf.

»Wie geht's, Reuben?« Sie verhehlte nicht ihre Freude, ihn zu sehen.

Entlang des Tresens wurden die Ohren gespitzt.

Er zog die rechte Hand unter dem Regenumhang hervor. Ein winziges Siamkätzchen kam zum Vorschein, kaum größer als die Hand, die es hielt.

»O nein.« Sie streckte ihre Hände aus, um das Kätzchen in Empfang zu nehmen.

Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

Die Bauarbeiter gaben beifällige Laute von sich.

Pearl war sich im klaren darüber, daß die Männer sich nur sehr am Rande für das Kätzchen interessierten.

»Karen hat gesagt, Sie hätten noch immer Probleme mit Mäusen.«

»Danke. Karen!«

Karen kam aus dem Lagerraum gelaufen. Sie trocknete sich die Hände mit einem Handtuch.

»Sieh mal, was dein Vater mitgebracht hat.«

Das Mädchen stieß einen Schrei des Entzückens aus und streckte die Hand nach dem Kätzchen aus.

»Ich erinnerte mich daran, daß Mrs. Cobb zu mir gesagt hatte, ihre Petunia werde jetzt bald werfen. Sie schuldete mir noch ein paar

leichtere Hilfsdienste, also konnte ich den Preis runterhandeln«, sagte Reuben.

»Und jetzt schulde ich Ihnen ein Kätzchen.«

»Nun.« Er zog die rechte Hand unter dem Regenumhang hervor. »Ich dachte, Sie könnten für Ihr Haus auch noch eines gebrauchen.« Ein zweites Kätzchen glitt aus seiner Hand auf den Tresen.

Lachend hob Pearl es hoch. »Das stimmt. Jetzt stehe ich doppelt in Ihrer Schuld.«

»Weiß jemand, wo ich mir ein paar Kätzchen besorgen könnte?« fragte einer der Bauarbeiter.

Pearl und Reuben ignorierten das Gelächter, das die Bemerkung des Witzbolds hervorgerufen hatte.

»Junge und Mädchen«, sagte er zu ihr. »Sie können sie schon impfen lassen.«

»In Greenspark gibt es einen Tierarzt«, fügte Karen hinzu. »Gleich an der Hauptstraße.«

»Karen, lauf doch mal eben in den Laden rüber und besorge etwas Katzenstreu. Wir werden ihnen eine Kiste zurechtmachen.«

»Nicht nötig«, sagte Reuben und zauberte einen Fünf-Pfund-Sack Katzenstreu aus den Falten seines Umhanges hervor.

»Sie haben aber auch an alles gedacht.«

»Kein Problem. Ich dachte, ich könnte Ihnen den Weg ersparen.«

Ellbogen stießen gegeneinander und Köpfe wurden zusammengesteckt, aber keiner unter den Zuschauern an der Bar traute sich, eine spitze Bemerkung gegen Reuben abzuschießen. Diese Zurückhaltung wirkte jedoch kaum weniger plump.

Reuben kümmerte sich nicht um die Männer. Er hatte seinen Umhang ausgezogen und setzte sich an den Tresen, um den Kätzchen dabei zuzusehen, wie sie in dem großen, leeren Raum herumfegten, in dem noch immer die Sitzecken fehlten. Karen bückte sich, um die Kätzchen mit einem Stück Bindfaden zu ärgern.

Auch die anderen Männer am Tresen drehten sich auf ihren Hockern herum, offensichtlich mit der Absicht, die Kätzchen beim Spielen zu beobachten. Zugegeben, es war für die Bauarbeiter ein furchtbar langweiliger Vormittag, aber warum interessierten grobe Kerle wie sie sich auf einmal für kleine Kätzchen?

Karen trug ein übergroßes T-Shirt, das nicht nur ihren Busen vollständig verdeckte, sondern auch noch den Hintern, der in hautengen

Jeans steckte. Viel gab es für die Burschen also nicht zu beäugen. Im Augenblick wirkte Karen kaum älter als zwölf. Sie stand auf, zog sich am unteren Saum das Hemd straff und kam um den Tresen herum, um sich die Hände zu waschen.

»Darf ich Ihnen was bringen, Reuben?« fragte Pearl.

»Nur einen Tee, bitte.«

Sie schob ihm den Becher über den Tresen. Weiter hinten an der Theke machte ein Mann Karen mit seiner Tasse ein Zeichen, und sie nahm diesen Hinweis zum Anlaß, mit der ganzen Kanne loszuziehen und jedem, der wollte, den Kaffee nachzuwärmen.

»Der Dachdecker ist immer noch nicht dagewesen?« fragte Reuben.

Pearl schüttelte den Kopf.

»Der Tischler auch nicht?«

Soweit es sie anging, beteiligten sich die zur Untätigkeit verurteilten Arbeiter an der Unterhaltung. Völlig ungeniert lauschten sie jedem Wort, das gesprochen wurde.

»Curley hatte eine Gallenblasenkolik, Miß Dickenson«, sagte einer von ihnen. »Hat Ihnen das niemand gesagt?«

»Nein. Geht's ihm besser?«

»Ja. Am ersten schönen Tag fängt er wieder an zu arbeiten. Der hat nur'n paar geröstete Muscheln zu viel erwischt, das war alles.«

Das Telefon klingelte, und Pearl ging, wie es ihre Gewohnheit war, mit dem Hörer um die Ecke in den Vorratsraum. Es war der Fleischlieferant. Das Wetter hatte ihn aufgehalten, aber sie sollte sich keine Sorgen machen, er sei schon rechtzeitig zur Mittagszeit bei ihr.

❧ 3 ❧

Pearl hatte an diesem Nachmittag sowieso ein paar Besorgungen in Greenspark machen wollen, also überließ sie es Karen, nach dem Lunch abzuschließen und nahm die Kätzchen mit. Der Tierarzt war tatsächlich so leicht zu finden, wie man ihr angekündigt hatte. Er hatte eine saubere kleine Praxis an der Hauptstraße.

Als sie das leere Wartezimmer betrat, klingelte irgendwo eine Glocke, die offensichtlich durch das Öffnen der Tür ausgelöst worden war. Sie hörte Frauenstimmen und glaubte schon, es sei für diesen Tag bereits geschlossen, aber die hübsche Frau, die kurz darauf in

das Wartezimmer kam, machte keine Anstalten, sie wieder wegzuschicken.

»Schreckliches Wetter«, sagte die Frau.

Pearl stimmte ihr zu.

Die Sprechstundenhilfe trug eine maßgeschneiderte Uniform, über dem rechten Busen wies ein Ansteckschild auf ihren Vornamen hin: BARBARA. Schlank, sonnengebräunt, mit viel dunklem, offensichtlich geföntem Haar stand die Assistentin des Tierarztes da und musterte Pearl ganz unverhohlen von oben bis unten.

»Sie müssen Pearl Dickenson sein«, sagte Barbara und streckte ihr die Hand entgegen. In ihrem Verhalten lag eine Selbstsicherheit, die fast schon etwas Gebieterisches hatte. »Ich bin Barbara Bragg, Bragg mit zwei G.« Sie zeigte auf das Schildchen, um ihre Worte zu unterstreichen. »Roscoe Needham ist mein Onkel, das heißt, er ist der Mann meiner Tante.«

»Oh.« Pearl fragte sich, warum die Frau glaubte, ihr diese Verwandtschaftsbeziehung mitteilen zu müssen.

Die Bragg lachte. »Roscoe ist schon 'ne Type, was? Meine Mutter konnte ihn nicht ausstehen. Er ist so ein Halunke. Ich war schon ganz verrückt darauf, Sie endlich kennenzulernen. Ach, ich wünschte, meine Mutter würde noch leben, damit ich ihr erzählen könnte, daß Roscoe endlich seinen Meister gefunden hat.«

»Ach, wirklich?«

Pearl war für Roscoe fast ebenso beleidigt wie für sich selbst.

Als sie die Kätzchen entdeckte, die von der Fahrt noch immer etwas schläfrig waren, schrie sie auf vor Entzücken: »Nein, was haben wir denn da? Sind die süß!«

»Sie müssen geimpft werden.«

Die Sprechstundenhilfe reichte Pearl ein paar Formulare und nannte ihr den Preis für die Impfungen. »Ich werde mich um die beiden kümmern. Sie können derweil die Formulare ausfüllen.«

Sie nahm die Kätzchen hoch und trug sie davon.

Pearl nahm einen Kugelschreiber zur Hand und füllte die Formblätter aus. In die Spalten für die Namen der Tiere schrieb sie einfach *Junge* und *Mädchen*.

Barbara Bragg kam nach ein paar Minuten zurück. »Schon erledigt«, trällerte sie, nahm das Geld von Pearl in Empfang und erklärte

ihr, wann die nächsten Impfungen fällig wären und wann sie die Tierchen sterilisieren lassen könne, falls sie das überhaupt wolle.

Draußen atmete Pearl erst einmal tief durch. Die Luft da draußen kam ihr außerordentlich rein vor. Sie merkte, wie sie sich etwas entspannte und kam zu dem Schluß, sie müsse wohl ziemlich müde und miesepetrig sein. Sie verurteilte sich zu einer Tüte Eiscreme, dann fuhr sie nach Hause.

❧ 4 ❧

Als sie an ihrem Restaurant vorbeifuhr, um nachzusehen, ob Karen ordentlich abgeschlossen hatte, beschloß sie, die Kätzchen zusammen dort zulassen, um ihnen die Trennung von der Mutter etwas zu erleichtern. Die Wolken waren etwas aufgebrochen, und es herrschte ein wunderschönes Zwielight, als sie nach Hause kam. Auch die dunklen Wolken über ihrem Gemüt rissen ein wenig auf. Beim Öffnen der hinteren Tür flatterte ihr ein Briefumschlag vor die Füße, der dort gesteckt hatte. Es war ein ganz normaler Umschlag wie man ihn für Geschäftsbriefe benutzt. In Maschinenschrift stand ihr Name darauf.

Sie riß den Umschlag mit einem Fingernagel auf und entnahm ihm ein einzelnes Blatt Papier. Ein Gedicht stand darauf.

Das Gefecht um die Sunday New York Times

»Meine! Meine!«

Wir reißen die Zeitung in Fetzen,

zerpflücken Worte,

Buchstabe für Buchstabe

werfen sie himmelwärts,

wo sie einen Moment schweben,

um dann

kraftlos auf die Erde

zurückzusinken,

schwarz und weiß und zerlesen

rieselt der Zeitungsschnee auf uns,

formt am Boden eine Landkarte,

ein Kreuz an der Stelle,

wo etwas begraben liegt.

Sie setzte sich, um das Gedicht noch einmal zu lesen. Dann nahm sie den Telefonhörer auf und rief David Christopher an.

»Vielen Dank.«

Er war einen Moment lang still, dann sagte er: »Nichts zu danken. Sie brauchen nichts weiter zu sagen.«

»Ich wüßte auch nicht was. Jedenfalls wüßte ich nicht, wie anfangen.«

»Es ist nur ein erster Entwurf.«

Es schien ihm peinlich zu sein, daß er sich dazu hatte hinreißen lassen, ihr ein Gedicht an die Tür zu stecken. Also lud sie ihn zu einer Pizza im ›Dog‹ ein. Er stürzte sich auf die Einladung wie ein zahnender Welp, dem man einen Lumpen zum Spielen hinhält. Sie verabredeten sich für sieben Uhr.

Auf dem Anrufbeantworter war nichts zu hören außer dem Rauschen des Bands und einer Serie von Klicks. Jemand hatte angerufen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Mein Bruder Bobby, dachte sie. Er haßte es, auf ein Tonband zu sprechen. Sie fragte sich, wo er wohl sein mochte.

Pearl nahm eine Dusche und zog sich gerade für den Abend an, als sie ein Fahrzeug auf den Hof fahren hörte. Unten riß jemand die Tür auf, dann hörte sie aus der Küche Roscoe Needham mit einem Zittern in der Stimme rufen:

»Pearl!«

Sie rannte die hintere Treppe auf Strümpfen hinunter.

Der alte Mann stand in der Küche, mit offenstehendem Mund, der Adamsapfel hüpfte ihm vor Aufregung immer rauf und runter.

»Roscoe, was ist passiert?«

»Es ist was mit Jack«, antwortete Roscoe. »Ich glaube, er stirbt.«

Pearl schnappte sich Überschuhe und Regenmantel und folgte dem Alten zu seinem Museumsstück von Lastwagen.

Jack lag auf dem Vordersitz, lose in eine haarige alte Wolldecke gewickelt. Die Augen des alten Hundes waren verdreht, Schaumflocken hingen ihm am Maul und die Flanken hoben und senkten sich unter der Anstrengung des Atmens.

Pearl streichelte ihm sanft über den Kopf. »Roscoe, ich weiß nicht. Ich glaube, Sie sollten ihn zum Tierarzt bringen.«

Roscoe bebte am ganzen Leib. »Er stirbt. Ich weiß, daß er stirbt.«

Sie legte Roscoe einen Arm um die Schulter. »Es kann sein, daß er stirbt. Er ist alt, Roscoe.«

»Ich hab ihn noch nie so gesehen.«

Der Alte schien seit dem Frühstück noch einmal um mindestens zehn Jahre gealtert zu sein. Seine Hände zitterten, sein Blick drückte Verzweiflung aus. Er schien ihr nicht in der Verfassung, den Hund selbst irgendwohin zu bringen.

»Ich werde schnell den Tierarzt anrufen.« Sie war nach drei Minuten wieder zurück. »Der Tierarzt wartet in seiner Praxis auf uns. Kommen Sie. Sie halten Jack, und ich fahre.«

Roscoe nickte dumpf und tat wie ihm geheißen.

Während der Fahrt nach Greenspark hatte Jack mehrmals krampfartige Zuckungen, aber Roscoe, vielleicht, weil er sich jetzt ganz auf das Tier konzentrieren konnte, riß sich bei jedem dieser Anfälle etwas mehr zusammen, als gäbe ihm das Halten und Beschwichtigen des Hundes neue Kraft.

»Jack ist schon seit einiger Zeit krank. Ich wußte, daß er zum Sterben bereit ist. Ich habe nur an mich gedacht.«

»Man gewöhnt sich an ein Tier. Es ist verdammt schwer, sich zu trennen.«

Roscoe setzte sich etwas aufrechter hin. »Ich hatte nicht viel von ihm erwartet, als ich ihn bekam, aber Jack erwies sich als Naturtalent auf der Kaninchenjagd. Ich weiß noch, in einem Jahr, ich glaube, es muß im Sommer 79 gewesen sein...« Roscoe verlor sich in seinen Erinnerungen. Als sie beim Tierarzt vorfuhren, brach er plötzlich mitten im Satz ab – »... dieser scheckige Rammeler war das größte Kan...« – und rutschte unter dem Hund hervor.

Pearl war sich nicht sicher, ob er die Kraft aufbringen könnte, seinen Hund alleine zu tragen, aber er bewerkstelligte es.

Der Tierarzt ließ sie in seine Praxis. Er war ein junger Mann, schlank, seine Haut war mit Sommersprossen bedeckt, und das sandfarbene Haar lichtete sich bereits. »Hier entlang«, sagte er und führte sie in sein Sprechzimmer, den Hund ließ er dabei nicht aus den Augen.

Pearl stellte sich vor, als sie den Raum betraten. Der Tierarzt schüttelte ihr flüchtig die Hand und sagte, sein Name sei Dr. Beech.

Roscoe legte den Hund auf den Behandlungstisch, der Tierarzt streichelte Jack den Kopf und fuhr ihm mit einer Hand über den ma-

geren, alten Körper. Die Krämpfe hatten aufgehört, die Rippen des Tieres hoben sich, fielen in sich zusammen, um sich anschließend mühsam wieder hochzuarbeiten.

»Nun, Mr. Needham, Ihr Hund ist in einer sehr schlechten Verfassung.«

Der alte Mann zuckte zusammen. Er zitterte wieder.

Pearl legte ihre Hand auf Roscoes Unterarm.

»Hätt' ihn erschießen soll'n«, platzte Roscoe plötzlich heraus. Er wischte sich mit dem Handrücken heftig die Unterseite seiner Nase. »Ich hätt's selber tun sollen, bevor es so schlimm werden konnte.«

Pearl entdeckte eine Schachtel Kleenex auf dem Tisch und reichte sie dem alten Mann hinüber. Er schneuzte sich geräuschvoll die Nase.

Der Tierarzt klopfte Roscoe auf die Schulter. »Mr. Needham, ich weiß, daß das nicht leicht ist für Sie.«

Roscoe blinzelte seine Tränen weg. »Weiß schon. Es ist Zeit, ihn zu erlösen.«

Der Tierarzt nickte. »Möchten Sie noch einen Moment mit ihm allein sein?«

Roscoe richtete sich auf und schüttelte den Kopf. »Nein.« Er hielt dem Hund den Kopf. »Tun Sie es. Das hat alles schon viel zu lange gedauert.«

Es war sehr schnell vorbei.

Pearl legte Roscoe den Arm um die Schultern. »Es wird nie wieder einen Jack geben, stimmt's?«

Der Tierarzt klopfte dem Alten noch einmal auf die Schulter, und jetzt fiel er in sich zusammen und brach in Tränen aus. Nach ein paar Minuten hatte er seine Gefühle allerdings wieder in der Gewalt und bestand darauf, den Hund selbst zum Lastwagen zurückzutragen. Auf der Rückfahrt schwieg er, bis sie wieder in Nodd's Ridge waren.

»Ich werde Jack alleine nach Hause bringen, Pearl. Steigen Sie bei Ihrem Haus aus.«

Ein schneller Blick überzeugte sie davon, daß er absolut ruhig war. »Sind Sie sicher?«

Roscoe nickte. »Ich möchte jetzt lieber allein sein.«

Er dankte ihr, als sie ausstieg. Seine Stimme zitterte etwas, und er wischte sich blitzschnell eine Träne aus dem Augenwinkel, dann fuhr er fort: »Sie sind eine gute Frau, Pearl.«

»Rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen.« Sie sah ihm nach, wie er davonfuhr, über das Lenkrad gebeugt, als hätte ihm jemand einen Tiefschlag versetzt.

❧ 5 ❧

Als sie ihr Haus betrat, klingelte gerade das Telefon. »David.« Sie warf sich förmlich auf den Hörer.

»Haben Sie sich verlaufen?«

»Nein, nein. Es tut mir furchtbar leid, aber ein Akt der Nächstenliebe ist mir plötzlich dazwischengekommen.«

»Das haben Akte der Nächstenliebe so an sich«, sagte David. »Sie kommen plötzlich dazwischen, meine ich. Sie müssen mir gar nicht sagen, was es war.«

»Ich mußte Roscoe und seinen Hund ganz schnell zum Tierarzt fahren.«

»Oh.«

»Ich konnte Roscoe nicht ans Steuer lassen. Er war viel zu aufge-regt.«

»Dieser rüddige alte Collie? Was ist mit ihm?«

»Er ist tot.«

Es entstand eine Pause. »Das tut mir sehr leid für Roscoe. Wirklich, ich meine das ganz ehrlich.«

»Ja. Es ist sehr schwer, alt zu werden.«

»Ist Ihnen eigentlich klar, daß Sie mich – wenn ich mal so taktlos sein darf – wegen eines toten Hundes versetzt haben?«

Pearl lachte. »Ich habe ja gesagt, es tut mir leid. Nehmen Sie einen Gutschein?«

»Okay. Sie können ganz einfach nicht anders als liebenswert sein.«

»Und noch mal vielen Dank für das Gedicht. Das letzte Mal, daß mir jemand ein Gedicht verehrt hat, war in der dritten Klasse.«

»Und?«

»Was, und?«

»Was hat es dem Dichter in der dritten Klasse eingebracht?«

»Er durfte mich auf seinem Fahrrad nach Hause bringen. Am nächsten Tag hat er sich in ein kleines, rothaariges Mädchen verliebt.«

An der Art, wie er lachte, glaubte sie zu erkennen, daß er ihr vergeben hatte, daß er von ihr wegen eines toten Hundes versetzt worden war.



Karen kam am nächsten Morgen sehr früh auf den Hof gefahren. Pearl war noch beim Anziehen. Das Mädchen kam einfach rein und rief die Hintertreppe hoch: »Guten Morgen.«

»Komme sofort runter«, rief Pearl zurück und zog ihre Jeans an.

Als sie in die Küche kam, war Karen, die sich bereits eine Tasse Kaffee eingeschenkt hatte, gerade dabei das Gedicht zu lesen, das sie auf dem Küchentisch vergessen hatte.

Hoppla!

»Wow«, sagte Karen. »Mir hat in meinem ganzen Leben noch niemand ein Gedicht geschrieben.«

»Es ist kein Liebesgedicht«, betonte Pearl hastig. »Außerdem hat er es gar nicht für mich geschrieben. Er hat's mir nur zum Lesen gegeben, das ist alles.«

»Das sehe ich auch. Ich kapiere es zwar nicht, aber daß es kein Liebesgedicht ist, habe ich auch gemerkt.«

»Vielleicht bist du einfach zu früh von der High School abgegangen«, bemerkte Pearl in der Hoffnung, sie von dem Thema abzulenken.

Karen ließ das Gesicht auf den Tisch fallen. »Ich glaube, ich hätte es auch nicht kapiert, wenn ich auf der High School geblieben wäre.«

»Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht, ob ich es selber kapiere.«

Karen kicherte. »Auf jeden Fall ist es unheimlich romantisch, ein Gedicht zu bekommen. Was ist überhaupt los? Habt ihr beiden eine Affaire? Ich bin David gestern abend im ›Dog‹ begegnet, und sofort hat er mich gefragt, ob ich Sie gesehen hätte. Es kam mir fast so vor, als habe er auf Sie gewartet und Sie seien nicht aufgetaucht.«

»Wir wollten zusammen eine Pizza essen, das war alles. Aber ich mußte Roscoe und seinen Hund zum Tierarzt bringen. Jack ist tot.«

»Sein alter Collie? Roscoe hatte den Hund, seit ich zurückdenken kann.«

»Es ist ein Jammer. Der Tierarzt schien mir ein ganz netter Kerl zu sein.«

»Dr. Beech? Er ist ein Schatz.«

»Hey, es ist Zeit, zur Arbeit zu gehen.« Pearl drängte zur Eile, erleichtert, Karen auf diese Weise wenigstens für den Augenblick davon abhalten zu können, die Nase noch tiefer in ihre Angelegenheiten zu stecken.

Roscoe wartete schon vor dem Lokal auf sie. Er sah nicht so aus, als hätte er in der Nacht ein Auge zugekriegt. Karen nahm ihn kurz in die Arme, und der Alte war darüber so erstaunt, daß Pearl nur mit Mühe ein Grinsen unterdrücken konnte. Das war mit Sicherheit zum erstenmal in der Beziehung zwischen diesen beiden natürlichen Antagonisten passiert.

»Das mit Jack tut mir leid«, sagte das Mädchen.

Roscoe zuckte mit den Achseln. »Wenn man lange genug lebt, sterben sie einem alle weg.«

Die Kätzchen waren putzmunter, aber sie hatten keine Maus gefangen.

»Sie sind noch so klein«, meinte Pearl. »Wahrscheinlich würde eine Maus ihnen Angst einjagen.«

Karen lachte. »Das dürfen Sie ja nicht glauben. Ich habe schon Katzen Mäuse fangen sehen, die genauso groß waren wie sie selbst. Noch in dieser Woche werden hier tote Mäuse rumliegen, das verspreche ich Ihnen.«

Da Pearl keinen frischen Mäusedreck mehr fand, beschloß sie, zufrieden zu sein, wenn die Kätzchen das Mäusepack wenigstens fernhalten würden. Sie machte Roscoe sein Frühstück, aber er stocherte nur darin herum.

Die Morgenkunden kamen nach und nach hereingeschneit. Das, was Karen Sonny Lunt mit leiser Stimme zugeflüstert hatte, teilte sich irgendwie auch den anderen mit. Es bewegte Pearl, Zeugin des aufmunternden Schulterklopfens und der gemurmelten Bekundungen des Mitgefühls zu werden, die dem alten Mann zuteil wurden das waren alles Leute, denen ein Hund etwas bedeutete.

Roscoe hatte keinen bösen Spott zur Hand, er war nicht einmal mürrisch. Er ging bald nach Hause.

Reuben kam herein, um nach Roscoe zu sehen. Irgend jemand hatte lange genug an seiner Tankstelle gehalten, um ihm mitzuteilen, daß Roscoe seinen Hund Jack verloren hatte. Er blieb noch ein bißchen, trank eine Tasse Tee, untersuchte die Kätzchen, schaute sich ihre

Augen, Ohren und den Mund an, als suche er nach Übereinstimmungen zwischen den beiden, dann entschuldigte er sich, daß er zu seiner Arbeit zurück müsse, weil er von seinem Großhändler eine Benzinlieferung erwarte und Jonesy zu nervös sei, mit dem Tankwagenfahrer allein klarzukommen. Er nahm noch einen Donut mit und Kaffee für Jonesy und sagte, er würde Roscoe später am Tage anrufen, um sich zu vergewissern, daß mit ihm alles in Ordnung sei.

Als Pearl abschloß, fiel ihr ein, daß David Christopher sich den ganzen Tag nicht hatte blicken lassen. Auch gut. Sie hatte schließlich noch nichts investiert. Er war ein amüsanter Mann, sah ohne Zweifel ziemlich gut aus, aber sie war inzwischen zu alt, um von einem Mann noch irgend etwas zu erwarten, das er nicht zu geben bereit war, handle es sich nun um Freundschaft oder gar mehr. Wenn er plötzlich wieder einen Schüchternheitsanfall haben sollte, müßte er eben selbst darüber hinwegkommen.

Karen war es übrigens auch aufgefallen.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, riet sie Pearl unaufgefordert, »er ist wahrscheinlich noch ein bißchen sauer wegen gestern abend. Er wird drüber hinwegkommen.«

»Ich mache mir keine Sorgen deshalb.«

Aber Karen war zu sehr mit ihrer Fantasie beschäftigt, um sich um Pearls Dementis zu kümmern.

»Wissen Sie, wenn ich nicht schon einen Liebhaber hätte, wäre ich ganz schön eifersüchtig. Immerhin ist David der umwerfendste Mann, den ich kenne. Ich möchte wetten, daß Sie selbst in Ihren kühnsten Träumen nicht damit gerechnet hätten, in dieser Wildnis auf einen solchen Mann zu treffen.«

»Nein.«

Karen fand kein Ende. »Es ist wie in einer Seifenoper.« Als sie Karen davonfahren sah, wußte Pearl nicht, ob sie sich über diesen Ausbruch von romantischen Gefühlen bei der Kleinen nun amüsieren oder ärgern sollte.



Sie fuhr direkt zu Roscoe. Reuben war schon vor ihr gekommen. Er und Roscoe, der rote Augen hatte und angetrunken war, saßen auf der hinteren Veranda und warfen Kieselsteine in den Matsch. Ein

Stück frisch aufgegrabener Erde am Fuße der kleinen Treppe, gleich neben dem Fliederbusch, zeigte an, daß Roscoe den Hund an seinem Lieblingsplatz beerdigt hatte.

Sie zeigte Roscoe die Papiertüte, die sie mitgebracht hatte. »Ich habe Ihr Abendessen dabei.«

Reuben nahm ihr die Tüte ab. »Riecht gut. Nein, riecht sogar ausgezeichnet.«

»Dann kannst du's ja essen«, sagte Roscoe. Kleinlaut wich er Pearls Blick aus. »Ich habe keinen Appetit, Pearl. Trotzdem vielen Dank.«

Reuben und Pearl sahen sich an und zuckten mit den Achseln.

»Ich werd's in den Kühlschrank tun«, sagte Reuben und nahm die Tüte mit rein.

Pearl setzte sich neben Roscoe.

»Wollen Sie nicht mitsaufen?« fragte er sie.

Pearl drückte den Arm des alten Mannes, »'s ist nicht so toll, um halb sechs mit 'nem dicken Kater aufstehen zu müssen.«

»Schade, Sie sind jemand, der nicht nur redet, um sich selbst reden zu hören.«

Reuben kam zurück und gab Pearl ein Bier.

»Aber ich werde auf das Andenken an Jack eines mittrinken«, sagte sie und riß die Dose auf.

Feierlich erhoben sie alle drei zu Jacks Ehren die Dosen.

»Ich hab mir den Rücken verrenkt, als ich Jacks Grab ausgehoben hab«, sagte Roscoe. »Außer diesem Budweiser hab ich keinen Schmerzstiller.«

Reuben schimpfte mit ihm.

»Ich hätte es doch gerne für dich gemacht. Warum hast du mich nicht gefragt? Wenn du nicht vorsichtig mit deinem Rücken bist, kann das noch mal zu einer ganz schlimmen Sache werden.«

Der alte Mann starrte mit verschwommenen Augen auf das frische Grab seines Hundes.

»Ich denke, ich kann meinen eigenen Hund schon noch selber unter die Erde bringen, auch wenn ich zuviel Schiß gehabt habe, es rechtzeitig zu tun.«

Reuben nickte. Roscoe hatte sich in seiner Trauer zusammengerollt wie ein Igel vor der Gefahr. Man konnte nicht viel mehr für ihn tun als ihn in Ruhe zu lassen.

Ein Country Squire Kombi rollte hinter Pearls Lastwagen aus, und Barbara Bragg kletterte hinter dem Lenkrad hervor. Sie winkte ihnen zu, dann öffnete sie die hintere Klappe, und als sie sich wieder aufrichtete, hielt sie einen schwarzen Labradorwelpen in der Hand.

Pearl und Reuben warfen sich einen verwunderten Blick zu.

Roscoe lachte sein häßlichstes Lachen. Es hörte sich an wie ein Stück Kreide auf einer Wandtafel.

»Schau mal, Onkel Roscoe«, krächte die Bragg, »was ich dir mitgebracht habe.«

Roscoe schüttete sich den letzten Schluck Bier hinter den Knorpel, zerdrückte die Dose mit einer Hand und warf sie einfach über das Verandageländer auf den Hof.

»Will ich nicht haben. Ich will keinen verdammten Hund mehr.«

Barbara Bragg setzte ihren Weg quer über den Hof unbeirrt fort. Der Welpen zappelte auf ihren Armen herum.

»Ach, hallo Reuben.«

Mit einem erstaunten Zurückwerfen des Kopfes machte sie deutlich, daß Pearl für sie eigentlich nur ein Eindringling war.

»Pearl, was für eine Überraschung, Sie hier zu sehen.«

Pearl spielte mit dem Gedanken, ihr klarzumachen, daß sie für eine Barbara Bragg immer noch Miß Dickenson sei, aber die Frau stürmte voran wie ein Panzer.

»Onkel Roscoe, Jack war doch schon so alt. Für ihn war es das beste, jetzt hat er keine Schmerzen mehr.«

»Oh, Barbara, sieh zu, daß du Leine ziehst!« sagte Roscoe.

Pearl mußte gegen ein Grinsen ankämpfen.

Barbara schürzte die Lippen.

»Ich weiß, daß du durcheinander bist, Onkel Roscoe. Aber du brauchst einen neuen, jungen Hund, Onkel Roscoe. So schnell wie möglich. Es ist wie mit einem Pferd, das einen abgeworfen hat. Man muß gleich wieder aufsteigen. Viele alte Leute«, plapperte Barbara weiter, »legen sich keinen neuen Hund zu, wenn der alte gestorben ist, weil sie Angst haben, er könnte sie überleben, aber ich finde, du solltest dir deshalb keine Sorgen machen. Wenn der Besitzer eines Tieres stirbt, findet sich immer jemand, der sich um die arme Kreatur kümmert.« – eine Aussage von solch barem Unsinn, daß Pearl sich kaum zurückhalten konnte – »Und was noch wichtiger ist, alte Leute brauchen Tiere, damit sie nicht so allein sind. Schau mal, dieser klei-

ne Kerl ist aus dem Wurf von meiner Desdemona. Du weißt doch, was für ein fantastischer Hund meine Desdemona ist. Ich kriege für ihre Welpen dreihundert Dollar pro Stück. Im ganzen Staat gibt's keinen besseren Hund.«

»Ich werde dir was sagen«, erwiderte Roscoe. »Ich werde dir einen Scheck über dreihundert Dollar ausschreiben, damit du deinen verdammten Köter behältst.«

Barbara Bragg hatte sichtlich Mühe, auf ihrem Gesicht den Ärger zu verbergen, der in ihr hochzukriechen begann.

»Ach, Onkel Roscoe, du bist solch ein Dickschädel. Du weißt einfach nicht, was gut für dich ist.«

Urplötzlich drückte sie Reuben das Hündchen in die Arme, der so überrascht war, daß er es beinahe hätte fallenlassen.

»Ich weiß, du bist der Überzeugung, einem alten Hund könne man keine Tricks mehr beibringen, aber es wäre an der Zeit, daß du lernst, wie man ein Geschenk annimmt.«

Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging mit energischen Schritten zu ihrem Auto zurück.

Roscoe zog sich mühsam aus seinem Stuhl hoch. Sein Gesicht war dunkelrot vor Zorn. »Verdammt noch mal, ich will keinen Hund!« schrie er. »Verstehst du mich, Barbara?«

Sie hatte den Wagen bereits angelassen.

Reuben sah hilflos zu Pearl hinüber, die rollte nur mit den Augen.

Barbara setzte mit quietschenden Reifen zurück und fuhr auf und davon.

Roscoe schrie ihr ein paar Obszönitäten nach und stürzte auf das Gelände der Veranda zu, als wolle er darüber hinweghechten und hinter ihr herlaufen.

Pearl hielt ihn fest, und mit einem Mal verließ ihn all seine Kraft.

Er begann zu weinen. »Dieses Miststück. Dieses alte Miststück.«

Pearl und Reuben brachten ihn zu Bett. Mit Hilfe des vielen Bieres schlief er auf der Stelle ein.

»Möchten Sie Roscoes Mahlzeit essen?« fragte Pearl.

»Jemand sollte es tun«, antwortete er und ging hinaus, um nach dem jungen Hund zu sehen.

Als er zurückkam, hatte sie schon eine Ecke des Küchentisches aufgeräumt und für ihn gedeckt.

Während er sich über dem Spülbecken die Hände wusch, sagte er zu ihr: »Die Kleine hatte schon angefangen, Jacks Grab auf zubuddeln. Ich habe sie auf der anderen Seite der Veranda festgebunden. Die ist ja so dumm wie ein Türpfosten.« Er lachte. »Barbara hat ihm, aus tiefer Herzensgüte, den Mickerling des Wurfs gebracht. Sie und ihr Sohn züchten Hunde, und die Hälfte ihrer Würfe bestehen aus unerziehbaren Idioten. Sie kriegt ihre dreihundert pro Welpen von Leuten, die Hunde danach aussuchen, was auf dem Papierfetzen steht, den sie dazubekommen. Der Köter da draußen taugt so wenig, wie ein Hund nur taugen kann.«

Pearl tat ihm die Lasagne auf einen Teller und setzte sich zu ihm. »Roscoe wird sie nicht behalten, oder?«

Reuben zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Ich würde mich nicht wundern, wenn er das Vieh abknallen und Barbara vor die Haustür legen würde.«

»Puh.«

»Roscoe hat einen böartigen Zug in seinem Charakter«, sagte Reuben so dahin, als beschreibe er das Wetter, »aber Barbara hat einen noch böseren. Am gemeinsamen Blut kann's nicht liegen. Er ist nur durch Heirat ihr Onkel. Seine Frau, Rita, mochte Barbara auch nicht. Überhaupt mögen sie nicht viele Frauen.«

»Hat er denn keine anderen Verwandten?«

»Nein, nur Barbara und ihre Kinder, die inzwischen erwachsen sind und selber Kinder haben. Er hat überhaupt nichts mehr mit ihnen zu tun.«

»Sie gibt eine ganz stattliche Großmutter ab.«

Reuben sah von seiner Lasagne hoch, der er schon sehr ausgiebig zugesprochen hatte. »»*Nobel ist, wer nobel handelt*««, zitierte er Roscoes Lieblingsspruch. »Barbara hat drei Ehemänner verbraucht.«

»Wollen Sie noch ein Bier?« fragte sie und stand auf, um für sie beide noch eins zu holen.

»Gerne. Und vielen Dank.«

Als er sich schließlich zurücklehnte, fragte er sie: »Und was ist mit Ihnen? Wo werden Sie zu Abend essen, nachdem ich Roscoes Lasagne weggegessen habe?«

»Ich glaube, ich werde nach Hause fahren und noch ein bißchen im Garten arbeiten.«

»Es geht vorwärts. Ich hab's mir angesehen.«

»Onkel Joe hat für einen sehr guten Humus gesorgt.«

Sie stand auf. »Glauben Sie, daß man Roscoe alleinlassen kann?«

»Roscoe hat jetzt siebzig oder mehr Jahre für sich selbst gesorgt.«

»Vielleicht sollte ich den Hund lieber mitnehmen? Wenn Sie glauben, er könnte ihn erschießen?«

Er lachte. »Sie können mit dem Hund nichts anfangen. Der steht doch schon jetzt kurz vorm Hirntod. Machen Sie sich keine Sorgen. Er hat gerade erst einen Hund begraben, und es hat ihm weh getan. Ich glaube nicht wirklich, daß er ihm etwas antun wird. Im schlimmsten Fall bringt er ihn zu Evvie Bonneau, der Tierschutzbeauftragten.«

Er ging mit ihr hinaus und öffnete ihr die Tür ihres Kleinlasters. Für einen kurzen Augenblick sahen sie sich nur an, dann lächelte er und schloß die Tür für sie.

»Also«, sagte er, »noch'n Kätzchen brauchen Sie nicht, oder?«

Sie lachte, und er trat einen Schritt zurück, um sich an ihrem Lachen zu freuen.

Erstaunt fuhr sie davon. Drei Jahre lang war ihr kein Mann über den Weg gelaufen, der auch nur eine warme Mahlzeit wert gewesen wäre, und nun hatte sie auf einmal die Wahl. Wenn es mal regnet, dann auch richtig. Sie kicherte und schlug mit der Faust auf die Hupe, ganz leicht nur, und dem Horn entwich ein Geräusch, das sich wie ein stillvergnügtes Glucksen anhörte.

SIEBTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Am nächsten Morgen war der Regen wiedergekommen, zusammen mit einem System von Wolken, das nicht in der Lage schien, zum Weiterziehen genug Energie zu entwickeln. Roscoe erschien nur etwas später als normal, aber er sah sehr mitgenommen aus. Er schenkte sich den Kaffee selbst ein und bestieg schweigend seinen Hocker.

Gleich darauf erschienen Walter McKenzie und Jean.

Walter mußte sich erst einmal setzen und Luft schnappen, dann war er in der Lage, etwas zu sagen: »Roscoe, das tut mir leid, das mit Jack.«

Roscoe ignorierte ihn. Er hatte von Beileidsbekundungen offensichtlich die Nase voll.

Walter schien es nicht zu merken. »Jeden Morgen, wenn ich runterkomme, rechne ich damit, Fritzie daliegen zu sehen, kalt wie ein Stein. Ich glaube, das machen wir miteinander aus, wer von uns beiden den anderen eines Tages tot wie einen Sargnagel finden wird.«

»Dad«, sagte Jean und stieß Walter hart in die Seite.

»Hör auf mich zu stoßen, Jeannie. Jack war jedenfalls ein guter Hund, Roscoe.« Er sah Roscoe genauer an. »Du siehst aus wie'n Stück Scheiße.«

Bevor Roscoe ihm eine passende Antwort entgegenknurren konnte, legte ihm Pearl besänftigend die Hand auf die Schulter und sagte: »An einem Morgen wie diesem fühlt sich niemand besonders gut.«

Das Wetter war immer noch die zuverlässigste Ablenkung. Jeder wollte seine Meinung über dieses Wetter loswerden.

Sonny Lunt platzte herein, unter dem Arm trug er die junge Labradorhündin, die Roscoe von Barbara Bragg geschenkt bekommen hatte. »Seht nur, was da ohne Leine auf der Hauptstraße rumgelaufen ist.«

Auf einmal schien sich Roscoe nur noch für seine Zeitung zu interessieren.

Die Kätzchen, die auf dem Fußboden gespielt hatten, wichen fauchend zurück. Die kleine Hündin strampelte wie wild, um Sonnys Zugriff zu entkommen. Ein- oder zweimal wäre es ihr beinahe gelungen, aber dann packte er sie richtig fest. Ihre Augen sahen aus wie kleine Scheiben hell funkelnden Obsidians.

»Gibt's hier 'n Stück Bindfaden?« fragte Sonny.

»Ich will sie draußen anbinden.«

Karen lief in den Vorratsraum und kam mit einem Stück Schnur zurück.

Kurz darauf kam Sonny wieder rein. »Scheint mir einer von Barbara Braggs Kötern zu sein. Dumm wie Bohnenstroh. Sollten wir nicht die Tierschutzbeauftragte anrufen?«

»Roscoe«, gab Pearl die Frage weiter, »wollen Sie die Tierschutzbeauftragte anrufen?«

Roscoe raschelte ärgerlich mit seiner Zeitung.

»Ich werde es tun«, sagte Karen, aber Pearl hielt sie mit einer Handbewegung zurück.

»Roscoe? Wollen Sie, daß Karen anruft?«

»Nur zu. Mir ist das scheißegal.«

Etwa zehn Minuten später betrat eine kleine, drahtige Frau die Imbißstube. Evangeline Bonneau, die Beauftragte für den Tierschutz, hätte genausogut eine früh ergraute Enddreißigerin wie auch eine Endfünfzigerin oder etwas genau in der Mitte sein können.

»Roscoe«, sagte sie, »das mit Jack tut mir wirklich sehr leid.«

Roscoe nickte nur.

Evvie Bonneau zeigte in Richtung der Tür. »Die Töle da draußen ist so dumm, die kann eigentlich nur aus Barbara Braggs Zucht stammen. Weißt du vielleicht, wie die hierhergekommen ist?«

»Zum Teufel, Evvie, das ist nicht meine. Ich will sie nicht.«

Evvie Bonneau schwieg einen Augenblick, tippte sich mit einem Finger auf den anderen Arm und verlagerte ihr Gewicht auf einen Fuß. Nach einigem Überlegen nickte sie entschieden. »Ich nehme an, das Hündchen ist hierhergekommen, weil Barbara es dir geschenkt hat, ohne dich zu fragen, ob du es überhaupt willst, als Ersatz für Jack. Das heißt aber doch nicht, daß du es einfach laufenlassen kannst. Das lasse ich nicht zu.«

Roscoes rotgeränderte Augen füllten sich mit Wasser. »Dann bring es Barbara zurück. Soll sie doch selber drauf aufpassen.«

Es war still im Raum geworden, alle übrigen Kunden lauschten aufmerksam dem Wortwechsel. Jetzt tauschten die Leute Blicke aus, die Pearl zu denken gaben.

»Roscoe«, sagte Evvie Bonneau ganz ruhig, »du weißt ganz genau, daß Barbara Bragg gegen mich eine einstweilige Verfügung bewirkt hat. Ich kann nicht persönlich mit ihr verhandeln.«

Roscoe war auf seinem Hocker zusammengesunken, sein Kopf hing nur Zentimeter über den auf dem Tresen liegenden Armen. »Leckt mich doch mit euren Scheißviechern am Arsch«, murmelte er.

»Ich werde den Hund in deinen Wagen setzen.« Evvie Bonneau nickte noch einmal, entschuldigte sich und verließ mit energischen Schritten das Lokal.

»Evvie wollte Barbara daran hindern, weiterhin Hunde zu züchten und zu verkaufen, daraufhin hat Barbara eine einstweilige Verfügung gegen sie erwirkt«, sagte Walter zu Pearl. »Evvie ist hier für die Hunde zuständig, aber nicht in Greenspark, wo Barbara ihren Wohnsitz hat, verwaltungsmäßig jedenfalls. Ihr Haus steht genau auf der Grenze. Also tut sie nichts, was verboten ist. Es sollte verboten sein, aber es ist legal. Und Evvie kann mit Tieren besser umgehen als mit Menschen.«

»Sei nicht so streng mit Evvie«, schaltete Sonny Lunt sich ein. »Wahrscheinlich würde sie bei einem Feuer zuerst die Katzen und Hunde retten, und dann erst die Menschen, aber sie ist keine Närrin. Tiere sind nun mal nicht ausgestopft, und das weiß sie. Sie kümmert sich um ordentliche Tierzucht genauso wie um streunende Tiere, die am Verhungern sind.«

»Warum stellen Sie kein Schild auf und bieten den Hund an?« schlug Pearl vor.

Roscoes Miene hellte sich ein wenig auf. »Das werde ich tun.«

Walter spendete dem Vorschlag Beifall. »Bestimmt findet sich jemand für den Hund.«

Einige Gäste merkten vorsichtshalber gleich an, daß sie den Hund bestimmt nicht haben wollten.

Als draußen ein Auto vorüberfuhr, schwoll das Gejaule zu einem hysterischen Gekläffe an.

»Hat jemand 'ne Knarre dabei?« fragte Sonny Lunt. »Ich knall den verdammten Köter auf der Stelle ab.«

Die meisten Gäste fanden den Vorschlag höchst amüsant, aber niemand bot sein Schießessen an, falls überhaupt jemand eins dabei hatte.

Roscoe lehnte sich über den Tresen. »Wenn du Barbara gleich mit abknallst, dann leih ich dir meins.«

Sonny grinste. »Lock sie doch einfach mal hinter Evvies Lastwagen.«

Während hinter ihm die Tür zuschlug, liefen kleine Wellen einer etwas unbehaglichen Belustigung durch die Anwesenden.

»Ach«, sagte Jean McKenzie und flatterte dabei ein bißchen wie eine Henne, die von einem Hund gejagt wird, »ich glaube von der Geschichte kein Wort.«

Karen zupfte Pearl am Ärmel und flüsterte ihr zu: »Man erzählt sich, Evvie habe ihren Lebensgefährten beim Zurücksetzen mit dem Lastwagen überrollt und getötet.«

Pearl kniff ungläubig die Augen zusammen. »Wie bitte?«

»Vor ein paar Jahren«, sagte Walter. Es war erstaunlich, wie gut sein Gehör funktionierte, wenn es um die schmutzige Wäsche anderer Leute ging. »Mit einem von diesen Broncos, bei denen man angeblich leicht die Gänge verwechseln kann. Bewiesen worden ist nie etwas. Außerdem war er sowieso ein nutzloser Scheißkerl.«

»Dad«, schimpfte Jean. »Das ist doch alles bloß Gerede.«

Walter blieb ganz gelassen. »Na und? Rennt ja auch niemand los, um sie anzuklagen – Oder siehst du jemanden?«

»Es muß etwas im Wasser sein«, murmelte Pearl.

»Wie bitte?« murmelte Karen.

»Pearl hat gesagt, es muß was im Wasser sein«, erklärte Walter. »Etwas, das die Leute hier verrückt spielen läßt. Tatsache ist, daß die Leute hier einander in den Gesäßtaschen sitzen. Hier passiert nichts, was nicht in New York, in Boston oder im Vatikan auch passieren würde, nur erfahren wir schneller davon, das ist das ganze Geheimnis.«

»Ich werde dir mal was sagen«, schaltete Sonny Lunt sich ein, »wenn es noch einen Tag so weiterregnet, dann werde *ich* draußen rumfahren und die Leute mit meinem Lastwagen ummähen.«

Pearl wäre ihm beinahe um den Hals gefallen. Endlich redete man wieder vom Wetter.

Um halb sechs am nächsten Morgen hatte sie einen Besucher. Sie wußte, es konnte nicht Karens Auto sein, das da über den nassen Kies ihrer Auffahrt rollte, denn sie mußte sich anstrengen, um es überhaupt zu hören. Sie sah aus dem Fenster und erschrak ein wenig, als sie David Christophers kleinen Mercedes sah. Der Himmel war klar und strahlendblau, wie er es nach langen Regenfällen häufig ist.

David kletterte aus dem Auto, tauschte auf die für ihn typische Weise die Sonnenbrille gegen eine Brille mit hellen Gläsern und kam auf die Fliegentür zu.

»Da wäre es also endlich Morgen. Haben Sie vielleicht den Auftrag, die Sonne aufgehen zu lassen?«

Sie ließ ihn herein. »Woher wußten Sie das?« Er ließ sich auf einen der Stühle am Tisch fallen.

»Konnte nicht schlafen. Das passiert mir manchmal. Und auf einmal war mir klar, daß Sie auch wach sein würden.«

»Ich bin ein Morgenmensch.«

»Fantastisch.« Er sprach das Wort in übertriebenem Yankee-Akzent aus. »Es wird warm genug werden, um Eier zu braten. Darf ich Sie zu einem Bad im See und einem abendlichen Picknick in meinem Haus einladen?«

Sie reichte ihm einen Kaffeebecher. »Das ist sehr nett von Ihnen.«

»Es ist der einzige Weg, Sie von Karen und Roscoe wegzukriegen.«

Sie lachte und setzte sich neben ihn. »Es tut mir leid, aber Karen hat das Gedicht gesehen. Es hat ihr Ideen in den Kopf gesetzt, die ich ihr bis jetzt noch nicht austreiben konnte.«

»Um so besser«, meinte er. »Wahrscheinlich sind es dieselben Ideen wie meine.« Er lachte. »Ich weiß immer noch nicht, wie ich so ungeschickt sein konnte, Ihnen dieses Gedicht hierzulassen. Es ist nur ein allererster Entwurf, und ich fürchte, es wird ohnehin kein besonders gutes Gedicht draus werden. Sie machen mich eben sprachlos, Pearl.«

»Wenn Sie sprachlos sind, dann möchte ich Sie mal hören, wenn Sie die Sprache wiedergefunden haben.«

Er lächelte. »Bei meinem Haus hat der See seine tiefste Stelle. Das Wasser ist kalt. Ich meine das ganz ernst. Ein tiefer See in Maine

kann einem das Herz zum Stillstand bringen, mit Ausnahme der ersten Augustwoche vielleicht, aber auch nur, wenn wir vorher einen glühendheißen Juli hatten. Normalerweise regnet es in der ersten Augustwoche.«

»Was soll ich zum Picknick mitbringen?«

»Ihren Badeanzug. Aber nur, wenn es ein winzig kleines Exemplar ist.«

»Sind Sie sicher, daß Sie nicht auch ein Morgenmensch sind?«

»Ich bin vielleicht eben gerade einer geworden.« Er stand auf und streckte sich wie eine Katze.

Sie schaute ihm gerne dabei zu, aber nach einem Blick auf die Uhr sprang sie auf. »Mein Gott, ist es schon spät.«

Er hielt sie am Handgelenk fest. »Wie war das noch mit den Morgenmenschen?«

Sie stieß seine Hand fort. »Ich muß zur Arbeit.«

»Jetzt weiß ich, daß Sie wirklich Joe Nevers Großnichte sind.«

»Und wie meinen Sie das?«

Das nächste Auto rollte knirschend über den Kies.

»Da wäre also Karen«, sagte er und packte Pearl bei den Schultern.

Sie war so erschrocken, daß sie erst reagierte, als er sie bereits hart auf den Mund küßte, und dann war sie so erstaunt über die spontane Erwiderung ihres Körpers, daß es sie mehrere, nicht wiedergutzumachende Sekunden kostete, bis sie endlich die Kontrolle über sich zurückgewann.

Karen stand bereits mit kugelrunden Augen in der Tür und starrte sie an, als sie sich losriß und herumfuhr.

»Karen.«

Pearl konnte die Wut, die in ihr hochstieg, kaum im Zaum halten. Es war eine ungeschickte, arrogante Zudringlichkeit gewesen, und, was noch schlimmer war, sie hatte sie erwidert. Sie hätte ihm ins Gesicht schlagen sollen. »Wir werden uns noch darüber unterhalten«, preßte sie zwischen den geschlossenen Zähnen hervor.

»Jawohl. Ma'am.« David war absolut aufgeräumt und korrekt. Er tauschte die Brillen wieder aus und ging hinaus.

Karen trat einen Schritt zur Seite, um ihn vorbeizulassen. Ihr Mund stand weit offen.

»Halt bloß die Klappe!« zischte Pearl sie an, bevor das Mädchen etwas sagen konnte, und ging ihr Schlüsselbund holen.

Karen schaffte es tatsächlich, sich etwa drei Minuten lang zurückzuhalten, nachdem sie im Restaurant angekommen waren.

»So, so, da ist also gar nichts zwischen euch beiden, was?« sagte sie, nachdem sie die Kaffeemaschine angestellt hatte.

»Sieh dir das an!«

Karen sah um die Ecke und quietschte auf. Die beiden Kätzchen stolzierten um ihre Beute herum, die mitten im Vorratsraum auf dem Fußboden lag.

»Brave Kätzchen.« Pearl nahm sie hoch, um sie an sich zu drücken.

»Ihr lieben, kleinen Mäusekiller.«

»Darf ich auf Roscoe warten, damit er sie wegräumt?«

Die Kätzchen schienen eine ganze Familie erwischt zu haben, das kleinste der Mäuschen war noch so winzig, daß Pearl von einem plötzlichen Gefühl extremer Schuld überfallen wurde. Sie seufzte und fegte die Tierchen auf ein Stück Zeitungspapier, dann ließ sie einen Eimer voll Wasser laufen, um den Boden dort aufzuwischen, wo sie gestorben waren.

»Die Kätzchen haben sich ihre Mahlzeit schon verdient, was?« krächzte Roscoe beim Anblick des Zeitungspapiers oben auf dem Abfalleimer.

Pearl gab ihm eine Tasse Kaffee. »Was macht denn das Hündchen? Haben Sie Barbara die Kleine auch zurückgebracht?«

Roscoe lief vor plötzlichem Zorn rot an. »Dieses Scheißvieh hat Jack gestern ausgegraben. Ich wollte sie gleich abknall'n, aber sie hat sich losgerissen und ist weggelaufen. Wenn das Schicksal noch 'n Fünkchen Glück für mich übrig hat, dann hat sie inzwischen jemand auf dem Highway überfahren. Wenn Evvie sie wieder aufgreift, dann kostet mich das 'ne Stange Geld.«

»Ach, Roscoe, was für ein Jammer. Warum bringen Sie sie Barbara nicht zurück?«

»Warum, zum Teufel, soll ich die lange Fahrt nach Greenspark auf mich nehmen, um etwas zurückzubringen, das ich gar nicht haben wollte?«

»Ach, Roscoe.« Pearl klopfte ihm auf den Arm. »Nehmen Sie's nicht so schwer. Ich bin doch auf Ihrer Seite.«

Er sackte in sich zusammen.

Die Tür wurde aufgeworfen und Sonny Lunt kam herein, das Hündchen unterm Arm. »Roscoe, dein gottverdammter Köter hätte mich fast umgebracht. Er ist mir direkt vor den Laster gelaufen.«

Roscoe starrte Sonny und die Hündin einen Augenblick lang an, dann drehte er sich um und versenkte das Gesicht in den Händen.

»Habt ihr 'n Stückchen Schnur?«

Karen war schon unterwegs, es zu besorgen.

Pearl reichte Sonny den Kaffeebecher über den Tresen, als er von draußen zurück war.

»Danke. Wahrscheinlich können Sie das jetzt brauchen.«

»Glaub schon.« Er grinste. »Roscoe, das Biest ist dümmer als'n Türpfosten.«

»Aber immer noch klüger als du«, meckerte der Alte. »Wie kann man bloß so blöd sein und auf die Bremse treten?«

Sonny lachte. »Wußtest du nicht, daß so ein dämlicher Köter nicht umzubringen ist? Da gibt es einen ganz speziellen Schutzengel, nur für dumme Hunde und böse, alte Säufer. Hunde wie der da, die töten Autofahrer und nicht umgekehrt.«

Roscoe nickte mürrisch.

Pearl lächelte still vor sich hin. Sie stellte sich Sonny Lunt als ganz speziellen Schutzengel für dumme Hunde vor oder wenigstens für diesen einen.

»Darf ich Evvie anrufen, damit sie rüberkommt und dich wieder zusammenstaucht?« fragte Sonny. »Ich liebe es, dieser Frau zuzuhören, wenn sie den Leuten Ärger macht.«

Karen kicherte. »Fang bloß keinen Streit mit ihr an, wenn sie den Autoschlüssel in der Hand hat.«

Sonny wurde wieder ernst und lehnte sich über die Theke. »Ich habe Cross gekannt, Evvies Lebensgefährten. Man sollte ihr einen Orden umhängen. Sie hat dem Steuerzahler 'ne Menge Geld gespart. Das war wahrscheinlich der einzige Weg, den Scheißkerl davon abzuhalten, Arbeitslosengeld zu kassieren.«

Karen lachte.

Draußen gab der Hund nicht nur merkwürdige Geräusche von sich, er schien sich, soweit es ihm die Leine erlaubte, auf ankommende Kunden stürzen zu wollen.

»Sonny?« fragte Pearl. »Könnten Sie sie nicht hinten anbinden, an der Laderampe? Sonst beißt sie noch jemanden, und ich kriege den Ärger.«

»Klar. Hätt' ich gleich dran denken sollen.«

»Roscoe«, sagte Pearl, »möchten Sie, daß *ich* Barbara den Hund zurückbringe?«

»Nein. Halten Sie sich da raus. Das ist eine Sache zwischen ihr und mir.«

Mit einem leisen Seufzer wandte Pearl sich wieder der übrigen Kundschaft zu.

❧ 4 ❧

David Christopher schneite zum zweiten Frühstück herein. »Wußten Sie, daß sich da hinten an der Laderampe ein kleiner, schwarzer Hund erhängt?«

Roscoe stand auf, stieß ein paar kräftige Flüche aus und stampfte nach draußen.

»Tut mir leid, das mit Jack«, sagte David zu ihm, als er vorbeiging.

»Mir auch«, war die kurze Antwort.

»Barbara Bragg hat ihm den Hund da draußen geschenkt«, erklärte Karen. »Als Ersatz für Jack. Sie hat ihn einfach bei ihm abgeladen. Wahrscheinlich glaubte sie, es würde ihm helfen, über den Verlust schneller hinwegzukommen.«

»Wäre gerne dagewesen, als es passierte. Das muß eine starke Szene gewesen sein.«

»Roscoe war betrunken«, sagte Karen. »Sonst wäre sie kaum ohne den Hund wieder weggekommen.«

»Ich kann verstehen, daß er ihn nicht will. Es ist ein ziemlich dürtiger Hund.« Pearl hatte darauf geachtet, möglichst unbeteiligt zu klingen.

David sah sie eindringlich an. Er kaute auf seiner Unterlippe, dann sagte er: »Also hängt das Hündchen sich da draußen selbst auf und Roscoe erstickt an seinem Ärger über Barbara Bragg.«

»So ist es.«

Karen stand bei ihnen herum und ging Pearl auf die Nerven.

»Nun geh endlich und tu etwas«, sagte Pearl zu ihr.

Karen zog einen Schmollmund und trollte sich in den Vorratsraum.

»Ihre Schuld.« Pearl begleitete Karens Abgang mit einem Kopfschütteln. »Jetzt spielt sie sich auf.«

»Verzeihen Sie mir«, murmelte er und beugte sich schuldbewußt über seinen Kaffeebecher. Er tat so, als interessiere er sich für die Aktivitäten der Kätzchen, die jetzt, nachdem die Geschäfte zurückgegangen waren, wieder damit angefangen hatten, hinter sich selbst und der wachsenden Sammlung an Spielzeugen auf dem Fußboden herzujagen.

»Letzte Nacht haben sie ein paar Mäuse gefangen.«

»Danke, ich nehme lieber Rühreier«, antwortete er.

Pearl platzte heraus, und David sonnte sich in ihrem Lachen. Als Karen aus dem Vorratsraum zurückkam und etwas schüchtern herumstand, war sie immer noch so guter Laune, daß sie es kaum bemerkte.

Roscoe kam zurück.

»Warum erschießt du ihn nicht einfach?« fragte David.

»Sollte ich tun.« Der alte Mann kletterte übellaunig auf seinen Hocker an der Ecke. »Wenn er Jack noch mal ausgräbt, tu ich es. Hätte nicht übel Lust, Barbara die Kugel in Rechnung zu stellen.«

»Warum erschießt du Barbara nicht gleich mit?«

Es war interessant, daß so viele Leute mit einer Kaltblütigkeit über die Bragg redeten, die man normalerweise höchstens Massenmördern zugestehen würde.

Der Gedanke an Mord hellte Roscoes Miene sehr schnell auf. »Das könnte mir schon gefallen, aber ich bin zu alt, um noch nach Shaws-hank zu geh'n. Mord ersten Grades bringt in diesem Staat mindestens sieben Jahre, und ich glaube nicht, daß ich noch sieben Jahre übrig hab.« In seiner Stimme schwang ehrliches Bedauern mit.

»Ach, weißt du«, sagte David, »es gibt so viele Leute hier, die Barbara gerne erschießen würden, da kannst du noch hoffen.«

Roscoe lachte. Es war das erste Mal seit Jacks Tod, daß Pearl ihn lachen hörte.

Draußen klapperten Pferdehufe, und zwei Mädchen auf Grauschimmeln waren durch das Fenster zu sehen.

»Das sind Ansels Mädchen«, bemerkte Roscoe. »Bei der Älteren kann man den Hintern von einem Pferdearsch kaum noch unterscheiden, stimmt's?«

David lachte, während Pearl ihn schalt: »Hör'n Sie mal, Roscoe, das sind nette Mädchen, die beiden.«

Nancy und Liz, die Töchter von Ansel Partridge, dem größten Bauern der Gemeinde, kamen laut schwatzend herein. Fest eingepackt in ihre Jeans und T-Shirts sahen sie genauso aus wie das, was sie ja auch waren, Bauernmädchen in der Blüte ihrer Jugend. Mit ihren gewaltigen Busen und Beinen wie Möbelpacker hatten sie die freie Auswahl unter den Bauernburschen der Gegend. Noch kein schmutziges Wort dürfte diese zarten, rosafarbenen Ohrmuscheln erreicht haben, die mit Türkisen und Silber auf Art der Navajos behängt waren, wie es unter Pferdenarren üblich war. Nancy trug ihr Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, während ihre Schwester sich das ihre zu einer Dauerkrause hatte frisieren lassen. Make-up pflegten die beiden höchstens mal zu einem High School-Ball aufzulegen.

Karen amüsierte sich über die Mädchen, die für sie nichts anderes als hoffnungslose Bauerntempel waren, und sie fragte sich ernsthaft, was die Jungen wohl an diesen gestandenen Fruchtbarkeitsgöttinnen mit ihren Riesenärschen finden mochten. Umgekehrt faszinierte sie die beiden Partridge-Mädchen, die sie für mindestens so schön wie die Modelle in *Seventeen* oder die Schauspielerinnen in den Seifenopern hielten. Sie beneideten sie um ihre Figur und bewunderten heimlich ihren Ruf als wildes Mädchen, doch im Grunde genommen bedauerten sie Karen, weil sie keine Pferde mochte.

»Hoffentlich gibt es noch was von dem Blaubeerkuchen«, rief Nancy. »Ich hab einen Hunger, daß ich einen Bären verspeisen könnte.«

Viele der witzigen Bemerkungen, die im Haushalt der Partridges die Runde machten, drehten sich um das, was die einzelnen Mitglieder der Familie so alles zu verspeisen in der Lage waren, wenn sie nur genug Hunger hatten.

Die hohen Stimmen der Mädchen übertönten, daß das ständige Gejaule der kleinen, schwarzen Hündin plötzlich aufhörte.

David, der sein Frühstück verzehrt hatte, drehte sich auf seinem Hocker um, um nach draußen zu schauen. Er sah zwei graue Pferde, die am Treppengeländer festgebunden waren und mit ihren Schwänzen nach den Fliegen schlugen. Plötzlich fuhr ihnen ein schwarzer Blitz zwischen den Beinen herum.

»Roscoe«, rief er, »der Hund ist los.«

»Verdammter Mist!« Roscoe drehte seinen Hocker ebenfalls herum, um aus dem Fenster zu gucken. »Entschuldigt, Mädchen.«

Inzwischen hatte sich jedermann im Lokal mit seinem Hocker umgedreht, um dem Hund zuzusehen.

Es schoß Pearl durch den Kopf, daß genau hier der tiefere Sinn des Drehmechanismus in den Hockern lag – er erlaubte den Menschen, jederzeit alles zu begaffen, was um sie herum passierte.

Gerade als Roscoe die Fliegentür erreicht hatte, hob eines der Pferde seinen Schwanz und ließ dem Hündchen ein paar Kostproben seines Düngers auf den Kopf fallen. Hündchen tanzte vor Freude unter dem Pferdeschwanz herum und machte sich mit Heißhunger über die grünlichen Äpfel her.

»Jesus Horatio Christus«, rief Roscoe angeekelt, »ein Hund, der Scheiße frißt. Wenn es auf dieser Welt etwas gibt, das ich verabscheue, dann ist es ein Hund, der Scheiße frißt.«

Jeder im Raum mußte zu sehr lachen, um auch nur ein Wort hervorbringen zu können.

Roscoe stützte die Hände in die Hüften und grinste voller Boshaftigkeit. »Genau. Jetzt habe ich endlich einen Namen für den Köter. Ich werde ihn Barbara nennen.«

Sie lachten sich beinahe krank, aber – Gott sei Dank – mußte Pearl bei niemandem erste Hilfe leisten.

❧ 5 ❧

Gegen Mittag lebte das Geschäft wieder auf.

Als Reuben vorbeikam, um eine Bestellung abzuholen, die er vorher über Telefon aufgegeben hatte, saßen Walter McKenzie und Jean an einem der Picknicktische, die neben dem Parkplatz im Schatten aufgestellt waren. Er schlenderte zu ihnen hinüber, um guten Tag zu sagen.

»Ist es nicht wunderhübsch hier?« fragte Jean. »Und das Hühnchen schmeckt einfach fantastisch, stimmt's Dad?«

Walter, der gerade auf einem Hinterschlägel herumkaute, nickte nur.

»Miß Dickenson ist eine hervorragende Köchin«, fuhr Jean fort. »Ich finde, sie ist ein wertvoller Gewinn für unsere Gemeinde.«

»Karen himmelt sie an.«

Als hätte sie ihren Namen gehört, kam Karen mit einem Krug Eis-tee aus dem Restaurant. Als sie ihren Vater sah, kam sie direkt zum Tisch der McKenzies herüber. »Hi, Dad. Deine Bestellung wird gerade fertiggemacht.« Sie füllte Walter und Jean die Gläser voll. »Schmeckt's?«

»Prima«, sagte Jean.

Walter nickte weise dazu und sagte: »Karen, deine Jeans sitzen so eng, daß man deine...« Was Walter nun genau entdeckt haben wollte, wurde von Jean unterdrückt, die ihrem Vater hart und gerade noch rechtzeitig auf die Finger klopfte.

»Dad! Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.«

Karen, die rot im Gesicht geworden war, drehte sich schleunigst um. »Ich muß schauen, wer noch Tee nachgefüllt haben will.« Sie eilte davon, um sich um die Gäste an den anderen Tischen zu kümmern.

Reuben sah ihr nach.

Jean lehnte sich hinüber, um ihm die Hand zu tätscheln. »Sie ist ein liebes Mädchen, Reuben. Sie macht gerade so eine Phase durch.«

Walter war eingeschnappt. Jean sah ihrem Vater fest in die Augen. »Ich weiß wirklich nicht, was ich mit dir machen soll, Dad.«

»Das Mädchen scheuert sich doch nur wund«, beharrte er auf seinem Standpunkt, was Jean dazu veranlaßte, ihm noch einmal, wenn auch wesentlich schwächer, auf die Finger zu schlagen.

Reuben gab Jean einen sanften Klaps auf den Arm und verschwand nach drinnen, um sich sein Hähnchen abzuholen.

Im Restaurant war die Luft heißer als draußen, und außerdem schwül und muffig vom Bratfett. Reuben sah Pearl dabei zu, wie sie seine Bestellung verpackte. Keine überflüssige Bewegung. Sie lächelte ihn strahlend an, begrüßte ihn, aber hatte ganz offensichtlich keine Zeit für Neckereien. Aber immerhin, ihr Gesicht hatte sich bei seinem Anblick aufgehellt, und sie hatte genau das Lächeln gelächelt, das ihm das Restaurant noch viel heißer erschienen ließ. Er zerrte an seinem Hemdkragen.

Er kaufte sich zusätzlich noch einen Mitnehmbecher eiskalten Tees und trank ihn in einem Zug aus, als er wieder in seinem Lastwagen saß. Er dachte über Walter, Jean, über sich selbst und über Karen nach. Irgendwann würde er genauso ein alter Furz sein wie Walter. Vielleicht würde er Walter ganz ähnlich werden, genauso fett, kurz-

atmig und geschwätzig. Er dachte an Jean, wie sie noch jung war, die beste Freundin seiner Schwester Ilene. Sie hatte auch einmal in der Blüte ihrer Jahre gestanden, war nicht immer dieses verwelkte, dunkle Geschöpf gewesen, das sie heute war. Der unerwartete Kurs, den sein eigenes Leben genommen hatte, hatte ihm alle Illusionen über das Glück seiner Kinder geraubt. Es war durchaus nicht unmöglich, daß auch Karen eines Tages zu ihm zurückkommen würde, ohne Mann, ohne Kinder, betrogen um ihre Jugend, um alle Hoffnungen auf die Zukunft, aus der Welt vertrieben wie Jean. Vielleicht würde auch sie ihm dann jedesmal auf die Finger klopfen, wenn er den Mund aufmachen wollte, um Vorurteile und peinliche Bemerkungen unter die Leute zu bringen. Vielleicht würde es ihm und Karen einmal haargenau so gehen.

Ich brauche eine Ehefrau, dachte er, wobei er ganz genau wußte, daß eine Ehe nicht die geringste Garantie gegen das alles bot. *Nein, ich brauche eine Frau*. Er warf den Kopf in den Nacken und lachte, dann ließ er seinen Kleinlastwagen an und fuhr davon.



Die Straße zum Christopher-Haus war schattig und grün. In ihren frischen, strahlendweißen Bermudashorts und dem ärmellosen Hemd lehnte Pearl sich wohligh in den Sitz ihres Eagle zurück und sog in vollen Zügen die waldgeschwängerte Luft ein. Eine kühle Brise vom See her brachte zusätzliche Erfrischung. Durch die Bäume hindurch erhaschte sie manchmal einen kurzen Blick auf den See, Flecken vom Blau eines Rotkehlchens, die durch das dunkle Grün der Fichten und Kiefern und das hellere Grün der Laubbäume schimmerten. Sie hatte sich harte Arbeit gewünscht, und dieser Wunsch war ihr erfüllt worden, deshalb war sie rechtschaffen müde. Sie fühlte sich angenehm erschöpft. Die Feuchtigkeit in der Luft weckte in ihr Vorfreude auf die Annehmlichkeiten des Wassers.

Als sie um eine Kurve bog, lag es plötzlich vor ihr, das Haus unter den Bäumen, am Ufer des Sees, am Fuße einer steilen Zufahrt. Wie es sich so im Licht des späten Nachmittags sonnte, hatte das Haus etwas Überraschendes, so als gehöre es eigentlich nicht hierher, sondern an den Strand von Malibu. Wahrscheinlich hatte sie ein altes Haus erwartet, denn irgendwo in ihrem Hinterkopf hatte sich der

Glaube festgesetzt, Davids Familie käme schon seit Generationen zur Sommerfrische hier nach Nodd's Ridge. Sie parkte ihren Wagen hinter Davids Mercedes, packte ihre Strandsachen aus und klopfte an der Hintertür.

Drinne war alles schattig. Man konnte die kühle Atmosphäre, die das Haus ausstrahlte, beinahe körperlich spüren. Davids Umrisse lösten sich irgendwo aus dem Schatten. Er war barfuß, trug kurze Hosen und ein aufgeknöpftes, zerknittertes Hemd aus grobem gazeartigen Stoff. Die langen Ärmel hatte er bis zu den Ellbogen aufgekrempt. Trotz des schummrigen Lichts trug er eine Sonnenbrille.

»Willkommen.«

Feierlich stieß er ihr die Tür auf. Sie schlug sanft gegen den Rahmen, und er hielt sie fest, als sie zurückschwingen wollte. Er ersparte Pearl damit einen ungraziösen Satz über die Schwelle, um einem Schlag gegen die Waden auszuweichen. David führte sie durch die dunkle Eingangshalle, vorbei an einer länglichen Küche. Ohne Übergang öffnete sich das Haus zu einem großen Wohnzimmer, zwei Stockwerke hoch, mit einer gläsernen Wand auf den See hinaus. Es war ein atemberaubender Raum, der sie beide beinahe zwergenhaft erscheinen ließ, ein fremdartiges Eindringen rechter Winkel in die natürliche Umgebung des Waldes, der Berge und des Sees, und trotzdem schien der richtige Maßstab zu den riesigen, uralten Kiefern, der weiten Ausdehnung der Wasserfläche und dem Land, welches sich in hohen Bergen dem Himmel entgegenreckte, gewahrt zu sein.

Pearl drehte sich einmal um ihre eigene Achse, um den ganzen Raum in sich aufnehmen zu können. Eine offene Treppe führte nach oben, wo sie in eine Art Galerie überging die sich an zwei Wänden entlang zog und so den Zugang zu den oberen Stockwerken bildete. Die Wände waren mit Jigsaw-Puzzles behängt und von einigen Nischen durchbrochen, die offensichtlich dafür angelegt worden waren, einer Art Sammlung Platz zu bieten. Aber auf den ersten Blick hatten die Dinge, die in den Nischen untergebracht waren, nichts miteinander gemein. In einer von ihnen lag zum Beispiel ein alter Softball, in der nächsten stand eine Glasschüssel voller Murmeln, ein ausgedienter, roter Schlips und ein Quarzbrocken zierte eine dritte. Am merkwürdigsten fand Pearl eine uralte Raggedy-Ann-Puppe, die in einer Nische zusammengekrümmt wie ein Fötus lag.

»Stationen des Kreuzwegs«, sagte David. »Meine Mutter hatte ein paar Knochen und Tonscherben und ähnlichen Mist in den Fächern aufbewahrt. Wirklich antiken Krempel. Leider haben ein paar Stücke angefangen zu stinken. Ich habe alles der Harvard-Universität geschenkt. Jetzt weiß ich nicht so genau, was ich in den Fächern aufbewahren soll. Sie wollen nicht gerne leer bleiben, also probiere ich einfach ein paar Sachen aus. Manchmal mögen sie die Objekte, manchmal auch nicht.«

Pearl fiel nichts ein, was sie hätte sagen können, also hielt sie den Mund. Er schien auch gar nichts zu erwarten. Er nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus auf die Terrasse, die nur eine Fortsetzung des offenen Wohnzimmers zu sein schien. Die Liege, die David offensichtlich gerade verlassen hatte, um ihr die Tür zu öffnen, stand im Schatten eines vorgebauten Daches. Bücher und Manuskripte lagen zuhauf um sie herum, zusammen mit einem Kassettengerät samt Kopfhörer und einem Glas Eiswasser, das in der Nähe der Liege auf dem Terrassenboden stand.

»Sie riechen wie eins Ihrer Grillhähnchen.«

»Vielen Dank. Ich habe geduscht.«

Er legte seinen Arm ganz beiläufig um ihre Schulter. »Beruhigen Sie sich, ich wollte sagen, daß sie zum Anbeißen riechen.«

»Oh.« Sie schaute sich ungeniert um. »Ist das Ihr Sommerdomizil?«

Er nickte.

»Da würde ich ja gerne mal das Haus sehen, in dem Sie den Winter verbringen.«

»In einer Wohnung. In einer ganz gewöhnlichen Wohnung. Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen?«

»Wasser wäre gerade richtig. Ich habe den ganzen Tag über Eistee getrunken, und jetzt ist mir der Mund von der vielen Zitrone ganz pelzig.«

»Ich habe aber auch andere Drinks. Ich würde Ihnen gerne ein Bier bringen oder ein Glas Wein oder etwas Härteres. Sie haben die freie Auswahl.«

Pearl schüttelte den Kopf. »Vielleicht trinke ich später ein Glas Wein.«

Die Küche war sehr gut ausgerüstet und blitzsauber.

»Der See hat schon den ganzen Tag auf Sie gewartet.«

»Und ich habe den ganzen Tag an nichts anderes gedacht, als endlich ins Wasser springen zu können.«

»Am Ende des Flurs ist ein Schlafzimmer, wenn Sie sich umziehen wollen.«

Es schien sich um das große Schlafzimmer zu handeln, in der Mitte stand ein wunderschönes Mahagonibett mit vier Pfosten. Obwohl die Fenster geöffnet waren, war es heiß, aufgeheizt durch die Sonne, die durch ein Oberlicht und eine Fensterwand hereinschien. Ab und zu spürte man eine sanfte Brise, die vom See herüberkam. Eine sichtbare Klimaanlage gab es nicht. Und es gab auch keine Vorhänge oder Gardinen vor den Fenstern, nur das Bett war mit einem Moskitonetz verhängt, aber das war auch die einzige Konzession an den intimen Charakter eines Schlafzimmers. Entweder führte David Christopher ein absolut keusches Leben, oder er war ein ganz verrückter Exhibitionist. Natürlich hatte er auch die Möglichkeit, in andere Schlafzimmer auszuweichen. In diesem Haus mußte es mindestens noch zwei oder drei mehr davon geben. Vielleicht benützte er sie immer abwechselnd. Pearl lachte über sich selbst und über ihre schmutzige Fantasie.

Als sie wieder herauskam, stand David am Geländer und überblickte die Terrasse. Er trug immer noch die Shorts und das offene Hemd, die Augen waren immer noch hinter den dunklen Gläsern der Sonnenbrille versteckt. Der Magen zog sich ihr vor bösen Vorahnungen zusammen. Hoffentlich würde sie sich nicht wieder irgendwelcher adoleszenten Anwandlungen erwehren müssen.

»Wollen Sie nicht schwimmen gehen?«

»Nein«, antwortete er kurz. »Ich habe meine Periode.« Er sah sie kaum an. Sein Gesicht war verschlossen und angespannt. Die Brille mit den klaren Gläsern schlug er ganz leicht und rhythmisch gegen das Geländer. Vielleicht hatte er seine ganz eigenen Hintergedanken, seinen eigenen kleinen Anfall von Feigheit.

Sie war erleichtert, daß er keine Bemerkungen über ihren Badeanzug machte, oder darüber, wie sie darin aussah, denn so mußte sie ihm nicht auf die Finger klopfen. Auf der anderen Seite verunsicherte es sie aber auch ein wenig. Eine Frau in einem Badeanzug ist ein sehr unsicheres Geschöpf. Entweder war er sehr rücksichtsvoll und höflich, oder er war schlicht und einfach desinteressiert. Der grab-

schige kleine Junge vom frühen Morgen war jedenfalls weit und breit nicht zu sehen.

»Autsch«, sagte sie in dem Versuch, der Situation eine kleine Spritze guter Laune zu verpassen.

Jetzt sah er sie an, lächelte, und sogar ein wenig von der Anspannung schien von seinen Schultern zu fallen. »Tut mir leid«, sagte er, »aber ich bin etwas heikel, was das Schwimmen angeht. Normalerweise entledige ich mich des Problems, indem ich keine Leute einlade.«

Ganz impulsiv legte sie ihre Hände über seine Hand auf dem Geländer. »Da muß ich mich also besonders geehrt fühlen.«

Er war immer noch zu weit weg, der Blick seiner Augen hinter den dunklen Brillengläsern blieb rätselhaft. Dann schien er langsam aus seiner Trance zu erwachen. Er lächelte und gab ihr einen zärtlichen Klaps auf den Hintern. »Gehen Sie schwimmen.«

Es war nur ein kurzer Weg von der Sonnenterrasse über ein Stückchen Rasen bis zu seinem Badestrand. Sie versuchte, nicht zu selbstbewußt zu wirken. Das Wasser roch gut, ein angenehmer Duft nach Kühle in dieser Hitze. Sie wußte, daß er sie beobachtete. Sie wollte das Wasser auf ihrer Haut spüren. Ein leichter Windhauch kräuselte seine Oberfläche, betonte noch deren seidigen Glanz, die ureigene Haut des Wassers. Sie tauchte in eine lähmende Kälte ein. Als sie wieder an die Oberfläche kam, schrie sie laut. Sie hörte David lachen.

Durch regelmäßige Schwimmzüge wärmte sie sich ein bißchen, von innen nach außen. Nach einiger Zeit wehrten sich ihre Gliedmaßen nicht mehr gegen die Kälte, fühlten sich an wie geölt. Die Gänsehaut ging zurück, die Kälte bewirkte jetzt ein Brennen auf der Haut. Sowie sie wieder aus dem Wasser gestiegen war, überkam sie ein heftiger Schüttelfrost. Sie wickelte sich in ein großes Handtuch und stolperte zurück zur Terrasse.

»Haben Sie Eiswürfel in den See geworfen?«

David reichte ihr einen Becher mit heißem Tee. »Zwei Eimer voll.«

»Ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht in kälterem Wasser geschwommen.« Ihre klappernden Zähne schienen diese Aussage bestätigen zu wollen.

»Ich bin sicher, das Wasser ist kalt genug, um Hypothermie zu bewirken. Wenn man in diesem See ertrinkt, dann hat man gute Chancen auf Wiederbelebung, besonders, wenn man noch ein Kind ist.«

»Wirklich?«

»Ja.« Die Augen hinter den dunklen Gläsern schienen auf den See hinauszustarren. »Ich denke viel darüber nach wie man Menschen von den Toten zurückbringen kann. Wiedergeburt. Als wären wir Katzen und hätten neun Leben zu verlieren.«

Sie hörte ihm fasziniert zu.

»Manchmal habe ich einen Traum. Ich stehe an diesem Geländer, schaue auf den See hinaus, und plötzlich sehe ich meine Schwester auf dem Wasser treiben. Ich schwimme hinaus, ziehe sie an Land, sie ist eiskalt und ganz blau, aber sie ist nicht tot, sie ist nur in einem hypothermischen Zustand. Sie ist immer noch ein kleines Mädchen, und sie trägt immer noch die weiße Mütze, die sie an jenem Tag trug. Dann kommt ein Hubschrauber, um sie in ein großes Krankenhaus zu bringen, wo man sie wiederbeleben wird.«

Pearl merkte, daß sie den Atem angehalten hatte und atmete aus. Sie berührte sanft seinen Arm. »David.«

Er richtete sich plötzlich kerzengerade auf und zuckte vor ihr zurück. »Es tut mir leid, Pearl. Das war unverzeihlich.«

»Nein. Nein, das war es nicht.«

Er versuchte sichtlich, sich zusammenzureißen, aber er kam noch nicht davon los. »Ihr Onkel Joe hockte auf dem Dachfirst, zusammen mit Reuben. Reuben war damals noch ein schlacksiger Kerl, nichts als lange Beine, Arme, große Hände und Füße. Wie ein halb ausgewachsener Hund. Wußten Sie, daß er eine Affaire mit meiner Mutter hatte?«

Pearl rutschte in ihrem Liegestuhl herum. Sie wollte nichts mehr davon hören, es tat zu weh, seinen ganzen Lebensschmerz mitgeteilt zu bekommen, aber sie verstand nur zu gut, wie schwer es für ihn war, einen Weg zu finden, um mit der Geschichte vom Tod seiner Schwester fertigzuwerden. Selbst wenn es sie Blasen an den Fingern kosten würde, sie mußte ihm ein Rettungsseil zuwerfen. Also beantwortete sie seine Frage mit einem Kopfschütteln.

»Roscoe hat mir erzählt, Joe sei hier gestorben. Er ließ zwar durchblicken, daß hier etwas vorgefallen sein mußte, aber Sie kennen ja Roscoe. Onkel Joe war ein alter Mann und Ihre Mutter war krank.«

David lachte leise. »Nein, das ist lächerlich. Joe war wie ein Vater zu meiner Mutter. Er kümmerte sich um sie. Nein, ich sprach von Reuben.«

»Ach.«

»Meine Mutter war eine wunderschöne Frau, und sie war allein. Tatsächlich. Sie war schon allein, bevor mein Vater starb. Sie war Alkoholikerin, müssen Sie wissen, und manchmal nahm sie in betrunkenem Zustand Männer mit in ihr Bett, was sie nüchtern niemals getan hätte. Ich bin sicher, daß sie die Anstifterin war. Reuben war damals zu schüchtern, um ein Mädchen zum Tanz aufzufordern. Ich verurteile niemanden, es würde mich freuen, wenn die beiden damals etwas davon gehabt hätten. Gott weiß, daß meine Mutter später nicht mehr viele Freuden hatte, und Reubens Ehe war ein einziges Desaster.«

Pearl schlürfte aus ihrer Teetasse. »Woher wissen Sie eigentlich, daß die beiden eine Affaire hatten?«

»Ich habe sie einmal im Wald überrascht.« David grinste.

Sie konnte förmlich spüren, wie das Reden über diese Dinge die Anspannung von ihm nahm. Gottseidank ging es nicht mehr um den Tod seiner Schwester.

»Vielleicht handelt es sich nur um die falsche Wahrnehmung eines kleinen Jungen, aber ich glaube, mich daran zu erinnern, daß Reuben Styles ein gut ausgestatteter Bauernbursche ist. Alles dran.«

Pearl verschluckte sich fast an ihrem Tee. Sie hielt abwehrend eine Hand in die Höhe und prustete vor Lachen. »Erzählen Sie mir bitte nicht solche Sachen. Ich kann den Mann sonst nicht mehr anschauen, ohne loslachen zu müssen.«

»Was meinen Sie, warum ich immer die Sonnenbrille aufsetze, wenn ich ihm begegne?«

»Jetzt werde ich jedesmal lachen müssen, wenn ich Sie mit Sonnenbrille sehe.«

David begann, mit einem Spieß herumzustochern.

»Reubens Frau hat ihn wegen eines Predigers der Fundamentalisten verlassen. Das war vor etwa fünf Jahren, gerade als Karen in die Pubertät kam. Das war eine heilige Schweinerei, ich kann Ihnen sagen. Karen ist seitdem kaum noch zu bändigen, und Reuben wirkt wie erschlagen.«

»Ich bin sicher, Roscoe hätte mir die schmutzigen Einzelheiten längst mitgeteilt, wenn Karen nicht immer in der Nähe wäre.«

»Roscoe ist fast, aber nicht ganz und gar ohne Sensibilität«, stellte David fest. Er brummte zufrieden, als die Kohlen endlich aufflammten. »Na also. Mit zwei Streichhölzern, das ist ein gutes Zeichen. Der Hauptgrund für Roscoes Zurückhaltung bei diesem Thema«, fuhr er fort, »ist natürlich Reuben Styles. Er mag ein alter Hornochse sein, aber er ist immer noch einer von uns, und das kann man von Reverend Elmer Gantry ganz gewiß nicht behaupten.«

Pearl lächelte. »Elmer Gantry?«

David ließ sich in den Liegestuhl zurückfallen. »Man sollte doch glauben, diese Priester wären in der Lage, sich eine originellere Sünde auszudenken, stimmt's nicht? Aber die scheinen alle auf Sex fixiert zu sein. Offensichtlich brauchen die das Verbotene, um überhaupt auf Touren zu kommen. Aber wenn es um Geld geht, dann heißt es auf einmal: *»Du sollst nicht stehlen.«* Ich glaube, das Wort *»Arschloch«* ist extra erfunden worden, um unseren Reverend zu beschreiben. Er ist ein kugelköpfiger, böser, kleiner Ex-Sträfling, der sich an Jesus drangehängt hat und seitdem seinen Lebensunterhalt damit verbringt, unter die Unseligen unter den bäuerlichen Christen Streit und Zank zu säen. Es passierte während des Winters, als ich nicht hier war, aber es herrscht allgemeine Übereinstimmung darüber, daß der gute Reverend die Styles-Familie kaltblütig kaputtgemacht hat. Er war damals Prediger in einer winzigen Kirche in einer benachbarten Kleinstadt. Grant. Kleines Industriestädtchen, bemerkenswert wegen seines Drecks. Dann begann er, über die Grenzen seines Städtchens hinaus zu missionieren, unseren schmutzigen Tümpel hier zu reinigen. Er bekam die Ehefrau in seine Klauen. Laura verlangte von Reuben und den Kindern, Jesus als ihren einzigen Retter und den Reverend als ihren persönlichen Führer anzuerkennen. Reuben weigerte sich. Als immer deutlicher wurde, daß Laura den Pfaffen der Familie vorziehen würde, schlugen die Kinder sich auf Reubens Seite. Laura wusch öffentlich dreckige Wäsche, ein Richter schickte die Kinder ins Pflegeheim, und dann trat unser Reverend in Erscheinung, um heroisch auf die Pflegemutter, eine Frau mit Herzleiden, einzutrommeln, in dem Versuch, die Styles-Kinder für Laura zurückzugewinnen. Damit wurde es wirklich ernst. Offensichtlich war es nicht das erste Mal, daß der Reverend eine Familie

auseinandergerissen hatte. Es gibt eine ansehnliche Zahl von Bauern und Holzfällern hier in der Gegend, die Groll gegen den Reverend hegen. Männliche Verwandte der Pflegemutter haben sich gegen ihn empört. Die Leute begannen, Ketten und Gewehre bei sich zu tragen, und es gab einige öffentliche Zwischenfälle, Schikanen, Streitigkeiten, Schlägereien, die sämtlich mit den Aktivitäten des Reverends in Verbindung gebracht wurden. Die State Police mußte gerufen werden, um die Ordnung wiederherzustellen. Eine Anzahl von Bürgern, darunter auch der Reverend, fanden sich für kurze Zeit im Bezirkskittchen wieder, wegen Störung der öffentlichen Ordnung. Man muß zu Reubens Ehre sagen, daß er seine Würde bewahrte und sich nicht in die Streitigkeiten einmischte. Dann wurde es wirklich amüsant. Laura lebte mit dem Reverend und dessen Ehefrau zusammen, als ›Schwester‹. Es gab die wildesten Gerüchte, aber keine Beweise, bis eine andere Frau, ein früheres Mitglied der Gemeinde, deren Ehemann unter den Streithähnen war, die ins Kittchen gewandert waren, den Reverend beschuldigte, er nehme bei den Frauen nicht nur die Dienste christlicher Nächstenliebe in Anspruch. Es interessiert Sie vielleicht nicht besonders, aber man erzählt sich auf der Straße, der Reverend sei zwischen den Beinen bei weitem nicht so üppig ausgestattet wie Reuben. ›Kükenspimmel‹ wurde er von den Einheimischen auch genannt. Nun, vielleicht hat er andere Qualitäten. Jedenfalls machte seine Gemeinde schließlich Witze über seine beharrliche Weigerung, ›Schwester‹ Laura rauszuschmeißen. Daraufhin zogen der Reverend und sein Dreiecksverhältnis in eine größere Stadt, etwa fünfzig Meilen von hier entfernt, wo die Ausbeute reicher ist. Laura ist so eine Art Diakonisse. An der Sache war inzwischen so viel faul, daß Reuben das uneingeschränkte Sorgerecht für seine Kinder zurückbekam, aber die Kinder hatten inzwischen großen Schaden genommen, besonders Karen. Sie haßt ihre Mutter mindestens genauso wie den Reverend. Ich habe den Verdacht, der Reverend könnte, wie die Leute es hier ausdrücken, ›ihr beigewohnt haben‹. Reuben dürfte in dieser Richtung nicht den leisesten Argwohn hegen, denn irgendwo hat auch seine Geduld ein Ende, und der Reverend wäre sicher nicht mehr am Leben, wenn Reuben so etwas vermuten würde.«

»Bitte aufhören.« Pearls Bauch tat vom vielen Kichern weh. Arme Karen. Armer Reuben. Armer Sam. Sie schüttelte den Kopf. »Und

dabei hatte ich immer geglaubt, die Geschichte meiner Familie sei so schrecklich abgründig.«

David rollte auf die Seite, um die Kohlen auf dem Grill zu kontrollieren.

»Sie müssen sie mir erzählen«, sagte er. »Sobald ich die Fische draufgelegt habe.«

ACHTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Es war noch immer heiß, und man merkte, daß die aufkommende Dunkelheit daran nicht viel ändern würde. Ihr Badeanzug war auf ihrem Körper getrocknet, und über der Oberlippe hatte sich Schweiß gesammelt. Sie räkelte sich in ihrem Liegestuhl, genoß die Hitze und den Luxus, die Füße einmal hochlegen zu können. Der See war mit Booten bevölkert, kleine Segelboote schaukelten auf und ab, Motorboote pflügten sich durch das Wasser, und Kanus zogen geruhsam ihre Bahnen.

Das Glas mit Chablis, das David ihr in die Hand drückte, war eisig kalt, für eine oder zwei Sekunden bildete sich eine Gänsehaut auf ihrem Unterarm. Der Nachgeschmack des Weins erschien ihr leicht ölig und metallisch, wie bei einer Olive. Sie hielt das Glas ins Licht und bewunderte seine sanfte Farbe. »Supermarkt Spezialreserve. Wie verschwenderisch von Ihnen.«

»*Wir kaufen Essig, bevor er feilgeboten wird*«, intonierte David die Zeile eines Songs, während er Papiertücher von zwei korallenroten Lachsfilets pellte und sie für den Verzehr präparierte.

Sie pfiff durch die Zähne. »Lachs, in etwas ganz Merkwürdigem eingelegt, dann auf einem Bett von Kohlen gegrillt, die beinahe so teuer wie Diamanten sind, und dann den Lachs auch noch mit einer Lilie und etwas Lauch garniert!«

»Bitte, Mademoiselle.« David spielte den Beleidigten. »Ersparen Sie mir Ihre schnodderigen Bemerkungen. Das ist keine normale Mahlzeit, das ist Nouvelle Cuisine.«

»Tut mir leid, aber ohne Soße kann ich das nicht essen. Das wäre gegen meine Weltanschauung. Statt Blut fließt Roux durch meine Venen.«

»Fließt was?«

»Roux. Mehlschwitze, Monsieur.«

David suchte sein Notizbuch zwischen den Papieren und Büchern hervor, die neben seinem Stuhl lagen. »Warten Sie, das muß ich mir

aufschreiben.« Er zog einen Schmollmund, als sie lachte. »Bitte, ich bin ein Dichter. Worte sind mein Leben.«

»Erzählen Sie.«

Er ließ das Notizbuch fallen und nahm dafür den Spachtel zur Hand. »Nein, Sie sind an der Reihe mit erzählen.«

»Wieso das?«

»Ich wußte ja, daß Sie sie mir nicht erzählen würden.«

»Was denn?«

»Die abgründige Geschichte Ihrer Familie.«

»Ach, die.« Sie winkte ab. Unter dem Einfluß des Chablis unterstrich sie viele ihrer Sätze mit Handbewegungen. »Das war nur so eine Redensart. Da gibt es nichts Ungewöhnliches. Wirklich.«

»Ich war sehr höflich bis jetzt.« Er ließ sich auf den Liegestuhl gleich neben ihrem fallen. »Und ich serviere Ihnen hier eine Gratismahlzeit. Das wenigste, was ich dafür erwarte, ist Aufklärung darüber, wie Joe Nevers Nichte zu einem schwarzen Baby gekommen ist.«

»Ich bin nicht schwarz. Meine Haut hat eine sehr schöne Mahagonitönung, und gezeugt wurde ich auf ganz normale Art und Weise, während eines Geschlechtsverkehrs. Da auch damals schon bekannt war, daß menschliche Wesen unterschiedlicher Hautfarbe sich auch außerhalb des Laboratoriums paaren können, erregte der Vorgang keinerlei Interesse bei den Medien. Ich denke«, fuhr sie fort, »daß Walter und Roscoe die Klatschzentrale sind. Zahlen Sie für den Job?«

»Gerissenes Luder. Da steckt doch eine Story dahinter, oder?«

2

Als sie klein war, war ihre Welt von den Menschen der unterschiedlichsten Hautfarben bevölkert, von Blauschwarz über Espresso, Bitterschokolade bis hin zu Kaffee mit Sahne, Zimt, Bernstein, Elfenbein und Spargelcremesuppe. Viele ihrer Klassenkameraden paßten farblich nicht so recht zu einem Elternteil oder gar zu beiden, manchmal auch nicht zu den Geschwistern. Warum also sollte es bemerkenswert gewesen sein, daß Pearl nicht zu ihrer Mama paßte? Im Gegenteil, der Kontrast zu ihrer eigenen Haut veranlaßte die Kleine dazu, die Haut ihrer Mutter wunderschön zu finden. Die Zeit,

da sie feststellen sollte, daß ihre Hautfarbe die Welt ganz schön ungemütlich machen konnte, würde erst Jahre später kommen.

Sie erinnerte sich an einen Zwischenraum von intensivem, wunderbar kühlem Grün – den Zwischenraum zwischen ihren nackten Zehen – und an die Farben und Formen von Blumen: die samtenen perlenfarbenen Bäuche der Löwenmäuler, die luftigen, spinnenbeinigen Akelei mit ihren Elfenhütchen, die Schmetterlingsflügel der Stiefmütterchen, an die Kornblumen, die dastanden wie kleine, krause Sonnenschirmchen von einem schier unglaublichen, violetten Blau, und die Flammenden Herzen, die wie Straßenlaternen an ihren gebogenen Stengeln baumelten. Sie erinnerte sich an die Arme und den Busen ihrer Mutter, die seidige Glätte ihres Blusenärmels mit dem Blütenmuster, an eine Pfingstrose mit cremefarbenen, seidigen Blüten neben dem Gesicht ihrer Mutter, an die Farbe und die Beschaffenheit ihrer Haut, als sie beide zusammen ekstatisch den Duft dieser Blüten einsogen.

Es war nicht ihr Garten gewesen, es sei denn, sie hätten dort gewohnt, als sie noch ganz klein war. Ihr kleines, gemietetes Haus in Key West hatte jedenfalls keinen Hinterhof, in dem man einen Garten hätte anlegen können. Dort stand nur ein riesiger, indischer Feigenbaum, auf den man wunderbar klettern konnte. Sie hatte ihren Garten drinnen gehabt, in Form einer von Blumen und Winterpflanzen überquellenden Veranda. Es war ein Luxus von leuchtendem Grün, der in scharfem Kontrast zu der Ärmlichkeit des Mobiliars und des Wandschmucks stand. In dieser Bilderbuch-Bibliothek der Pflanzen ihrer Mutter hatte Pearl das Alphabet des Gartens gelernt.

Als sie sieben Jahre alt war, in der zweiten Klasse, bekam sie ihre ersten Lektionen in Rassenunterschieden. Überall schien es zuerst darum zu gehen, wer welcher Rasse und Hautfarbe war. Sie und ihre Klassenkameraden wurden Farbige genannt, oder Neger, während man ihre Mutter eine Weiße nannte. Die Hauttönungen der Nichtweißen von denen der Weißen zu unterscheiden, war relativ leicht. Die Unterschiede lagen in der Geisteshaltung. Farbige handelten auf die eine Art, Weiße auf eine andere.

Sie lebten auf einer der schmalen Inseln, die man Key nennt, auf einem von einer Reihe von Keys, die durch Dämme miteinander und mit einem Festland verbunden waren, welches man Florida oder

Miami nannte. Erst in der dritten Klasse lernte sie, daß Miami ein Teil des größeren Florida war.

Mit sieben wußte sie ganz genau, daß Key West nicht etwa wie ein Schlüssel geformt war. Sie und ihre Spielkameraden kannten seine Umrisse wie ihre Westentaschen, denn hier, am Ufer und im seichten Wasser, wuchsen sie auf, und nicht in den engen, staubigen Straßen, die gerade genug Platz für einen Vorgarten boten. Viele von ihnen wuchsen in und auf Booten auf, die Kinder der Fischer oder der Männer, die zu den Besatzungen der Jachten der reichen Leute gehörten. Viele ihrer Spiele – Krabbenfangen, Muscheln sammeln, angeln – sorgten gleichzeitig für Nahrung auf den Tischen ihrer Familien. Es gab weiße Kinder, die genauso lebten, deren Haare auch zu Hause von der Mutter geschnitten wurden, und die – wie sie selber – Secondhand-Kleider trugen und die meiste Zeit über barfuß liefen. Ihre Netze und Angelschnüre waren ebenso selbstgemacht. Aber die Gruppen vermischten sich nicht untereinander, selbst wenn sie nur wenige Meter voneinander entfernt genau die gleichen Dinge taten.

Manchmal kam es ihr so vor, als könnten die weißen Kinder sie nicht sehen, weil sie so dunkel waren, obwohl sie doch gleich neben ihnen standen. Pearl fiel auf, daß sie und die Kinder ihrer Hautfarbe immer Platz machten, daß sie die besten Spielplätze den Weißen überließen, unaufgefordert, still, daß sie einfach aus dem Weg gingen.

Dann, eines Tages, mußte sie von Lila, ihrer besten Freundin, erfahren, daß sie ein Bastard war.

»Bin ich nicht«, antwortete sie empört. »Wir gehören nicht zu keiner Kirche.«

Wenn ihre Mutter das gehört hätte, wäre sie wegen der doppelten Negation in ihrer Antwort gerügt worden. Pearl hätte »Ja, Ma'am.« gesagt, wäre rausgelaufen und hätte genauso weitergeredet, weil alle ihre Kameraden auch so redeten.

Lila, die an einem Ast des Feigenbaumes im Hinterhof baumelte, lachte grausam.

»Ich meine«, sagte sie so gedehnt, wie es nur eben ging, »du hast ja nicht mal 'nen Daddy.«

Pearl wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. Natürlich war ihr auch schon aufgefallen, daß die meisten anderen Kinder Väter hatten. Aber ein paar von ihnen hatten auch keinen. Zu denen gehör-

te sie eben. Das war ihr bis dahin nicht als weltbewegende Sache erschienen. Also entschied sie sich dafür, die geringe Bedeutung dieser Tatsache in der Antwort auf Lilas Attacke hervorzuheben. Sie streckte ihr Kinn weit vor. »Na und?«

»Das heißt«, sagte Lila mit unerbittlicher Logik, »daß deine Mutter eine Hure ist.«

Schon wieder ein neues Wort.

»Ich hab dir doch gesagt«, antwortete Pearl verärgert, »wir gehören nun mal nicht zu überhaupt keiner Kirche.«

Lilas Lachen war rostig und schartig wie eine alte Baumsäge. »Weißt du überhaupt, was eine Hure ist?«

»Nun«, gab Pearl zurück, »wenn das heißen soll, wo sie herkommt, sie ist so 'ne Art Yankee. Sie hat in einer Gegend gewohnt, wo es ganz viel Schnee gibt.«

»Wirklich?« Lila war für einen Moment ehrlich verwirrt. »Hat sie schon mal einen Schneemann gebaut?«

Pearl nickte. »Es gab so viel Schnee, daß er höher war als ihr Kopf, und sie konnte damit Burgen bauen und Schneeballschlachten machen.«

Lila war beeindruckt. »Toll!«

Pearl streckte den Kopf in die Höhe. Ihre Prahlerei schien anzukommen. Sie würde es den anderen Kindern gegenüber auch erwähnen müssen. *Meine Mama hat Burgen aus Schnee gebaut. Höher als sie selbst. Sie konnte aufrecht hineingehen.*

»Was ist eigentlich eine Hure?« fragte sie Lila ganz vorsichtig.

»Eine Hure ist eine Frau, die Geld dafür nimmt, daß die Männer sie liebhaben.«

»Meine Mama hat keine Männer lieb«, sagte Pearl ganz schnell.

Lila dachte einen Moment lang darüber nach. »Aber sie muß es doch getan haben. Sonst wärest du nicht geboren worden. Nur eine weiße Frau, die einen farbigen Mann liebt, ist eine Hure.«

Pearl wurde immer verzweifelter. »Aber meine Mama ist Kellnerin. Sie kriegt Geld, weil sie die Gäste bedient.«

»Eine Kellnerin in einem Lokal für Farbige«, konterte Lila. »Eine weiße Frau mit einem farbigen Kind ist eine Hure. Weiße lassen eine weiße Frau mit einem farbigen Kind nicht in ihren Stadtteilen wohnen. Darum wohnst du in unserer Straße.«

»Du bist eine Lügnerin.« Ganz ruhig versetzte Pearl ihrer Freundin einen Schlag auf den Mund.

Lila ging aus der Auseinandersetzung mit einer geschwellenen Oberlippe und ein paar Kratzern hervor. Pearls Handknöchel waren an Lilas Zähnen ein wenig aufgeplatzt, und ein Abdruck von Lilas Überbiß befand sich auf ihrem Oberarm. Ihre Mutter verlangte von ihr, daß sie sich bei Lila und Lilas Eltern entschuldigte. Die hörten ihr mit finsternen Mienen zu und verboten den beiden Kindern dann für einen Monat das gemeinsame Spielen.



Pearls Mutter hatte nicht immer in diesem Lokal gearbeitet. Sie hatte auch in anderen Etablissements Tische bedient. Die Besitzer dieser anderen Schnellimbisse, Restaurants, Bars und Grillrooms hatten immer wieder etwas über sie herausgefunden, und dann waren wieder die fürchterlichen Zeiten angebrochen, in denen sie zu Hause gesessen und in die Hände vorm Gesicht geweint hatte, das leere Portemonnaie auf dem Küchentisch, das spärliche, immer wieder durchgezählte Häuflein Banknoten und Münzen gleich daneben. Einmal war es ganz schlimm gewesen. Ihre Mutter hatte Lungenentzündung, und Pearl glaubte schon, sie würde sterben. Aber sie starb nicht. Sie wurde wieder gesund, und kurz danach fand sie den Job in diesem Schnellrestaurant.

Das 24-Stunden-Restaurant gehörte einem wohlhabenden, farbigen Geschäftsmann, der von den Keys stammte, aber zu der Zeit in New Orleans lebte, wo seine Frau zu Hause war. Um seine verschiedenen kleineren Unternehmungen kümmerten sich auf Aushilfenbasis vertrauenswürdige Verwandte. Bei dem Schnellrestaurant verhielt es sich anders. In der Nebensaison, im Sommer, war der Nachtmanager verantwortlich, während das 24-Stunden-Restaurant im Winter von einem Koch namens Dick Hallorann geführt wurde. Er war es auch gewesen, der Pearls Mutter angestellt hatte. Schon nach ein paar Wochen hatte er ihr die Stelle eines Nachtmanagers angeboten.

Eines Abends fiel Pearl, auf, daß ihre Mutter ihren Regenschirm zu Hause vergessen hatte, obwohl es draußen in Strömen regnete. Was wäre, wenn sie sich eine Erkältung holen würde? Ihr schlug doch alles immer gleich auf die Brust. Also zog Pearl ihre Jacke an, spann-

te den Regenschirm auf und machte sich auf den Weg zum Restaurant. Draußen zögerte sie einen Moment lang, denn es war ihr strikt verboten worden, ihre Mutter an ihren Arbeitsplätzen zu besuchen. Aber es war doch schon so spät in der Nacht, und es regnete Bindfäden. Sie konnte von draußen erkennen, daß nur ein, zwei Gäste im Lokal waren, und sie sah ihre Mutter und den Koch – das mußte der Mann sein, den sie Dick Halloran nannte – zusammen lachen. Pearl wußte genau, daß sie Schelte bekommen würde, denn erstens hatte sie so spät in der Nacht nicht mehr alleine auf der Straße zu sein, und zweitens hatte sie in dem Restaurant schon gar nichts zu suchen, aber sie mußte ihrer Mutter doch den Regenschirm bringen. Andernfalls könnte sie krank werden und womöglich sterben. Sie beschloß, den Regenschirm schnell und heimlich gleich neben der Tür an die Wand zu lehnen. Vielleicht würde ihre Mutter glauben, sie hätte ihn doch mitgenommen. Ganz vorsichtig öffnete Pearl die Tür des Restaurants, nur einen Spalt, der für ihren Arm und den Schirm groß genug war. Sie schloß erleichtert die Augen, als sie den Schirm gegen die Wand gelehnt hatte und wollte den Arm gerade zurückziehen, als eine Hand ihren Oberarm so fest packte, daß sie laut aufstöhnte. Sie öffnete die Augen und sah, daß es der Koch war, der sie festhielt. Sie war zu erschrocken, um auch nur einen Pieps von sich zu geben. Dick Halloran öffnete die Tür ganz und hob sie hoch.

»Weiß deine Mutter, wo du dich so spät noch rumtreibst, Kleine?«

Pearl vermochte nur, seine Frage mit einem einmaligen, mechanischen Kopf schütteln zu verneinen.

»Doch, das weiß sie sehr wohl.« Pearls Mutter kam hinter dem Tresen hervor.

Überraschung öffnete Dick Halloran den Mund, aber nur einen kurzen Augenblick lang. Er setzte Pearl auf den Boden.

»Du hast deinen Schirm vergessen«, sagte Pearl mit schwacher Stimme. Sie nahm den Regenschirm wieder zur Hand und streckte ihn ihrer Mutter entgegen.

»Danke schön.« Die Stimme der Mutter zitterte leicht.

Pearl litt Höllenqualen. Sie hatte etwas Furchtbares getan, als sie hierhergekommen war.

Die Mutter legte Pearl die Hände auf die Schultern. »Dick«, sagte sie, jetzt mit kräftiger Stimme, »das ist meine Tochter Pearl. Pearl, das ist Mr. Halloran.«

Dick schüttelte ihr ganz vorsichtig die Hand. »Freut mich, dich kennenzulernen. Wenn du schon mal hier bist, solltest du etwas zum Aufwärmen bekommen. Wie wär's mit Kakao?«

Sie verrenkte sich beinahe den Hals, um zu ihrer Mutter hochzuschauen, deren Hände noch immer auf ihren Schultern ruhten.

»Okay. Ich nehme sie mit in die Küche.«

»Setz sie doch auf einen Hocker. Kakao schmeckt viel besser, wenn man sich auf einem Hocker im Kreis drehen kann, während man ihn trinkt.«

Pearl gefiel die Idee, und so wurde es gemacht. Dick kannte eine Menge alberner Scherze. Zum Schluß schief sie auf einer der Sitzbänke ein. Am frühen Morgen gingen sie und ihre Mutter Hand in Hand nach Hause. Sie wurde nicht ausgeschimpft. Einen oder zwei Tage danach sagte Dick Halloran zu ihr, sie könne in das Restaurant kommen, wann immer ihre Mutter es ihr erlaube. Sie könne als Hilfskellnerin die Tische bedienen. Ihre Mutter gestattete es ihr nach der Schule und an den Wochenenden, aber nicht während der Abendstunden und in der Nacht. Schon bald verbrachte Pearl mehr Zeit im Restaurant als zu Hause. Dick Halloran behandelte sie, als gehöre sie zum Personal, und sie fand es ganz in Ordnung, ebenso zu tun.

Sie vermißte Dick, wenn er wegging, aber ihre Mutter verdiente dann mehr Geld, und das war immerhin ein kleiner Ausgleich. Dick schrieb ihnen. Seine Briefe taten fast so gut wie seine Anwesenheit im Restaurant. Er schickte ihr Postkarten aus den Rocky Mountains und Schnappschüsse von sich selbst, aus der Küche des Hotels, in dem er während der Sommermonate arbeitete.

Es war an einem Sommerabend, als ein großer, kaffeebrauner Mann mit einem glatten, kahlen eierförmigen Schädel in das Restaurant kam. Ein tiefes, polterndes Lachen brachte er mit und stellte sich vor als Mr. Norris Dickenson, der Besitzer des Restaurants. Er roch sehr gut, nach etwas, das sie später als Old Spice Aftershave kennenlernen sollte, und er trug einen Anzug wie ein Vertreter oder ein Prediger. Pearl fiel auf, daß er ihre Mutter sehr nervös machte, und daß sie sich nach Möglichkeit rar machte, ohne ganz aus dem Restaurant zu verschwinden, aber daß sie ihn nicht daran hindern konnte, ständig nach ihr zu sehen. Er kündigte an, daß er nach Key West zurückziehen wolle. Anscheinend war seine Frau ein paar Monate

zuvor gestorben. Mr. Dickenson hatte daraufhin beschlossen, in seine Heimatstadt zurückzukehren. Er hatte ein bißchen Geld gemacht, und er glaubte, noch mehr machen zu können und sich gleichzeitig um seine alten Eltern kümmern und die Bande zu zwei Brüdern und einer Schwester wieder erneuern zu können. Pearl brauchte ein paar Jahre, um alle verwandtschaftlichen Beziehungen Mr. Dickensons auseinanderhalten zu können, aber seine engere Familie bestand aus einem erwachsenen Sohn mit Namen Harry, dessen Frau damals bereits Mr. Dickensons erstes Enkelkind unterm Herzen trug, aus zwei Töchtern im Backfischalter, June und May, und dem zehnjährigen Sohn Bobby. Die Mutter teilte Pearl tapfer mit, sie glaube schon, daß Mr. Dickenson sie als Nachtmanager behalten wolle, aber man dürfe nicht überrascht sein, wenn es einige Veränderungen gäbe.

Mr. Dickenson begann regelmäßig anzurufen, und Pearl bemerkte sehr wohl, daß ihre Mutter ihm ausgesprochen gut gefiel. Im Herbst teilte ihre Mutter ihr mit, daß Mr. Norris Dickenson ihr Stiefvater werden würde. Die Eheschließung fand in einer kleinen römisch-katholischen Kapelle statt, in der es sehr dunkel war und ein starker Geruch nach Bienenwachs, Öl und Weihrauch in der Luft lag, und deren Wände mit finsternen, geheimnisvollen Bildern behängt waren.

Pearl hielt Norris Dickenson für den lieben Gott. Sie himmelte ihn an, und sie bekam ihre Bewunderung in Form von Zuneigung zurück. Sie war noch nicht zu groß, um von ihm auf den Schultern getragen zu werden. Ihre langen Beine überkreuzten sich vor seiner breiten Brust, und in den Türrahmen mußte sie sich, vor Vergnügen quietschend, ganz klein machen. Die Brusttasche seiner Anzugjacke war ein Schatzkästchen, das nur für sie immer wieder aufgefüllt wurde. Päckchen mit Pfefferminzdrops fand sie dort oder weiche Schleifen bunter Haarbänder, Glasmurmeln, Muscheln und schöne, glatte Kieselsteine.

Jeden Freitagabend mußte sie ihre Hand ausstrecken und die Augen schließen, dann drückte er ihr zwei kühle, glänzende Zehncentstücke hinein und schloß die kleine Faust darum. Am Samstagmorgen stolzierte sie dann zu dem kleinen Laden zwei Blocks weiter und kaufte sich eine Viertelliterflasche aus grünlichem Glas, die voll war mit Coca Cola, und damit machte sie es sich auf dem Feigenbaum im Garten bequem und trank ihn aus, diesen kühlssten und süßesten Nektar, den es auf der ganzen Welt gab. Am Sonntag nahm er oft die

ganze Familie mit hinaus an den Strand. Dort warf er sie dann Hals über Kopf in den Ozean und jagte sie, begleitet von den Anfeuerungsrufen ihrer Mutter, durch die Brandung, bis sie beide völlig erschöpft waren.

June und May legten bereits Lippenstift auf und trugen Nylonstrümpfe und Strumpfbänder, genau wie ihre Mutter.

June hatte eine Flasche *Evening in Paris*-Parfüm auf ihrer Kommode, und sie hatte einen Freund und May hatte sogar zwei Freunde. May besaß auch einen Plattenspieler in einem mit Kunstleder überzogenen Pappkoffer, und manchmal, hinter der verschlossenen Tür ihres Zimmers, tanzten die beiden nach den Bebop-Stücken, die bei den Plattenfirmen der Farbigen erscheinen, bei *Chess*, *Dot* und *Gator*. Pearl konnte hören, wie sie zu den Platten sangen und kicherten. Es machte ihr nichts aus, daß sie von den beiden manchmal wie ein unwissendes Baby behandelt wurde, schließlich ging ein solch strahlender Glanz von ihnen aus, es war, als lebte man mit zwei Filmstars zusammen. Es kam ihr vor wie eine Beförderung, sie mit ihren Kettchen um die Fußgelenke und ihren enormen Petticoats unter den Partykleidern aus Taft bewundern zu dürfen.

Selbst Bobby behandelte sie, nach einer gewissen Zeit verständlicher Zurückhaltung, wie eine richtige Schwester und nicht wie ein unglückseliges Anhängsel ihrer Mutter.

Pearl mußte June und May dabei helfen, für Mr. Dickensons Eltern zu kochen und sauberzumachen. Opa Dickenson war bettlägerig, die Oma war sehr schwach. Sie lernte es, dem Opa den Haferbrei zu füttern und ihm hinterher das Kinn sauberzuwischen, und sie half June dabei, der Oma über dem Waschbecken das Haar zu waschen. Auf einem kratzigen Roßhaarstuhl sitzend, las sie den alten Leuten aus der Bibel vor, und wenn sie ihre Sache gut machte, dann drückte die Großmutter ihr einen Penny in die Hand.

Mr. Dickenson schenkte ihr ein Sparschwein.

Durch diese oder jene Besorgung schaffte sie es, genug Geld zusammenzusparen, um sich ein altes, blaues Secondhand-Fahrrad zu kaufen, und Bobby brachte ihr bei, damit zu fahren. Er half ihr auch, das Fahrrad rot zu lackieren und klemmte ihr alte Pappendeckel zwischen die Speichen, weil die so ein tolles Knattergeräusch erzeugten. An ihrem nächsten Geburtstag schenkte er ihr Rückstrahler. Sie fühlte sich, als sei sie eines von Mr. Dickensons Kindern.

June, May und Bobby wuchsen heran. Harry und seine Frau bekamen noch mehr Kinder. Großmutter und Großvater starben kurz nacheinander. Mr. Dickensons geschäftliche Unternehmungen florierten, und ebenso schien es seiner Ehe mit Pearls Mutter zu ergehen.

Pearl wuchs heran und ging eines Tages auf das College. Wenn sie während der Ferien und während der Sommermonate zu Hause war, arbeitete sie im Restaurant. An einem Sommerabend, als sie den Schweiß eines langen Arbeitstages von ihrem Körper geduscht hatte, hörte sie ihre Mutter nach ihr rufen. Sie fand sie im Garten, auf dem Boden liegend. Ihre Mutter hatte einen Anfall. Ihre Augen waren verdreht, und Speichel floß ihr aus dem Mund, dazu gab sie Laute von sich, die sich wie ein Gackern anhörten, und der scharfe Geruch von Urin breitete sich in der lauen Abendluft aus.

»Aneurismen«, nannte es der Arzt, als sie mit Norris Dickenson zusammen in dessen Praxis saß. »Nicht mehr zu operieren. Wir können nichts tun.«

Bei sich im Geiste nannte Pearl es das *Gackern*.

Am nächsten Tag schaute ihre Mutter ihr aus einem Krankenhausbett entgegen, das Gesicht so weiß wie der Kopfkissenbezug, das eine Auge blutunterlaufen, und sagte zu ihr: »Mein eigentlicher Familienname lautet Madden. Ich stamme aus einer Stadt in Maine mit dem Namen Nodd's Ridge. Ich möchte, daß du meiner Mutter schreibst und es ihr mitteilst. Schreibe ihr. Schreibe ihr, daß ich sie gerne sehen würde.«

Pearl wußte, daß es für einen Brief schon zu spät war. Sie telefonierte, nachdem sie bei der Auskunft die Telefonnummer der Eltern ihrer Mutter erfahren hatte. Eine Frau meldete sich am anderen Ende der Leitung, und Pearl verlangte nach Mrs. Madden.

»Am Apparat.«

»Mein Name ist Pearl Dickenson. Ich bin deine Enkeltochter.«

Es entstand eine kurze Pause. »Mein Gott. Ist mit Elizabeth alles in Ordnung?«

»Nein«, antwortete Pearl. »Nein, das ist es nicht.«

Die Frau schrie vor Angst auf, und Pearl brach in Tränen aus.

Pearl und Norris Dickenson holten Gussie am Vormittag des nächsten Tages vom Flughafen ab. Der Schmerz in den Augen der alten Frau war beinahe unerträglich, aber Pearl hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon gründlich ausgeweint. Sie konnte kaum sprechen, so dick war der Kloß, der ihr im Hals steckte. Ihr Magen wollte sich beinahe umdrehen vor Wut auf die Frau. Es mußte ihre Schuld sein, daß ihre Mutter ihren Eltern während der schrecklichen Zeit ihrer Schwangerschaft vor beinahe zwei Jahrzehnten nicht die Wahrheit hatte sagen können. Es war ein Irrglaube, den Pearl nicht lange aufrechterhalten konnte.

»Hast du denn vergessen«, fragte Gussie ihre Tochter Elizabeth, »daß ich dich liebe?«

Und so lernte Pearl verstehen, daß man im Namen der Liebe ebenso große Sünden begehen konnte wie aus Haß oder Zorn. Sie war im Grunde genommen nicht das Produkt der Sünde ihrer Mutter, oder *nur* der Sünde ihrer Mutter oder der *einzig*en Sünde ihrer Mutter. Der Preis für dieses Wissen war hoch, aber sie bekam auch etwas Neues geschenkt, die entschlossene, keine Frage stellende Liebe von Gussie. Liebe, so schien es, konnte, wie eine Wahrheit, weder durch Tod noch durch Vergessen oder wechselseitiges Zufügen von Schmerz ganz ausgelöscht werden, sie ging im Gegenteil gestärkt aus solchen Ereignissen hervor.

❧ 5 ❧

Aber von all dem erzählte sie David Christopher nichts. Noch nicht. »Woher soll man wissen, wo eine Geschichte beginnt und wo sie endet? Ich weiß viele Dinge über meine Mutter und über Gussie, und einige von diesen Dingen sind auch wirklich wichtig, für mich jedenfalls. Aber immer noch gibt es so viel, was ich nicht weiß, nicht wissen kann, niemals erfahren werde. ›*Staunend schauen wir durch das geheimnisvolle Glas.*‹ Dieser Satz meint nicht nur, daß wir nicht wissen, was Gott tut, er meint auch, daß wir nicht einmal halb so viel von uns selbst und ändern wissen, wie wir zu wissen glauben. Alles, was ich Ihnen mit Gewißheit von meiner Familie erzählen könnte, sind nackte Tatsachen: Meine Mutter ist mit siebzehn von zu Hause weggelaufen und ist irgendwie schwanger geworden. Ich bin das

uneheliche Kind der Elizabeth Madden, die später Norris Dickenson geheiratet hat und 1973 in Key West an krankhafter Arterienverengung gestorben ist. Vielleicht sind diese Tatsachen aber gar nicht so wichtig, vielleicht sind sie nicht einmal wahr. Ich bin genauso die Tochter von diesem Mr. Norris Dickenson, in jedem Sinne außer dem biologischen. Meine Mutter ist tot, aber in meiner Erinnerung ist sie nie gestorben. Sie hat mir nie erzählt, wer mein richtiger Vater war, oder warum sie ihn nicht geheiratet oder geliebt hat. Ihre Geheimnisse bewahrte sie fest. Ich habe gelernt, die Tatsache zu akzeptieren, daß ich niemals erfahren werde, wie ich auf die Welt gekommen bin. Aber ich bezweifle auch, daß es von so großer Bedeutung ist. Ganz ehrlich. Und meine Hautfarbe ist für mich ganz sicher nicht von großer Bedeutung. Meine Haut hält mich zusammen, weiter nichts.«

David hatte aufmerksam zugehört und an keiner Stelle unterbrochen. Jetzt lächelte er. »Ich bin von der Farbe Ihrer Haut sehr angehan. Sie ist ganz außergewöhnlich. Es muß doch ein Wort dafür geben.«

»Nein, muß es nicht. Wörter können nicht alles beschreiben.«

»Sie schicken mein ganzes Gewerbe den Bach hinunter«, sagte er. Sie lachte und ging ins Haus, um ihre Shorts anzuziehen.

Als sie zurückkam, drehte David den Lautstärkeregler der Stereoanlage auf. Sie wählte *Graceland* von Paul Simon als Begleitmusik für ihr Abendessen aus. Sie aßen Kartoffelsalat, Lachs und frische Erbsen, für Pearl gab es Weißwein. Sie saßen auf der Terrasse, die Füße hatten sie auf dem Geländer hochgelegt.

Pearl fühlte sich auf angenehme Weise beschwingt. Als David nach der Weinflasche griff, bedeckte sie ihr Glas mit der Hand.

»Es reicht. Ich muß noch nach Hause fahren.«

»Ich werde Sie nach Hause fahren. Sie haben zwei Autos, also kommen Sie morgen zu Ihrer Arbeit.«

»Wollen Sie mich betrunken machen?«

»Meine Mutter hat immer drauf geschworen«, sagte David mit todernster Miene und brachte sie beide zum kichern. »Kommen Sie, wir tanzen.«

Er nahm ihre Hand und zog sie auf die Füße. Nach kurzem Suchen zwischen den Kassetten wählte er ein Band aus, dessen Etikett er sie nicht sehen ließ.

»Oh, Sue«, sang Michael Doucet, und der Klang der Cajun-Fiedel versetzte Pearl auf der Stelle zurück in den Hochzeitsabend ihrer Mutter.

»Oh, woher haben Sie das gewußt?« Es erschien ihr wirklich so, als habe sie ein Glas zuviel gehabt.

»Woher habe ich was gewußt?« fragte David. Er zog sie die ersten Schritte eines Tanzes mit sich und hielt sie fest, als sie die Balance zu verlieren und zu stolpern drohte. Ich habe wirklich zuviel getrunken. Kein Wunder, daß die Puritaner tanzen für eine Sünde halten. Wenigstens hatte sie ordentlich gegessen. Ein voller Bauch war für beides ein Hemmschuh, für die Trunkenheit und die Lust.

»Oh, Sue«, sangen sie zusammen, »oh, Sue, baigne past dans le bayou«, und sie drehte sich unter seinem Arm hindurch. »Crocodil va te manger tout gru«. Oh, Sue, schwimm nicht hinaus in den Bayou, der Alligator wird dich sonst verspeisen. Er führte sie unter dem Bogen seines Arms zurück wie der Fischer seine Reuse und zog sie nah an sich heran, viel zu nah, einen Arm legte er hinter ihren Rücken, damit sie ihm nicht ausweichen konnte. Sie sahen sich nachdenklich in die Augen, bis sie beide lachen mußten. Er sah so vergnügt aus, daß sie ihn küßte und dabei dachte, *zuviel getrunken, du blödes Huhn*.

Es war eine lange, beängstigend heiße Umarmung, und als sie beide Luft holen mußten, war die Kassette längst abgelaufen.

»Bis hierher und nicht weiter«, sagte sie.

Er ließ sie los und sah sie schüchtern unter niedergeschlagenen Wimpern heraus an. Schweigend bot er ihr noch ein Glas Wein an. Sie schüttelte den Kopf.

Bloß nicht. Ihr wurde plötzlich klar, was sie tat, und sie brachte ein bitteres Lachen hervor. »Sehen Sie mich an.«

»Das tue ich ja.« Er ging zum Kühlschrank und schenkte ihr eiskalten Tee ein.

Sie hatte, wie sie jetzt feststellte, großen Durst.

»Ich will an diesem Punkt nicht aufhören«, sagte er »Und du willst es auch nicht.«

Sie ging hinaus auf die Terrasse, wo es dunkler und ein wenig kühler war, und lehnte sich auf das Geländer. Dicke Wolken ballten sich vor der untergehenden Sonne zusammen wie Rauchschwaden. Die Farben des Tages zogen sich vom Himmel, den Wäldern, den Bergen

zurück, sie schienen allesamt vom Wasser des Sees aufgesogen zu werden, der wie ein gewaltiger Kessel von leuchtendem Gold, Rot und Violett aussah.

Eine Minute später kam er ihr nach. Sie drehte sich um, und er legte seine Hände zu ihren Seiten auf das Geländer und küßte sie noch einmal. Diesmal war sein Kuß sanft und suchend, es kam ihr vor, als sei es so noch viel schwerer, ihm Einhalt zu gebieten.

»Vielen Dank«, sagte sie, »es war ein wunderbarer Abend.«

Als sie ihre Strandtasche hochnahm, hielt er sie am Handgelenk fest.

»Niemals am ersten Abend.«

Er seufzte. »Und wenn es wirklich Liebe wäre?«

Sie lachte und stellte die Tasche wieder hin. Immer noch seine Hand haltend, ließ sie sich auf den Liegestuhl fallen. Er setzte sich auf die Kante des anderen Stuhls.

»David, ich bin nicht bereit dafür.«

»Oh.« Er dachte einen Moment lang nach. »Und warum nicht?«

»Weil ich mich nicht mit jemandem ins Bett lege, nur weil ich mit ihm zu Abend gegessen und einen Ringelreihen getanzt habe. Außerdem finde ich es nicht richtig, daß immer wir Frauen an die Empfängnisverhütung denken müssen.«

Er lächelte. Einen Augenblick lang dachte sie, sie müsse verrückt sein, sich diese Gelegenheit entgehen zu lassen.

»Natürlich nicht.« Er küßte ihre Hand.

»Schluß jetzt.« Sie zog die Hand zurück. »Du bist nichts als ein geiler Dichter.«

»Auch Dichter brauchen Sex. Vielleicht sogar noch mehr als andere Menschen.«

Sie hatte das Gefühl, sie könnten noch bis in sein Bett miteinander lachen, wenn sie jetzt nicht aufpaßte. Das Problem war nur, daß sie sich eigentlich nichts sehnlicher wünschte.

»Das ist bei Köchinnen nicht anders«, entgegnete sie.

»Ich werde dich auch morgen früh noch respektieren«, sagte er mit einem hinterlistigen Lächeln.

»Deine Mutter hat dir nicht oft genug den Hintern versohlt. Es ist achtzehn Monate und sechs Tage her, daß ich zum letzten Mal einen Mann hatte. Du könntest dir das zunutze machen.«

»Entsetzlich«, rief er aus. »Aber ich bin noch viel schlimmer dran als du. Ich hatte seit drei Jahren und dreizehn Tagen keine Frau mehr.«

Sie lachten, bis sie beinahe Bauchschmerzen bekamen.

»David.« Pearl schnappte nach Luft. »Ich würde gerne wissen...« Sie konnte die Frage nicht beenden, weil das Lachen wieder die Oberhand gewann.

»Was?«

Nach einer Weile hatte sie sich soweit beruhigt, daß sie weitersprechen konnte. »Wann warst du eigentlich das letzte Mal mit einem Mann zusammen?«

Er war auf einen Schlag ernüchtert. »Das ist nicht komisch, Pearl.«

»Das war auch nicht komisch gemeint.«

Die plötzliche Stille war bedrückend. Dann sah er sie herausfordernd an. »Vor genau drei Jahren und zehn Tagen.«

Keiner von beiden lachte.

Auf einmal streckte sie ihre Hand nach ihm aus »David.«

Er stieß ihre Hand weg. »Ich nehme an, du hast Angst vor dem Virus.« Er begann sich über sie zu ärgern, damit er sich nicht über sich selbst ärgern mußte und über die vielschichtigen Probleme der Existenz, auf die sie beide so wenig Einfluß hatten.

Sie seufzte. »David, ich habe vor vielen Dingen Angst.«

Er sah sie eindringlich an. »Was macht es dir aus, daß ich Männer genauso attraktiv finde wie Frauen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Selbst wenn Sex das einzige wäre, woran ich Interesse hätte, es würde mir nicht das Geringste ausmachen. Schließlich finde ich Männer auch attraktiv.«

Er lächelte wieder. »Ist es denn so offensichtlich? Meine Veranlagung, meine ich.«

Sie wollte ihm jetzt nicht erzählen, wann, wo und wie oft er sich verraten hatte. Wer will das schon wirklich von sich selbst wissen?

»Glaubst du, daß das hier soviel Bedeutung hat? Hast du Angst, die Stadt verlassen zu müssen. Kannst du hier nicht du selbst sein?«

»Es ist mir egal, was die Leute hier denken, aber dies hier ist mein Haus. Hierher bringe ich nie jemanden mit.«

»Du hast mich eingeladen.«

»Du darfst dich ruhig geschmeichelt fühlen.«

»Oh, das tue ich.«

Er streckte die Hand nach ihr aus. Es fröstelte sie, und sie stieß seine Hand zurück. »Nicht. Ich bin zu alt, mit jemandem ins Bett zu gehen, ich habe zuviel getrunken, und ich habe zu lange nicht mehr mit einem Mann geschlafen. Es ist mir egal, ob du mich morgen früh noch respektierst, denn ich hoffe, daß ich mich nie mit einem Mann ins Bett legen werde, der das nicht tut, aber die Hauptsache ist, daß ich mich morgen früh selbst noch respektieren kann.«

»So was hatte ich befürchtet«, sagte er und lachte, und sein Lachen zeigte ihr, daß zwischen ihnen alles in Ordnung war, daß sie immer noch Freunde waren.

Er trug ihre Strandtasche und warf sie in das Führerhaus des kleinen Lastwagens. Als sie ihm die Arme locker um den Hals legte und ihm den Mund für einen Gute-Nacht-Kuß bot, stellte sie fest, daß er sich ganz und gar noch nicht abgekühlt hatte. Seine Hand auf ihrer Hüfte preßte sie fest und verlangend an ihn. Sie war vollkommen nüchtern.

»David«, protestierte sie schwach, aber sie wußte bereits, daß sie jetzt beide nicht mehr aufzuhalten waren.

»Halt den Mund«, sagte er und trug sie auf seinen Armen davon.



Das Schlafzimmer stand der herrlichen Nachtluft vollkommen offen. Sie kam sich vor wie in einem Zauberwald, wo der Waldboden mit weichem Bettzeug bedeckt war. Die Luft war schwer vom Duft nach Kiefern und Wasser. Jetzt kam ihr das Fehlen von Vorhängen gar nicht mehr exhibitionistisch oder schamlos vor. Das Moskitonetz sorgte für ausreichend Intimität, ihre Versunkenheit ineinander schirmte das Bewußtsein vor allem ab, was nicht körperliche Empfindung war. Die Gewalt und Tiefe ihres ersten Orgasmus betäubte sie beinahe. Als er abgeklungen war, hörte sie ein seltsames Schimpfen und Gackern. Mit einem Schlag saß sie kerzengerade im Bett und preßte das Bettlaken vor ihre Brüste.

»Jesus!«

Er lachte. »Die Eistaucher.«

Eine Weile lang lauschten sie beide diesem bizarren Chor.

»Worüber unterhalten sie sich?«

»Über Seifenopern«, antwortete er. »Ihnen gefällt *The Young And The Eggless* am besten.«

Sie konnte kaum glauben, daß es möglich war, gleichzeitig zu kichern und miteinander zu schlafen, aber es sollte in dieser Nacht noch mehr an wilden, herrlichen Dingen zu entdecken geben, die sie entweder vergessen oder bis dahin noch gar nicht gekannt hatte.

Schließlich, irgendwo zwischen Erschöpfung und Erschrecken über sich selbst, verließ sie ihn. Sie behauptete, noch etwas Schlaf zu benötigen, da sie ja schließlich am nächsten Morgen wieder arbeiten müsse, aber das war nur die halbe Wahrheit. Es war auch eine Flucht. Auf dem Heimweg wurde ihr eindringlich bewußt, was sie in der Zeit ihrer Abstinenz alles hatte entbehren müssen. Sie fragte sich, wie und warum sie solange auf diese Dinge verzichtet hatte. Es kam ihr vor, als hätte sie während dieser Zeit alle ihre Gewürze zum Küchenfenster hinausgeworfen und sich ihre Mahlzeiten aus Sägemehl und Staub zusammengekocht.

7

Ihr Haus, das still und dunkel in der warmen Nacht auf sie wartete, kam ihr vor wie eine Zuflucht. In den Schlafzimmern würde sich die Hitze des ganzen, langen Tages aufgestaut haben. Die Liege auf der Veranda kam ihr in den Sinn, zu der die Nachtluft ebensoviel Zugang hatte wie zu Davids Schlafzimmer.

Ein Duft nach Erdbeeren begrüßte sie, als sie den Fuß auf die Hintertreppe setzte. Die Fliegentür stand offen, weil ein kleines, geflochtenes Körbchen voller kleiner, aromatischer Walderdbeeren zwischen Tür und Rahmen geklemmt war. Automatisch ging ihr Blick zum Türgriff, aber der erwartete Zettel mit einer Nachricht war nicht da. Trotzdem hatte sie nicht die geringsten Zweifel, was den Spender der Beeren betraf. Sie konnte sich eines kurzen Anflugs von schlechtem Gewissen nicht erwehren. Sie fragte sich, was Reuben wohl von ihr denken mochte, wenn er erfahren würde, daß sie und David Christopher eine sexuelle Beziehung miteinander eingegangen waren. Sie schüttelte das Gefühl der Schuld von sich ab. Schließlich schuldete sie ihm nichts, jedenfalls nichts, was über kleine Kätzchen, Erdbeeren und wilden Spargel hinausgehen würde. *Aber warum hoffst du dann ganz im Stillen, er möge niemals herausfinden, wo du gerade*

herkommst, was du dort getan hast, und mit wem du es getan hast? Willst du dir etwa im Ernst einreden, du könntest mit deinem kleinen Sommerabenteuer mit dem Dichter davonkommen, ohne das zu gefährden, was sich zwischen dir und dem Mann zu entwickeln beginnt? Zum Teufel mit ihm, wahrscheinlich wird der Kerl sich ohnehin niemals mehr trauen, als von ihr zu träumen.

Sie nahm den Korb hoch und steckte sich eine der Beeren in den Mund. Der köstliche Geschmack und die herrliche Konsistenz der Frucht explodierten förmlich in ihrem Mund. Mit einem leisen Stöhnen stellte sie den Korb auf den Küchentisch und ging nach oben, wo sie sich ihrer Kleider entledigte und sich ein kurzes Nachthemd über den Kopf zog. Während sie sich die Zähne putzte, zog sie ein ausgiebiges Duschbad in Erwägung, kam jedoch zu dem Schluß, daß sie dafür zu müde sei und es Zeit bis zum nächsten Morgen habe. Am Morgen wäre es kühler, dann könnte sie das Wasser so heiß drehen, wie es gerade noch zu ertragen sein würde. Die Vorfreude darauf reichte ihr für den Moment vollkommen aus.

Plötzlich bekam sie einen Heißhunger auf die Beeren. Sie nahm den Korb mit hinaus auf ihre Sonnenveranda und ließ sich mit einem zufriedenen Grunzen auf das Liegebett fallen. Mein Gott, schmeckten die Dinger gut. Dabei war sie doch so erschöpft und vollgepfropft. Sie legte sich zurück und sog den Duft ein. Er war wundervoll intensiv, viel stärker als bei Gartenerdbeeren. Sie konnte sich nicht erinnern, schon einmal wohlschmeckendere Beeren gegessen zu haben. Sie knipste die kleine Lampe auf dem Tisch an und schaute sich die Früchte genau an. Sie waren ganz klein, unter dem Druck der Finger begannen sie zu bluten und die Finger rot zu färben.

Es war ein verrückter Tag gewesen, ganz ohne Zweifel. Sie verbot sich selber, darüber nachzudenken, was sie heute alles riskiert hatte. Hätte sie darüber nachgedacht, dann hätte sie mit sich schimpfen müssen, und dazu war sie nicht nur zu müde, sondern sie befand sich in einem solch wunderbaren Zustand der sexuellen Befriedigung, daß es ihr sowohl heuchlerisch als auch äußerst schwierig erschienen wäre, das Geschehene zu bedauern. Sie fühlte sich einfach zu gut, als daß sie Lust gehabt hätte, mit dem Kopf gegen die Steinmauer ihres Bewußtseins zu rennen. Aber ihr Bewußtsein war widerspenstiger als Stein. Es gab keine Ruhe, es rumorte ebenso beharrlich und unge- niert wie ein betrunkenes Pärchen, das es im Nachbarzimmer eines

billigen Motels auf quietschendem Bett miteinander treibt. *Was ist, wenn du schwanger wirst? Wenn du dir bei ihm etwas geholt hast, was immer es auch sein mag? Was ist, wenn dieses kleine Techtelmechtel dich das Leben kostet? Was ist...*

»Halt die Klappe«, murmelte sie, drehte das Licht wieder aus und schloß die Augen. Das Körbchen mit den Erdbeeren stand immer noch auf ihrem Bauch.

Sie öffnete die Augen wieder, als sie Motorengeräusch und das Knirschen von Rädern auf Kies hörte. Die Scheinwerfer eines Fahrzeugs, eines Lastwagens, näherten sich auf ihrer Zufahrt, von der Landstraße am Fuß des Hügels herkommend.

Sie knipste das Licht wieder an und wand sich, in einer Anwendung von Schamgefühl, das Bettlaken um den Leib. Mehr hatte sie für die Nachtruhe in dieser Hitze nicht gebraucht. Hätte sie sich bloß ein Kleid mit runtergebracht. Sie war nicht überrascht über diesen Besuch, er verwirrte sie nur etwas, und sie hatte das Gefühl, als sei ein boshafter Stern über ihrem Leben aufgegangen.

Als er die Tür des Lastwagens öffnete, fiel etwas heraus und rollte mit blechernem Geräusch über den Kies.

Sie sah, wie er vom Lastwagen zur Tür der Sonnenveranda torkelte. Offensichtlich war sie nicht die einzige, die an diesem Abend etwas getrunken hatte.

Sehr höflich klopfte er an die Fliegentür.

»Kommen Sie rein, Reuben. Die Tür ist offen.«

»Pearl, daß Sie so spät noch auf sind.« Er schenkte ihr ein Grinsen, das, als Folge eines legalen Narkotikums, vielleicht ein ganz klein wenig träger als sonst über sein Gesicht huschte. Er blies ihr einen gärenden Atem entgegen.

»Sie sind ja auch noch auf. Entschuldigen Sie meinen Aufzug. Und vielen Dank für die Beeren.«

»Es war zu heiß zum Schlafen«, erklärte er.

Sie bemühte sich, ein normales Gesicht zu machen.

»Außerdem«, fügte er schüchtern hinzu, »sind das eigentlich Ihre eigenen Erdbeeren. Ich habe sie auf Ihrem Land gepflückt.«

»Wirklich wahr? Setzen Sie sich.«

Er zog sich einen Stuhl heran, drehte ihn um und setzte sich, indem er die Lehne als Armstütze benützte.

Sie bot ihm eine von den Beeren an. Er steckte sie ohne großen Appetit in den Mund.

»Ich sollte es bleibenlassen. Ich habe schon beim Pflücken zu viele gegessen.«

Sie kicherte. »Ich erinnere mich, daß ich als Kind einmal auf einem Bauernhof zu viele wilde Erdbeeren gegessen habe.«

Er grinste. Sie schaute nur auf seinen Mund, dessen Winkel sich ironisch in die Höhe zogen, und achtete nicht auf das Körbchen mit den Erdbeeren, als sie sich aufsetzte. Das Körbchen kippte um, und sie griffen beide danach, und als sie wieder hochkamen, hielten sie einander an den Händen. *O Mann, warum konntest du nicht bis zum Herbst warten, wenn die Dichter aus den Bäumen fallen und in die Stadt zurückgefedt werden?* Ihr Magen zog sich zusammen, zum Teil vor Angst, zum Teil aber auch wegen einer beinahe schmerzhaften sexuellen Erregung. Offensichtlich hatte David sie nicht befriedigt, sondern nur das Bedürfnis nach all den Dingen in ihr erweckt, die sie so lange entbehrt hatte.

Dieser Ausdruck auf seinem Gesicht, so voller Verlangen und Lust, machte ihr etwas Angst. Er kam um ihre Liege herum und hob sie auf. Erstaunt über sich selbst warf sie sich zurück, und so rollten sie beide auf das Liegebett, das mit einem lauten Aufseufzen protestierte. Die Erdbeeren wurden auf dem Laken und auf ihrem Nachthemd und unter ihrem Nachthemd zerdrückt. Der Duft nach wilden Erdbeeren würzte die Nachtluft.

Jetzt ist es auch egal, daß ich wieder nicht vorbereitet bin, daß mein Diaphragma immer noch in der Reisetasche steckt. Mitten aus diesem Durcheinander von Gefühlen und körperlichen Empfindungen grinste die eiskalte, sarkastische Pearl sie böse an: Wirf doch ein rotes Tuch über eine Nachttischlampe, Frau, und hänge eine Preisliste daneben. Aber was spielte es schon für eine Rolle? Wen auf dieser Welt kümmerte es, ob sie nun als Schlampe oder als spröde, vertrocknete alte Jungfer endete?

Sie war so weich, so vollständig offen für ihn, überall. Wenn er nicht ein wenig getrunken hätte und wenn es nicht das erstemal gewesen wäre, dann hätte er sich eigentlich darüber wundern müssen, daß sie so heftig, beinahe hastig auf ihn reagierte. Aber vielleicht glaubte er auch nur, daß sie sich ihm in dem gleichen Zustand hingab, in dem er zu ihr gekommen war, beladen mit einem Schuldge-

fühl, das tiefer saß als jede körperliche Empfindung. Sie hatte geglaubt, völlig erschöpft zu sein, und nun spielte diese Erschöpfung selbst eine Rolle, sie gab sich ihr hin wie einer Art Nachspeise, in einer unglaublichen Unterwerfung unter den Sex, den Mann, die warme Sommernacht.

NEUNTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Das Geknatter des Plymouth-Motors ließ Pearl kerzengerade auf ihrem Liegebett hochschießen. Halbartikulierte Flüche über sich selbst ausstoßend, sprang sie auf die Beine. Ihr Nachthemd war nirgendwo in Sicht. Sie riß das Laken von der Liege und wickelte sich darin ein.

Als sie in die Küche gehastet kam, schlug die Fliegentür gerade hinter Karen zu und unterbrach so den Morgengruß von den schön geschwungenen Lippen des Mädchens. Pearl schnappte sich ihren Schlüsselbund vom Küchentisch und warf ihn der völlig verdutzten Karen zu.

»Ich hab verschlafen.« Beim Rauslaufen rief sie ihr noch über die Schulter zu: »Sperr du für mich auf. Ich komme so schnell ich kann.«

Als sie auf die Hintertreppe zuhastete, wollte sie sich schon dazu gratulieren, daß es ihr gelungen war, wenigstens ein Fünkchen Würde zu bewahren, da trat sie auf einen Zipfel des Bettlakens und mußte, in dem Bemühen nicht hinzufallen, ihre gesamte Rückansicht dem Morgenwind preisgeben. »Scheiße!« Sie ignorierte das unterdrückte Kichern hinter ihrem Rücken einfach.

Eine Dusche, die kochendheiß begann und eiskalt endete, schwemmte die letzten Reste von Benommenheit hinweg. Als sie aus der Kabine kam, war sie wach wie ein Hofhund, der an seiner Kette zerrt, weil er einen Einbrecher entdeckt hat. Ihre Haut fühlte sich an, als könnte sie ganz von alleine herumlaufen und reden, ein Meisterstück, das ihr möglicherweise tatsächlich noch bevorstand, denn wer wußte schon, wie lang Pearl der Tag noch werden würde, bevor es wieder Aussicht auf Ruhe gab.

Sie verließ fluchtartig das Haus. An den schlampigen – das war genau das angemessene Wort für diesen Morgen überhaupt – Haufen feuchter Handtücher, zerknautschter Leinentücher und dreckiger Klamotten auf dem Fußboden mochte sie gar nicht denken. So, wie die Dinge liefen würde heute auch noch der Papst bei ihr anrufen, und höchstwahrscheinlich wäre er scharf wie Nachbars Lumpi.

In der Imbißstube hatte Karen den Kaffee bereits aufgesetzt, Roscoe war damit beschäftigt, die Zeitungen einzuordnen, und Sonny Lunt hatte sein beträchtliches Gewicht bereits auf einen der Barhocker gewuchtet.

Pearl bewegte sich mit einer Hast, hinter der die Hoffnung stecken mochte, sie könnte Karens neugierige Blicke ablenken und sie gleichzeitig davor bewahren, vor Erschöpfung platt auf den Bauch zu fallen. Sie warf ihre Handtasche in das winzige Büro neben dem Vorratsraum und riß ihre Schürze von der Wand.

Als sie wieder an Karen vorbeikam, flüsterte das Mädchen ihr zu: »Muß das aber ein Rendezvous gewesen sein.«

»Bring Sonny endlich seinen Kaffee. Er wartet.«

Es war ein bißchen ungerecht, denn der Kaffee war noch gar nicht ganz durch die Maschine gelaufen, aber Karen schien den Wink mit dem Zaunpfahl kapiert zu haben.

Pearl fühlte sich wie jemand, dem man während der Nacht überall am Körper kleine Gewichte angebracht hatte. Aber es gab nun einmal Arbeit, die getan werden wollte, und nach einer Weile war sie schon viel zu beschäftigt, um müde zu sein.

Auf dem Höhepunkt des Morgengeschäfts versuchte Pearl, eine Unterhaltung am Ende des Tresens mitzubekommen.

»Ich mag sie«, sagte eine Frau zu einer anderen, »aber sie fährt, als würde am Ende der Straße ein Batzen Geld auf sie warten. Sie kam wie eine gesengte Sau den Pigeon Hill herunter und hätte um ein Haar die Schnauze von meinem Subaru abrasiert...«

Die Tür sprang auf und Evvie Bonneau kam herein, an einer Kette, an der noch der rausgerissene Wandhaken hing, zog sie das kleine Jagdhündchen hinter sich her. Mit einem drohenden Finger fuchtelte sie Roscoe vor der Nase herum, der alte Mann fluchte vor sich hin, aber er bemühte sich, seine Wut unter Kontrolle zu halten. Auch die kleine Hündin benahm sich unter der Obhut der Tierschutzbeauftragten anständig, nur die Zunge hing ihr seitlich aus dem Maul und die hellen Augen verrieten nichts anderes als staunende Verwunderung.

Evvie reichte Roscoe das Ende der Kette. »Sie hat auf der Route 5 Laster gejagt. Wenn ich sie noch einmal frei herumlaufen sehe, melde ich dich. Vergiß nicht, daß du sie anmelden und gegen Tollwut impfen lassen muß, wenn sie sechs Monate alt ist.«

Sie hatte auf dem Absatz kehrtemacht und war schon verschwunden, bevor die Frühstückskunden auch nur Zeit gehabt hätten, sich gegenseitig anzustoßen und in Schadenfreude über Roscoes Ungemach zuzugrinsen.

Der Hund riß an der Kette, weil er hinter ihr herlaufen wollte.

»Jesus Christus!« Es war nicht ganz klar, ob Roscoe diese Worte aus Verzweiflung oder in der Hoffnung auf Erlösung ausgesprochen hatte. Er nahm das Hündchen mit nach draußen, um es dort festzubinden.

Als er zurück war, teilte er Pearl mit finsterer Miene mit: »Der verdammte Köter hat Jack schon wieder ausgegraben. Ich hab ihn noch tiefer vergraben und den Boden mit Ammoniak getränkt. Das sollte reichen. Und jetzt hat das Scheißhundevieh die Kette aus der Wand gerissen, mit Haken und allem. Ich hab keine Ahnung, was ich noch anstellen muß, um sie sicher anzuketten.«

»Vielleicht sollten Sie das Tier zu Ihrer Nichte zurückbringen.«

Roscoe schien diesen Gedanken ernsthaft in Erwägung zu ziehen, indem er seine Lieblingspose einnahm: Fingerspitzen auf die Hüften gelegt, den Kopf auf eine Seite geneigt. Schließlich schüttelte er nur den Kopf und machte sich wieder an seine Arbeit.

Als David gegen zehn ihr Lokal betrat, brach Pearl der kalte Schweiß aus. Sie konnte förmlich spüren, wie Karen ihre Antennen ausfuhr. Das Mädchen ließ sie beide nicht mehr aus den Augen. Pearl sandte verzweifelte telepathische Signale aus: *Nimm dich zusammen. Nimm dich zusammen, oder ich bring dich um!*

Davis Benehmen gab zu keinerlei Klage Anlaß. Vielleicht hatte er ihre Signale tatsächlich empfangen. Er erledigte wie immer sein kleines Zeremoniell des Austauschens der Brillen, dann holte er sich eine Zeitung und machte es sich auf einem der Hocker bequem. Im Vorbeigehen hatte er ihr gleichgültig einen guten Morgen gewünscht.

Sie antwortete darauf in leisem, unauffälligem Tonfall, wie sie es bei jedem anderen Stammkunden, der gleichzeitig ein guter Freund war, auch getan hätte.

Seine klare Brille hatte es sich auf seiner Nasenspitze bequem gemacht, er schaute sie über den Rand hinweg wie eine Eule an. »Wie geht's?«

»Kann mich nicht beklagen.« Sie nahm seine Bestellung so wortkarg entgegen, wie er sie aufgegeben hatte und dankte ihm im Stillen, während sie sich an die Arbeit machte. Für einen Moment lang bemächtigte sich ihrer ein Gefühl des wilden Triumphes über Karens Neugier, aber dann schämte sie sich doch etwas. Das Kind konnte schließlich nichts dafür.

Wenig später ging sie in den Vorratsraum, um telefonisch eine Änderung bei der Fleischbestellung durchzugeben. Plötzlich stand David von seinem Platz auf, kam um den Tresen herum hinter ihr her und war so schnell in der Tür verschwunden, daß die Gäste, die friedlich am Tresen ihr Frühstück verzehrten, ihn wohl gar nicht gesehen haben mochten. Sie hatte schon beinahe vergessen gehabt, daß er da draußen saß, um so erstaunter war sie über sein plötzliches Auftauchen. Einen leisen Aufschrei erstickte er mit dem Rücken seiner Hand.

Sie biß hinein und schlug sie weg.

Er lutschte wie ein kleines Kind an seiner Hand. »Scheiße! Das hättest du nicht tun müssen.«

»Geh dahin zurück, wo du hingehörst! Auf der Stelle!«

Er nickte zuerst zustimmend, dann küßte er sie besitzergreifend.

Sie wehrte sich, indem sie mit dem Telefonhörer nach ihm schlug.

Er ließ sie los, schlug ihr im Vorbeigehen auf den Hintern und war so schnell wieder verschwunden, wie er gekommen war. Als er um das Ende des Tresens herumbog, setzte er die Brille wieder auf seine Nase.

Sie schnappte nach Luft und entschuldigte sich beim Fleischlieferanten am anderen Ende der Leitung.

Karens wissender Blick heizte Pearls Wut auf David nur noch mehr an. Die Hoffnung, daß niemand seinen kleinen Überfall hinter dem Schild mit der deutlichen Aufschrift »*Nur für Mitarbeiter*« mitbekommen hatte, erhielt einen weiteren Dämpfer, als sie den verschlagenen Ausdruck in Roscoes Augen wahrnahm, der laut seinen Kaffee schlürfte.

Als sie die Abrechnung machte, kam Karen zögernd zu ihr her. Das Mädchen sah auf den Boden und kratzte sich an den polierten Fingernägeln. »Pearl, ich müßte auch sonntags arbeiten. Ich kann's mir nicht mehr leisten, einen freien Tag zu machen.«

Pearl schlug die Schublade zu. »Um ehrlich zu sein, wenn du wirklich glaubst, daß du es schaffen kannst, ich könnte dich am Sonntag schon gebrauchen. Letzte Woche wäre es Roscoe und mir beinahe über den Kopf gewachsen.«

Karen war gleich viel lockerer. »Toll.«

Pearl sah ihr zu, wie sie mit ihrer Schrottkiste rückwärts aus der Parklücke knatterte. Die Kleine grinste über beide Backen. Wahrscheinlich hielt sie alle ihre Geldprobleme für gelöst. Nun, der Winter war lang hier im Norden. Man mußte seine Früchte ernten, wenn sie reif waren.

Nachdem sie das Restaurant abgeschlossen hatte, zog sie sich müde in ihren kleinen Lastwagen. Sie zählte ihre Wunden. Da kam sicher einiges auf sie zu. Wenigstens war Reuben nicht auch noch aufgekreuzt. Sie konnte sich dunkel daran erinnern, ihn in den frühen Morgenstunden mit der sanften Warnung aus dem Bett getrieben zu haben, Karen käme immer sehr früh, um sie abzuholen. So sehr sie sich jetzt auch wünschte, nach Hause fahren und sich ins Bett werfen zu können, sie tat es nicht. Sie lenkte ihren Lastwagen in die entgegengesetzte Richtung und fuhr nach Greenspark.

Die Straßen waren wenig befahren.



Als sie auf den Parkplatz des Einkaufszentrums von Greenspark bog – Supermarkt, Apotheke, Waschsalon, Futtermittelhandlung –, sah sie Reubens Suburban, aber es war schon zu spät. Der dazugehörige Mann kam gerade aus der Apotheke und hatte sie schon gesehen. Sie lächelte ihm verlegen zu und war dankbar für die Erfindung der Sonnenbrille. Er lächelte strahlend zurück, was sie dazu nötigte, sich seine großen, harten Zähne so vorzustellen, wie ihre Zunge sie kennengelernt hatte, und das wiederum bewirkte einen bestürzenden und schamvollen Ruck unverfälschter sexueller Lust, der ihr durch die müden, geschundenen Glieder fuhr.

Er hatte sie erreicht, als sie sich gerade behutsam von der Führerkabine auf das Pflaster herunterließ.

Sie biß sich auf die Lippe. »Hi.« Sie kam sich äußerst albern vor, wie ein Teenager, der so schüchtern und verklemmt ist, daß er nicht einmal zwei sinnvolle Worte aneinanderzuhängen in der Lage ist.

Er hatte seine Worte offensichtlich vorher geübt. »Ich möchte mich bei dir entschuldigen. So auf dich raufzuspringen. Du verdienst es wahrlich besser.«

Sie war überrascht. Ihr Magen spielte verrückt, und sie fühlte, wie die Tränen ihr in die Augen schießen wollten. Sie mußte kräftig mit den Augendeckeln klimpern, um sie zurückzuhalten. Hätte sie im ersten Moment angesichts dieser tolpatschigen Höflichkeit beinahe loslachen mögen, so schämte sie sich nun um so mehr. *Sie* war noch viel mehr als tolpatschig, sie war unredlich. *Er* war derjenige, der es besser verdiente.

»Die einzige Frau, um die ich jemals geworben habe, habe ich auch gleich geheiratet«, fuhr er fort. »Und das ist mehr als zwanzig Jahre her. Aber es soll keine Entschuldigung sein, daß ich aus der Übung bin. Es tut mir leid, Pearl.«

»Muß dir nicht leid tun«, sagte sie sehr leise.

Er nickte. »Ich würde gerne noch einmal von vorne anfangen und es besser machen. Hättest du Lust, später mit mir Beeren sammeln zu gehen?«

Sie atmete tief durch. »Ich kann nicht. Heute nicht.«

»Und was wäre mit einem gemeinsamen Abendessen und einem Kinobesuch?«

»Wirklich, es tut mir leid. Ich habe so viel zu...«

Jetzt wurde es peinlich. Er wollte schon einen Schritt zurücktreten.

»Ich brauche einfach eine lange Nacht voller Schlaf«, platzte sie heraus.

Er lächelte, ganz sanft. »Ich glaube, das täte mir auch gut.« Ganz leicht und liebevoll tippte er ihr auf die Nasenspitze. »Du...« Er fand das Wort nicht, was auch immer ihm auf der Zunge gelegen haben mochte. Statt dessen sagte er: »Wenn das Wetter hält, würdest du dann morgen mit mir Beeren sammeln?«

Noch ein tiefes Durchatmen, »ja.« Bis dahin wäre sie ausgeruht und hätte wieder einen klaren Kopf. Sie würde ehrlich zu ihm sein. Vielleicht würde er ihr eine zweite Chance geben. Sie hoffte, daß er es tun würde.

Er zögerte. »Noch etwas. Karen und Sam. Als wir noch Teenager waren, hatten unsere Eltern manchmal was gegen unsere Rendez-vouspartner, weil sie es am liebsten gesehen hätten, wir hätten uns mit überhaupt niemandem getroffen. Heute sind wir erwachsen, und

es sind unsere Kinder, die etwas gegen unsere Verabredungen haben.«

Sie klemmte ihre Unterlippe ganz leicht zwischen die Schneidezähne, um nicht loslachen zu müssen. »Du mußt vorsichtig sein. Ich verstehe dich.«

»Tu das noch mal«, sagte er leise. »Oder laß mich es tun.«

»Was?« Sie war etwas verwirrt.

»Dir auf die Lippen beißen.«

Sie legte die Hand über den Mund.

»Also, wir treffen uns unter den Apfelbäumen hinter deinem Haus«, sagte er. »Ist vier Uhr okay?«

Sie nickte. Er berührte noch einmal ihre Nasenspitze und sie ging schnell davon. Es war ihr klar, daß er hinter ihr herschaute, deshalb versuchte sie, nicht so unbeholfen zu gehen, wie die extensiven Ausschweifungen der vergangenen Nacht es eigentlich von ihr forderten. Sie sah sich um. Er stand immer noch da. Er winkte, dann veränderte sich auf einmal sein Gesichtsausdruck, und sie bemerkte gerade noch, daß sie im Begriff war, gegen irgend etwas oder irgend jemanden zu laufen und blieb auf der Stelle stehen. Gerade noch war es ihr gelungen, den Zusammenstoß mit einer Frau vor dem Eingang der Apotheke zu vermeiden. Die Frau hielt immer noch schützend den Arm vors Gesicht, als sie schon längst stehengeblieben war. Pearl starrte genau in die dunklen, sarkastischen Augen von Barbara Bragg.

»'tschuldigung«, murmelte sie und drängelte sich an ihr vorbei in den Laden.

Drinne war es angenehm dunkel und kühl. Die Regale waren vollgestapelt mit dem normalen Vorrat an Heilmitteln und Kosmetika und einer großen Auswahl an den Dingen, die Leute zu benötigen pflegen, die mit ihren Wohnwagen in der Fremde unterwegs sind. Pearl nahm sich einen Einkaufskorb von dem Stapel neben der Eingangstür und tauchte in der erfreulich anonymen Menge der Kunden unter.

Die Bragg, die gleich nach ihr die Apotheke betreten hatte, verschwand in den hinteren Teil des Ladens, wo an einem separaten Tresen die rezeptpflichtigen Medikamente ausgegeben wurden. Um so besser. Vielleicht holte sie etwas mit bösen Nebeneffekten ab.

Jedenfalls würde sie Pearl auf diese Weise nicht noch mal in die Quere kommen.

Sie bewegte sich hastig, denn sie hatte die Theorie, daß die Gefahr, mit Barbara Bragg reden zu müssen oder jemand anderem über den Weg zu laufen, um so geringer wäre, je schneller sie hier fertig wäre. Sie nahm ein Päckchen Natriumkarbonat mit, für das lange, kühle Bad, das sie zu nehmen beabsichtigte, dann einen Topf Vaseline, eine Dose empfängnisverhütenden Schaum in neutraler Verpackung, eine Tube Salbe für das Diaphragma, das sie natürlich gleich auspacken würde, wenn sie wieder zu Hause wäre, und das sie dann jeden Tag und jede Nacht tragen würde, bis an ihr Lebensende, und mit dem sie begraben werden würde, wenn der liebe Gott so nett wäre, sie vor den Folgen ihrer nächtlichen Eskapaden zu bewahren und sie ihre nächste Erwerbung tatsächlich noch benötigen dürfte, eine Schachtel Tampons nämlich. Sie zog sich mit einem Finger die Sonnenbrille ein Stückchen von der Nase und schaute sich ängstlich um. Nachdem sie kein bekanntes Gesicht entdecken konnte, nahm sie ein paar Päckchen Kondome vom Regal. Sie wollte schon weitergehen, zögerte, langte noch einmal hin und warf noch ein paar Päckchen in ihren Korb. Weil die Kopfschmerzen so sehr hämmerten, griff sie nach einer großen Flasche Excedrin, auf der ein wahnsinnig hoher Preis klebte, und eilte der Kasse zu. Barbara Bragg war nirgends zu sehen. Pearl atmete erleichtert auf. Die alte Hexe war schon wieder weg, wahrscheinlich hatte sie sich Speed verschreiben lassen, um ohne Besen durch die Luft reiten zu können.

Als sie ihren Einkaufskorb entleerte, hörte sie, wie die Kassiererin aufstöhnte. Sie sah in das angespannte Gesicht einer schwächlichen Frau unbestimmten Alters, die sowohl ihre Brille als auch ihre Strickweste mit schwarzen Kordeln befestigt hatte, als hätte sie Angst, sie könnten versuchen, ihr wegzulaufen. Die Frau zuckte vor dem Haufen intimer Artikel auf dem Tresen zurück wie vor einer giftigen Schlange.

Hinter ihrem Rücken vernahm Pearl die kühle, amüsierte Stimme Barbara Braggs. »Sind Sie auf dem Weg zur Arbeit?« Sie hatte eine Flasche Haarwasser in der Hand und eine kleine Papiertüte, in der sich wahrscheinlich ihre Verschreibung befand.

Pearl starrte sie an. Sie hätte nicht übel Lust gehabt, der Frau die Haare vom Kopf zu reißen und sie ihre eigene Hochglanzfrisur fres-

sen zu lassen. Statt dessen lachte sie nur tief und verworfen und sagte dann mit übertriebenem Schmalz in der Stimme: »Nein, das sind Partymitbringsel für eine AIDS-Wohltätigkeitsveranstaltung. Möchten Sie nicht auch was spenden?«

Barbara Braggs ungläubiges, klingelndes Lachen zerrte an ihren Nerven.

Die Kassiererin tippte in Windeseile Pearls Rechnung zusammen und schaufelte die unanständigen Dinge unbeholfen in eine große Papiertüte.

»Sie müssen uns für unglaublich provinziell halten«, sagte Barbara mit einem schrecklich falschen Haifischlächeln.

Pearl warf das Geld auf den Tresen.

»Nein«, sagte sie mit schneidender Ironie, »es sind Ihre guten Manieren, die mich so entzücken.«

Und noch einmal zeigten die beiden Frauen sich lächelnd die Zähne.

Die Kassiererin schob Pearl die Papiertüte zu, als könne man sich daran anstecken.

Als sich die Tür in ihren pneumatischen Angeln hinter ihr schloß, hörte Pearl die Kassiererin noch mit gedämpfter Stimme sagen: »Also, ich hätte wirklich nicht geglaubt...«

»Ich auch nicht, Honey«, murmelte Pearl vor sich hin, als sie in ihrem Lastwagen wie in einem Schlupfwinkel verschwand.



Reuben stand schon sprungbereit, als er sah, daß Pearl drauf und dran war, mit Barbara Bragg zu kollidieren, aber sie fing sich noch einmal, trotz ihrer Müdigkeit. Man konnte ihr ansehen, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Er hätte sie nicht fragen dürfen. Es war nicht richtig. Schließlich machte gerade die Tatsache, daß sie eine hart arbeitende Frau war, einen Großteil ihres Reizes aus.

Er zog sich in seinen Lastwagen. Er könnte auch eine ausgiebige Nachtruhe gebrauchen. Gut, er würde sicher auf diese Möglichkeit zurückkommen, aber im Moment war er ganz einfach erregt. Dieser Teil seiner Natur war wie ein großes, mächtiges Tier aus dem Winterschlaf erwacht und wollte sich nun den Freuden der Brunftzeit

zuwenden. Die Überbleibsel eines leichten Katers hatte er überwunden. Aber er war nun mal nicht mehr neunzehn, außer in den Momenten, wenn die Gedanken an die vergangene Nacht darauf bestanden, gedacht zu werden.

Einen Großteil des Tages hatte er sich mit einem Nebenthema herumgequält: Seine Kinder, und wann sie was und wieviel über diesen Teil seines Lebens erfahren sollten. Es ging ihm gegen den Strich, es zu verheimlichen, denn bei allem Bedürfnis nach persönlicher Privatsphäre verabscheute er doch nichts so sehr wie Betrug und Unaufrichtigkeit. Zu sehr hätte ihm das nach den Heimlichkeiten seiner früheren Frau geschmeckt. Er war ein erwachsener Mann, er war frei, und er tat nichts, dessen er sich hätte schämen müssen. Abgesehen davon war er ganz einfach verliebt, und das war nun wirklich nichts, was man verheimlichen sollte. Alle seine Instinkte drängten ihn im Gegenteil dazu, es an die große Glocke zu hängen, seine Ansprüche und seine Verpflichtungen aller Welt gegenüber zu erklären. Wie schwer war es ihm damals gefallen, die Wut, die Niedergeschlagenheit und die Trauer in Verbindung mit dem Zerbrechen seiner ersten Ehe zu verstecken, die Wunden ganz alleine für sich zu behandeln, aber jetzt so zu tun, als sei er nicht glücklich wie ein Ferkel in der Schlammkuhle, das erschien ihm beinahe unmöglich. Aber er mußte sich vor Karens Zorn in acht nehmen. Sie schien bei jedem seiner Atemzüge Angst zu haben, er wollte ihr die Atemluft nehmen. Und mit Sam würde es möglicherweise eine ähnliche Entwicklung nehmen.

Als er zu seiner Tankstelle zurückkehrte, gab er Jonesy frei, und Sam schickte er nach Hause, damit er sich um das Abendessen kümmere. Er wollte bald schließen, aber vorher rollte er sich noch unter Ruby Parks alten Ford Valiant, um nachzuprüfen, was Sam ihm über das Kardangelenk gesagt hatte. Reuben wollte Ruby nicht das traurige Ende ihres Valiant mitteilen müssen, ohne sich selbst davon überzeugt zu haben, daß man nichts mehr tun konnte.

Draußen fuhr ein Cadillac mit Fließheck vor, nicht etwa vor die Zapfsäulen, sondern direkt vor die offene Garagentür. Eine Frau stieg aus. Diese Fußgelenke hätte er überall erkannt, auch nach all den Jahren noch. Nicht gerade die Schlanksten, die man sich vorstellen konnte, aber immerhin waren sie hübsch geschwungen. Mit einem Seufzen rollte er unter dem Wagen hervor.

Laura sah auf ihn herunter, die Stirn hatte sie in strenge Falten gelegt, die Arme vor der Brust gekreuzt. Ihm fiel auf, daß ihr Kinn aus der Form zu gehen begann. Es war ein eindeutiger Ansatz eines Doppelkinns zu erkennen.

»Ich habe diesen Gestank nach Öl immer gehaßt«, sagte sie.

Sie trug ein maßgeschneidertes, jungfräulich weißes, ärmelloses Kleid, das auf merkwürdige Weise prüde wirkte. Sie hatte schon immer eine knabenhafte Figur gehabt, und auch das mittlere Alter hatte sie noch nicht weicher gemacht. Dieses Kleid schien die kleinen Brüste und die eckigen Hüftknochen besonders betonen zu wollen. Karen hatte ihre Vorderseite von seiner Mutter geerbt, einer vollbusigen Frau, und nicht von Laura. Ihre magere Steifheit stand in geradezu dramatischem Kontrast zu Pearls dunkler Geschmeidigkeit. Er mußte sich schon wieder bis zu den Fußgelenken hinunterdenken, um überhaupt etwas zu finden, was einen Vergleich gelohnt hätte, aber auch da gefielen ihm Pearls wesentlich besser.

Er stand auf und nahm einen Lumpen. »Dann geb ich dir wohl besser nicht die Hand.«

»Ich würde sie dir nicht schütteln, auch wenn du sie mir anbieten würdest.«

Er zuckte mit den Achseln. »Wie du willst.«

Er drehte sich um und ging hinüber zu seinem Büro, um den täglichen Kassensturz zu machen.

Sie folgte ihm, ihre Absätze klapperten böse auf dem Zementfußboden. »Karen lebt in einem Wohnanhänger. Du hast mir nichts davon gesagt, daß sie das Haus verlassen hat.«

»Ich fand, es wäre ihre Sache, es dir mitzuteilen. Außerdem hast du's ja auch so rausgefunden, oder?«

Laura war so wütend, daß sie kurz davor schien, auf ihn einzuschlagen.

Vor einiger Zeit noch hätte er sich sehr zusammennehmen müssen, um nicht genauso wütend auf sie zu sein.

»Das ist eine Verletzung der Abmachung über das Sorgerecht.«

Er sah sie nur kurz an. »Was erwartest du von mir, Laura? Soll ich sie anketten?«

Laura streckte ihm entschlossen ihr Doppelkinn entgegen. »Ich werde dich vor den Richter zerren, das versprech ich dir.«

»Schön«, sagte er, »und jetzt verzieh dich hier gefälligst, ich mach für heute zu.«

Sie knallte die Tür hinter sich zu und tat dabei ihr Bestes, die Glasscheibe zu atomisieren.

Er sah ihr nicht nach, hörte nur wie sie beim Davonfahren den Cadillac des Reverends mißbrauchte. Sie hatte noch nie mit Autos umgehen können. Er liebte sie schon lange nicht mehr, er hatte damit aufgehört, als er sah, was sie ihren Kindern angetan hatte. Es war völlig verrückt, aber in diesem Moment wurde ihm zum erstenmal so richtig klar, wie glücklich er war, daß sie ihn verlassen hatte. Auf einmal fühlte er sich so richtig frei.

❧ 4 ❧

Vor der Hintertür stand ein langer, schmaler Blumenkarton. Sie öffnete ihn in der Küche, und es fielen etwa zwei Dutzend weiße Rosen auf den Küchentisch. »Mein Gott.« Sie roch ekstatisch an ihnen. »Mein Gott.«

Auf der kleinen Karte stand einfach nur *Pearl*, aber es gab noch einen Briefumschlag. Sie öffnete ihn, und es kam ein Blatt Papier zum Vorschein, auf dem in prachtvoller Schönschrift stand:

*Meine Perle in der Hand fühlt
wie samtene Haut sich an,
viel weicher noch als gewässerte Seide
oder geschmeidiger Plüsch.
Der warme, leuchtende, zauberhafte Kern
der Auster,
weicher als junge, neugeborene Haut.
Später brechen die Wunden auf,
reifen zu Genitalien,
öffnen den Körper dem Schmerz der Lust.
Sie ist das Sonett der Auster,
das herbe Haiku aus Tang und Muschelfleisch.*

Auf einmal konnte sie vor Kopfschmerzen kaum noch aus den Augen gucken.

Sie fand die Blumenvase nur, weil sie genau wußte, wo sie stand, entfernte ohne hinzusehen die kleinen Stielvasen, kürzte die Stiele etwas und arrangierte die Rosen.

»In was habe ich mich da hineinmanövriert?« murmelte sie sich selbst zu, dann merkte sie, daß sie schon wieder an den Rosen schnupperte. »Schluß damit!« Sie schneuzte trotzig in ihr Taschentuch.

Die Tüte mit den Einkäufen in der Apotheke stand anklagend auf dem Küchentisch, mitten zwischen den abgeschnittenen Enden der Rosenstiele.

Sie nahm den Telefonhörer ab, schlug ihr Nummernverzeichnis bei Davids Nummer auf, aber sie bekam nicht die Möglichkeit, seine Nummer zu wählen.

Es klickte im Hörer und Davids Stimme sagte »Pearl«, so ruhig und bestimmt, als wüßte er, daß sie ihn gerade anrufen wollte.

»David, wir sind uns in die Quere gekommen. Ich hatte dich gerade anrufen wollen.«

Ein vergnügtes Lachen kam vom anderen Ende der Leitung.

»Vielen Dank für das Gedicht und die Blumen. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Ich möchte jetzt gleich zu dir kommen. Ich möchte dich auf dein Bett werfen und es so mit dir treiben, daß du mich anflehst aufzuhören.«

»Ach, David.«

»Wenn du nicht für deinen Lebensunterhalt arbeiten müßtest, dann könntest du es den ganzen Tag lang haben.«

Ihr Kichern klang etwas müde. »Ich brauche jetzt einiges an Schlaf.«

»Aber nur heute nacht. Ich hoffe, du hast viele geile Träume.«

Sie lachte, als er auflegte.

So war das also, eine Affaire mit einem Dichter zu haben. Er verstand es, romantische Gefühle zu erwecken. Welcher ihrer bisherigen Liebhaber hatte sich schon mit Blumen und Gedichten abgegeben?

Pearl hatte nicht etwa unzählige Liebhaber gehabt. Trotz dessen, was sie in der vergangenen Nacht getan hatte, war sie nie eine Frau mit einem ausschweifenden Liebesleben gewesen. Gelegenheitsaffären oder Liebhaber für eine Nacht hatte es in ihrem Leben nicht ge-

geben, und niemals war sie die Risiken einer unerwünschten Schwangerschaft oder einer Geschlechtskrankheit eingegangen. Jetzt wußte sie selbst nicht so genau, was sie von sich halten sollte. Sie hatte eigentlich geglaubt, sexuell einigermaßen ausgeglichen zu sein. Woher kam die plötzliche Zügellosigkeit? Was immer es auch sein mag, sagte Pearl zu sich selbst, du wirst es unter Kontrolle kriegen *Sofort* hörst du damit auf, mit dem Unterleib zu denken! Schick den Jungen nach Hause. In deinem Leben ist kein Platz für einen Jungen, der fünf oder sechs Jahre jünger ist als du, und obendrein auch noch bisexuell. Du hast andere Sorgen, als dich um einen arbeitsfaulen, neurotischen Dichter zu kümmern, der zuviel Geld hat und der seine sexuelle Identität noch irgendwo zwischen Draufgänger und Mauerblümchen suchen muß. Rosen und Gedichte mögen sehr romantisch sein, aber das Leben ist nun mal keine Romanze. Du brauchst einen monogamen Mann, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht, einen einfachen Mann, keinen Glücksspieler. Sei zufrieden mit Reuben, der nicht gleich die Fahne der Eitelkeit hochziehen muß, wenn er einen anderen Mann auch nur von ferne riecht. Reuben ist dir ähnlicher, er arbeitet hart, er hat nicht zuviel Temperament, er ist ein grundehrlicher, freundlicher Mann, kein geiler Lord Byron, der im Winter in der Stadt leben will, der dich mit seinem Geld unterstützen will, der von dir verlangt, das aufzugeben, was du dir selber erarbeitet hast, damit er dir, wenigstens solange er dich liebt, Schlösser bauen und Dornenhecken darum pflanzen kann. Mach Schluß mit David. Sei aufrichtig, gib ihm einen Abschiedskuß und zeige ihm, wo die Tür ist. Es wird ihn nicht umbringen. Es ist nicht die richtige Zeit für euch beide, es war ein Fehler, sich mit ihm einzulassen, also steig aus. Er wird's überleben. Diese Typen verlieben sich immer wieder, so sicher wie hundert Cent einen Dollar machen.

Das rote Lämpchen auf dem Anrufbeantworter brannte, aber als sie das Tonband abspielte, hörte sie nichts als dieses irritierende Klicken. Verdammt noch mal, Bobby.

Müde packte sie die Laken von der Liege auf der Veranda zusammen. Sie fand das verschollene Nachthemd sammelte schmutzige Klamotten und Handtücher zusammen und pfropfte alles zusammen in die Waschmaschine. Eigentlich war es zu heiß, um oben zu schlafen, aber sie drehte den altmodischen Ventilator an, der auf einem Tisch stand und warf sich trotzdem auf ihr Bett.

Es war schon dunkel, als sie wieder aufwachte. Das Telefon klingelte.

»Hallo«, brachte sie mit Mühe hervor.

»Warum zum Teufel liegst du um halb zehn schon im Bett?« fragte Bobby.

Sie setzte sich kerzengerade hin. »Mein Gott, Bobby.«

»Ich hab dich gestern abend anzurufen versucht. Scheinst dir ja 'n mächtig vergnügtes Leben zu machen. Hast du etwa schon einen Freund?«

»Bobby, wo bist du?«

»Du willst wohl wissen, ob's mir beschissen geht? Mir geht's prima. Vielen Dank, Ma'am.«

»Bobby, würdest du es bitte mir überlassen, was ich wissen will?«

»Hui bin ich dir auf die Zehen getreten, Schwesterchen?«

»Ich würde gerne von dir wissen, wo du jetzt gerade bist. Daß du in der Scheiße steckst, weiß ich sowieso.«

»Ich hab völlig vergessen, daß du aufs College gegangen bist. Dir kann man nichts vormachen. Wie kommt so ein kluges Mädchen dazu, den Bauerntrotteln da oben im Norden die Mäuler zu stopfen? Ich hab eher das Gefühl, du bist diejenige, die in der Scheiße sitzt, mein Mädchen.«

»Erspar mir dein Gequatsche, Bobby. Ich dachte, wir wären uns einig, daß du dein Leben lebst und ich meines.«

»Ja, das ist richtig. Ganz richtig. Du brauchst meine Hilfe nicht, um Mist zu bauen, und ich brauche deine ganz sicher auch nicht.«

»Bobby, laß uns in Ruhe reden.«

Er schwieg einen Moment lang.

»Bobby?«

»Ach, Scheiße!« sagte er. »Ich hätt's wissen müssen. Du versuchst immer noch, weißer zu sein als deine Mutter.«

Es ertönte ein leises Klicken, als er auflegte.

»Leck mich am Arsch, Bobby!« sagte sie zu der toten Leitung und knallte den Hörer auf die Gabel.

Sie umklammerte ihre Knie und ließ den Tränen freien Lauf. Als sie sich gründlich ausgeweint hatte, stand sie auf und wusch sich das Gesicht. Sie hatte wahnsinnigen Hunger, plünderte den Kühlschrank und stopfte sich mit Kartoffelsalat und Brathähnchen aus ihrem eigenen Restaurant voll. Dazu schüttete sie eine Riesenmenge eiskalten

Tees hinunter. Dann steckte sie noch schnell die Wäsche in den Trockner und ging auf schnellstem Wege ins Bett, wo sie auf der Stelle einschlief.

❧ 5 ❧

Als sie aufwachte, fiel ihr ein, daß Vatertag war. Norris würde schon aufgestanden sein, würde neben dem Telefon sitzen, mit seinem Gebäu aus Kaffee und Zichorie und zwei Scheiben Roggentoasts, die er in aller Ruhe verspeiste. Dann würde er zur Kirche gehen, um die Messe zu hören, würde sich in dem kleinen Laden an der Ecke die Sonntagszeitungen besorgen und würde den Tag damit verbringen, sie zu lesen, sich im Fernsehen den politischen Frühschoppen anzusehen und in seinem Garten herumzuwühlen.

Er nahm nach dem ersten Klingeln ab.

»Pearl, wie geht es dir?«

»Dad, woher wußtest du, daß ich es bin?«

»Du bist das einzige meiner Kinder, das nicht bis in die Puppen schläft. Wußtest du das nicht?«

Sie lachte und wünschte ihm einen schönen Vatertag.

»Ich danke dir«, antwortete er. »Was dich betrifft, ist es ein Vergnügen, dein Vater zu sein, mein Kleines.«

»Ach, Dad, ich hab dir doch genug Sorgen gemacht.«

»Nein, nein. Kein Grund zur Klage. Du machst mich stolz.«

Der plötzliche Kloß im Hals überraschte sie. Also wirklich, Pearl, du neigst immer mehr zu Gefühlsduselei.

»Hast du von Bobby gehört?« wollte er wissen. Es gab Pearl einen Stich im Herzen. Ihr Anruf erinnerte Norris an das Kind, das immer noch seine größte Sorge war.

»Ich hab ihm eine Postkarte mit meiner Telefonnummer in das Krankenhaus in Philadelphia geschickt.« Sie versuchte so beiläufig wie möglich zu klingen. »Er wird sich schon irgendwann melden. Du kennst ja Bobby. Er schreibt nicht gerne.«

Bobby hatte einen guten Grund, nicht gerne zu schreiben, denn sein rechter Arm war nur noch ein Stumpf. Der Steuerzahler hatte Bobby einen künstlichen Arm und ein rechtes Bein bezahlt, aber in einem Anfall von rasender Enttäuschung hatte er den Arm ins Meer geschleudert. Das Bein benützte er, obwohl es sein liebster, bitterer

Witz war – alle Witze Bobbys waren bitter zu erzählen –, das Bein sei nicht hohl. Der Steuerzahler schuldete Bobby auch noch eine neue Harnblase, einige Zentimeter Darm und einen Satz Hoden. Bobby hatte keinen eineiigen Zwilling, der ihm einen Hoden hätte abtreten können, und auch die anderen fehlenden Dinge waren nicht vorrätig. Wahrscheinlich hielt er sich in einem Kriegsveteranen-Hospital in Philadelphia auf, weder war es die erste derartige Institution in seinem Leben, noch würde es die letzte sein. Es waren nicht nur diese kleinen körperlichen Probleme – sie rührten von einem unglücklichen Schritt auf eine Mine her – die Bobbys Heimsuchung ausmachten. Er hatte von seinen insgesamt drei Exkursionen nach Vietnam außerdem noch eine Rauschgiftabhängigkeit mitgebracht. »Da kann man mal sehen, was dieses Land mit seinen bösen Niggern macht«, lautete Bobbys bitterer Witz zu diesem Thema.

Pearl suchte nach etwas, mit dem sie Norris von dem Thema Bobby hätte ablenken können. Sie erkundigte sich nach ihren anderen Stiefgeschwistern, und da wußte er einiges zu berichten. Schließlich wollte sie noch wissen, was mit dem Restaurant war.

Sie erzählte ihm von Roscoe und seinem Hund. Er mußte laut über die Geschichte lachen, und es machte ihr Spaß, ihm dabei zuzuhören. Als sie aufhören mußte zu telefonieren, wußte sie, daß sie ihn in guter Laune zurückließ.

Es war ihr in den Sinn gekommen, ihn zum Nationalfeiertag zu sich einzuladen. Vielleicht würde es dieses Jahr noch gar zu verrückt werden, schließlich war ihr Restaurant noch nicht so weit. Aber sie wußte, daß es Norris hier gefallen würde, ihr Haus, das Städtchen, die Leute. Er wäre glücklich zu sehen, daß sie ihren Platz in der Welt gefunden hatte. Irgendwo trug sie sogar die unausgesprochene Hoffnung mit sich herum, daß sie ihn bei einem seiner künftigen Besuche dazu überreden könnte, für immer bei ihr zu bleiben. Es war nicht nur, daß sie ihm etwas schuldig zu sein glaubte, sie liebte den alten Mann von ganzem Herzen, und er fehlte ihr. Er war nun mal der einzige Vater, der ihr geblieben war. Sie wollte sich so um ihn kümmern, wie er sich einst um sie gekümmert hatte, und um seine eigenen Eltern. Ihre Stiefgeschwister würden es ihr schon nicht übelnehmen. Sie glaubten sicher auch, daß sie ihm was schuldig sei, so sieht nun mal die zynische Buchhaltung aus, die leibliche Kinder manchmal für das nicht leibliche Kind zu führen pflegen. Aber vielleicht

würde Norris die Keys gar nicht verlassen mögen oder können, zum Teil auch deshalb, weil seine erwachsenen Kinder und seine Enkelkinder dort lebten. Sie war sich nicht sicher, ob sie überhaupt ein Recht hatte, ihn zu fragen. Was war, wenn er eigentlich gar nicht kommen wollte und es nur deshalb täte, weil er das Gefühl hätte, sie brauche ihn? Es wäre nicht fair, nach alldem, was er für sie getan hatte, ihn von dem Platz wegzulocken, wo er sich am wohlsten fühlte und wo seine Wurzeln waren und ihm eine neue Welt aufzuzwingen, von dem rauen Klima hier oben gar nicht zu reden.

ZEHNTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Die Hitze hatte sich unter den Dachgesimsen gesammelt, hatte den üppigen Wohlgeruch der geöffneten Rosenblüten noch intensiviert. Während sie sich aus ihren Arbeitsklamotten schälte, spielte Pearl das Band in ihrem Anrufbeantworter ab.

Mehrfaches Klicken. Bobby.

Dann Davids Stimme. »Fantastisch. Ich halte das Wasser im See für dich kalt.«

Zum Teufel mit Bobby. Sie wählte Davids Nummer.

»Pearl«, sagte er, nachdem er so schnell abgenommen hatte, daß sie sich nicht einmal melden konnte.

»Bist du ein Hellseher oder bin ich der einzige Mensch, der dich jemals anruft?«

»Beides. Magst du bei mir schwimmen und zu Abend essen?«

Sie schloß die Augen. Dieser Zeitpunkt war so gut wie jeder andere. Ich werde ihm direkt in die Augen sehen, werde zu ihm sagen, daß es unvergeßlich gewesen sei, daß sie froh sei, daß es geschehen ist, daß sie aber von nun an nur noch gute Freunde sein könnten. Als wäre es so einfach, gute Freunde zu gewinnen. Man ist sie schnell wieder los, wenn man sagt, sie seien *nur* noch gute Freunde.

»Ist sieben Uhr zu spät?«

»Nein, das ist ganz prima. Es wird ein schöner Sonnenuntergang.«

Im Übergang von der Blüte zum Blatt duftete der Obstgarten herrlich. Die Bäume, ihrer Blüten beraubt, standen knorrig und krumm und hatten etwas Flehendes, Einsames. Pearl legte sich auf ein besonders dickes Graspolster unter einem der Bäume und schloß die Augen. Eine schwache Brise schüttelte an einer übriggebliebenen Blüte über ihrem Kopf, kitzelte ihr in der Nase, verfiel sich in ihrem Haar und streichelte sie so sanft, daß sie das Gefühl hatte zu träumen. Dann berührte etwas ihre Lippen und hielt an ihnen fest, als habe sich einer der Bäume heruntergebeugt, um sich einen Kuß von ihr zu

stehlen. Erst als der vermeintliche Baum so unverschämt wurde, auch noch ihre Brust zu berühren, öffnete sie die Augen und mußte erkennen, daß es sich um einen Baum namens Reuben handelte.

»Du bist das?«

Er gab ihr die Hand und sagte: »Ich konnte keine hundert Jahre warten.«

Sie schüttelte den Kopf, um den Schlummer abzuschütteln, dann erst wurde ihr klar, daß er auf das Märchen von der Prinzessin angespielt hatte, die sich in den Finger stach und dann in einen hundertjährigen Schlaf fiel, bevor sie von einem Prinzen wachgeküßt wurde, und das alles nur, weil ihre Eltern es versäumt hatten, eine böse Fee zu ihrer Patentante zu machen.

Sie bürstete sich mit den Fingern die Blütenblätter von Haaren und Kleidern und sagte: »Ist schon okay. Ich bin keine Prinzessin. Ein kleines Schläfchen ist für mich soviel wie eine ganze Nacht, eine ganze Nacht soviel wie ein Jahrhundert.«

Er führte sie aus dem Obstgarten, durch den Friedhof hindurch in den Wald auf der anderen Seite. Sie kamen am Beginn des alten Waldwegs vorbei, wo Reuben seinen Lastwagen unauffällig im Schatten geparkt hatte. Im Wald war es dunkel und kühl, nur auf den vereinzelt Lichtungen hatte die Hitze des Tages Zugang. Sich an den Händen haltend, schlenderten sie die Wege entlang, sie genossen dieses Vordringen in den kühlen erfrischenden Schatten, die einzelnen Schauer betäubenden, fiebrigen Sonnenlichts, das die Haare auf ihrem Kopf begierig nach seiner Berührung machte. Die große, unerwartete Vielfalt der Vegetation überwältigte Pearl.

»Sieh nur da«, sagte sie und blieb stehen, um die graue, geriffelte Rinde eines bemerkenswerten Strauches zu berühren. »Das ist ein Balsamstrauch.« Sie legte den Kopf in den Nacken, um ihn in seiner ganzen Größe betrachten zu können, aber er reckte sich wohl hundert Fuß hoch in den Wald.

»Die sieht man nicht mehr allzu häufig, geschweige denn in dieser Größe«, sagte Reuben. »Da drüben, das ist eine Zwergweide.«

Sie beugte sich über den bemoosten, knorrigen Strauch. »So etwas hab ich noch nie gesehen, Reuben.«

»Es ist auch ein ganz merkwürdiges Gewächs. Die Hauptäste und der Stamm sind unter der Erde, was du da siehst, sind seine Luftwurzeln.«

»Er wächst verkehrt herum.«

»So ungefähr, also kann man es so nennen.«

Ihr fiel auf einmal seine Ernsthaftigkeit auf. Dieses Pokerface erschien ihr gar zu deutlich. »Nimmst du mich auf den Arm?«

»Ein bißchen.«

Sie zog ihm eine Grimasse. »Hornochse.«

»Es gibt in diesem Waldstück eine Menge Dinge, die inzwischen sehr selten geworden sind. Joe hat niemals davon erzählt, aber ich glaube, er hat versucht, einige dieser seltenen Arten zu bewahren, die überall sonst inzwischen abgeholzt worden sind. Er hat dieses Waldstück von seinem Vater und seinem Großvater übernommen, und er hat es instandgehalten wie einen Palast.«

Walter hatte denselben Satz in Verbindung mit Joes Haus gebraucht. Auf einmal wünschte sie sich von ganzem Herzen, sie hätte ihn noch kennengelernt, ihren verstorbenen Onkel.

»Ich danke dir. Seit dem Tag meiner Ankunft hatte ich einen Spaziergang durch diesen Wald machen wollen, aber habe wohl zu schnell viel zu viel zu tun gehabt.«

»Nichts zu danken. Ich stehe wegen der vielen Beeren, die ich dir gestohlen habe, ohnehin noch in deiner Schuld.«

Sie traten auf eine kleine Lichtung. Der schwere Duft nach wilden Walderdbeeren lag in der Luft. Mit jedem Schritt traten sie auf Erdbeerpflanzen. Pearl hockte sich auf ihr Gesäß und suchte unter den Blättern. Im grünen Schatten hingen die kleinen Früchte wie Tröpfchen von rotem Blut. Der Duft der Beeren war reich und wundervoll.

Sie steckte eine in den Mund, die nächste bot sie Reuben an, der neben ihr in die Knie gegangen war. Er schnappte es sich, wobei er die Schneidezähne entblößte wie ein kleiner Hund, wenn man ihm einen Knochen anbietet. Sie schauten sich mit begierigen Blicken in die Augen, dann brachen sie kichernd auf dem weichen Teppich aus Erdbeerpflanzen zusammen. Sie tauschten ein paar zögernde Schmusereien aus, aber die Küsse wurden immer wieder von Gekicher und unterdrücktem Lachen unterbrochen.

»So sieht das also aus, wenn wir Beerenpflücken gehen.«

»Ich glaube, ich habe seit meinem zwanzigsten Lebensjahr mit niemandem mehr zusammen im Gras gelegen«, gab er zu.

»Ich auch nicht.«

Sie stützte sich auf einen Ellenbogen und steckte ihm eine Erdbeere in den Mund.

Er wurde wieder ernst. »Ich hatte es ehrlich gemeint, als ich sagte, beim zweiten Mal würde ich es besser machen wollen.«

»Reuben, du weißt doch eigentlich noch gar nichts von mir.«

Er versiegelte ihre Lippen mit zwei Fingern. »Alles, was ich wissen muß, weiß ich.«

Sie blickte ihn durch ihre gesenkten Augenlider hindurch an. Ein Kloß bildete sich in ihrem Hals, der davon herrührte, daß sie mit ihm gespielt hatte (anders konnte sie es nicht beschreiben), und daß sie Angst hatte, er könnte sie zurückweisen, wenn er dahinterkäme. Es war verwirrend, wie sehr sie auf einmal fürchtete, sie könnte die Wertschätzung dieses Mannes verlieren.

Er zog seine Hand zurück und legte sich entspannt zurück. »Wir sind keine Teenager mehr, wir haben beide unsere Geschichte. Du weißt, daß ich schon einmal verheiratet war, und eine Frau in deinem Alter könnte es auch schon gewesen sein.«

»Ich war«, unterbrach sie ihn.

Er nickte. »Es spielt für mich keine Rolle, solange du jetzt frei bist. Ich bin frei. Wie es aussieht, begeben wir uns beide auf ein Neuland, wo es außer uns keinen Menschen gibt.«

Sie kam sich vor wie ein kleines Boot in unbekanntem Gewässer, und sein Satz »... solange du jetzt frei bist.« war der gefährliche Eisberg unter Wasser. Er versetzte ihrem Herzen einen dumpfen Schlag, und sie machte, daß sie von dieser Stelle wegkam.

Was für ein großzügiger Mann er war, oder vielleicht war er auch nur sensibel, falls das Wörtchen »nur« nicht sogar eine unzulässige Abwertung dieser Qualität bedeutete. Ganz impulsiv nahm sie seine Hand und küßte jeden Finger einzeln.

Er zog sie näher zu sich heran. »Mit dem Beerenpflücken kommen wir heute nicht weit. Wollen wir zurück zu deinem Haus gehen und uns ins Bett legen?«

»Weicher ist die Unterlage dort auch nicht.«

Ihre Antwort schien ihm zu gefallen. Aber dann wurde sein Gesichtsausdruck etwas schüchterner. »Ich habe dich noch gar nicht gefragt... ich meine, ich habe nicht dran gedacht. Ich war wohl etwas zu betrunken. Ich nehme an, du nimmst die Pille. Weil du nichts gesagt hast.«

Sie biß sich auf die Lippe. Das war nicht das einzige, von dem sie nichts gesagt hatte. »Nein, zur Zeit nehme ich nicht die Pille.«

Sie wurden beide rot.

»Mein Gott, dann war das eine Nummer ohne Netz und doppelten Boden, stimmt's?«

Sie nickte.

Er nahm ihre Hand und drückte sie sanft. »Das tut mir leid. Es ist mindestens so sehr mein Fehler wie deiner. Sogar mehr noch.« Er griff ihr zärtlich unter das Kinn, so daß sie ihm direkt in die Augen sehen mußte. »Und? Wie stehen die Chancen?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Fifty-fifty, würde ich sagen.«

Er lachte und schüttelte über ihre Verrücktheit den Kopf. »Nun, es wäre ganz schön peinlich für einem Mann in meinem Alter, heiraten zu *müssen*, aber ich fürchte, den Spott hätte ich mir redlich verdient. Mir wäre es lieber ohne diese Komplikation, aber im Kopf bin ich mir über uns beide schon im klaren, Pearl. Wußtest du das?«

Sie wich dieser letzten Frage aus. Sie wußte es, es machte sie glücklich, und es machte ihr Angst. Sie war nicht nach Nodd's Ridge gekommen, um hier einen Mann zu suchen, geschweige denn, um Mutter zu werden. Es war schon ein bißchen alarmierend, wie schnell erstere Möglichkeit Gestalt annahm, an die zweite mochte sie gar nicht denken.

»Es ist ganz und gar nicht deine Verantwortung.«

Er setzte sich auf, und seine Lippen wurden schmaler. »Ich denke, es könnte wenigstens zur Hälfte meine Verantwortung sein. Natürlich könnte ich dich nicht hindern, aber du würdest es doch nicht abtreiben lassen, ohne wenigstens mit mir zu reden, oder?«

Sein Kummer zog ihr den Magen zusammen. Wie konnte sie ihn und sich in eine so dumme, kindische Situation bringen? Sie war wütend auf sich selbst und ließ es an ihm aus. »Mein Gott, Reuben. Ich bin doch selbst ein Bastard. Meine Mutter hat mich auch nicht abgetrieben.«

Er zog sie wieder zu sich heran. »Irgendwie ist das auch ganz schön komisch.«

Es dauerte eine kleine Weile, bis sie zu der guten Stimmung zurückgefunden hatte, die gestört worden war, aber dann stimmte sie ihm zu. Wenn man es in einem anderen Licht besah, war es auch komisch.

»Einen besseren Witz verdienen wir halt nicht«, sagte er. »Also, nachdem das Kind schon längst in den Brunnen gefallen war...«

»Ich habe mein Diaphragma.«

Er hatte schon ein Kondom in Folienverpackung aus der Tasche gezogen. »... ich bin in die Apotheke gegangen, Du solltest nicht alleine die ganze Verantwortung haben.«

Sie brachen beide in Gelächter aus.

»Sehr umsichtig von dir«, lobte sie ihn und zog dann ihrerseits ein Kondom aus der Tasche ihrer Shorts. »Ich hab auch eins dabei.«

Reuben schaute etwas verwundert darauf. »Aber du hast doch gerade gesagt...«

»Heutzutage gibt es noch anderes außer einer Schwangerschaft, vor dem man sich schützen muß«, sagte sie schnell.

Er war auf einmal sehr still. »Seitdem ich das letzte Mal einer Frau den Hof gemacht habe, hat sich vieles verändert.«

Sie kuschelte sich an ihn heran und legte ihm die Arme um den Hals. »Das ist wahr. Aber was mich betrifft, mußt du dir keine allzu großen Sorgen machen.«

Er legte die Spitze seines Zeigefingers auf die Mitte ihrer Oberlippe und begann, ganz sanft an den Umrissen ihrer Lippen entlangzufahren. Sie nahm seine Hand und hielt sie an, als sie den Mundwinkel erreicht hatte. »Ich werde dir jetzt was sagen.« Sie schmiegte sich noch enger an ihn und murmelte: »Ich möchte *dich* in mir spüren. Ich will nicht, daß du eins von diesen Dingen nimmst.«

Er schwieg einen Moment lang, hielt sie fest in seinen Armen, dachte über ihre Worte nach. »Wenn du willst, lasse ich einen Test machen, aber wenn ich diesen Virus in mir trage, dann wirst du die erste sein, die sich bei sich selbst angesteckt hat.«

Ihre Anspannung löste sich in Kichern auf. Ein bißchen außer Atem brachte sie schließlich hervor: »Aber dann könnte man mich wenigstens ausstellen.«

Eine ganze Weile lang sahen sie sich ernst in die Augen, dann seufzte er, zog sie ganz eng an sich heran und legte ihren Kopf auf seine Brust. Er hob ihr Kinn ein wenig an und küßte sie. Sie schmeckte nach Erdbeeren, nach dem intensiven, süßsauerlichen Aroma der wilden Erdbeeren.

Sie ließ davon ab, an seiner Unterlippe zu knabbern und zu saugen und fuhr mit der Zunge tiefer, entlang der Mittellinie seines Körpers,

von den Schlüsselbeinen bis hinab zum Bauchnabel. Er faßte ihr unters Kinn und hob ihr Gesicht etwas an, ein ungläubiges und gleichzeitig unmißverständlich lüsternes Leuchten in den Augen.

»Pearl«, sagte er voller Verwunderung.

Sie blies ihm von der offenen Handfläche einen Kuß zu.

Als sie ihn in den Mund nahm, sog er scharf die Luft ein, ein untrüglicher Beweis für seine Jungfräulichkeit auf diesem Gebiet.

Später, als sie ihre Beute wieder losgelassen hatte, stöhnte er auf, faßte sie unter die Achseln und zog sie zu sich hoch, wo er ihren Mund und ihr Gesicht beinahe verschlang, bis sie beide erschöpft und benommen in der Hitze lagen.

»Reuben«, sagte sie, rollte sich auf den Bauch und stützte sich auf die Ellbogen, bereit, ihr ernsthaftes Gespräch fortzusetzen.

Ganz beiläufig und ohne jede Mühe stieß er einen Ellbogen unter ihr weg und legte sie auf den Rücken. Sie schnaufte und stöhnte. Jetzt war es an ihr, ihm als Beute zu dienen. Sie vergaß alles um sich herum und ließ es geschehen.

Soviel von den Vorspeisen. Das Hauptgericht war schon unterwegs, als plötzlich etwas Schwarzes, Haariges mit Krallen über sie hinwegfuhr, mit offenem, sabberndem Maul, dabei hysterisches Gebell ausstoßend. Als sie sich voneinander trennten, erkannten sie beide gleichzeitig, daß es sich bei dieser schwarzen, haarigen, vierbeinigen Rakete, die da über sie hinweg und weiter in den Wald geschossen war, um Roscoes kleine Hündin Barbara handelte.

Aus dem Schatten des Waldes, aus dem der kleine Jagdhund gekommen war, trat jetzt niemand anderes als Evvie Bonneau. Sie zögerte kurz, dann ging sie an ihnen vorbei, wobei sie Reuben ungeklärt betrachtete.

»Nun, Reuben, wenn du mir *das* in einem Erdbeerfeld gezeigt hättest, dann hättest du nicht fünf Jahre als Junggeselle verbringen müssen.«

Auf Reubens Gelächter hin schürzte sie nur einmal kurz die Lippen.

»Einen guten Tag, Miß Dickenson.« Damit verschwand sie wieder im Gebüsch.

Pearl lachte immer noch, während Reuben einfach da wieder anfing, wo er aufgehört hatte.

Später fragte er sie, ob sie nicht Lust habe, mit ihm zum Essen auszugehen.

Sie sah ihm in die Augen und sagte: »Ich habe eine Verabredung mit David Christopher. Er bat mich, zum Schwimmen und zum Abendessen zu ihm zu kommen.«

Reuben schwieg, sah sie vorsichtig an, dann nickte er. »Du magst David?«

»Ja. Ja, ich mag ihn.«

Wie immer dachte Reuben erst einen Moment über das nach, was er als nächstes sagen würde. »Du bist so klug und aufmerksam, daß ich dir wahrscheinlich kein Geheimnis verrate, wenn ich dir sage, daß David sich nie ganz klar darüber ist, ob er nun Jungs oder Mädchen lieber mag. Du hast es wahrscheinlich längst gemerkt. Immerhin hast du in großen Städten gelebt.«

Pearl mußte ein Kichern unterdrücken. Da machte es David nun soviel Spaß, als einer angesehen zu werden und in Wirklichkeit ein ganz anderer zu sein, und wer wußte ganz genau Bescheid? Reuben. Ausgerechnet Reuben, dem ja nun wirklich nichts fremder war, als Hintergedanken zu haben. Sie fragte sich, ob dieser Mann schon jemals in seinem Leben mit Erfolg eine Lüge erzählt haben mochte, oder es auch nur versucht hatte.

»Du weißt doch Bescheid über seine Familie und was mit seiner Schwester passiert ist. Nachdem wir in dieser Nacht die Suche nach ihrer Leiche aufgegeben hatten, mußte ich ihn festhalten, während er brüllte, er wolle sie finden, wenn wir es nicht könnten. Doc McAvoy wollte es nicht riskieren, ihm noch eine Beruhigungsspritze zu geben. Schließlich wog der Junge keine achtzig Pfund. Ich kann einfach nicht anders, ich Sorge mich um ihn. Es ist mir dabei völlig egal, ob er Jungen oder Mädchen mag, er ist einfach zu viel allein. Nichts könnte er besser gebrauchen, als eine ausgeglichene Frau wie dich als gute Freundin. Du mußt sehr vorsichtig sein, Pearl.« Er küßte sie. Es war einer dieser vorsichtigen Küsse, die sie bereits wiederzuerkennen begann.

»Sam wird bald zu Hause sein. Er ist heute bei seinem Freund Josh gewesen. Sie haben an Joshs altem Auto rumgebastelt. Josh hat einen alten Maverick, den wollen die beiden wieder Verkehrs tüchtig ma-

chen. Freitagabend ist er mit Josh zusammen ausgegangen. Sie waren auf einem Tanzabend der High School in Greenspark. Er hat dann in Joshs Haus übernachtet. Josh bringt ihn ein bißchen unter Leute, so muß er auch mal ein Mädchen zum Tanzen auffordern. Ich wollte, ich könnte mal dabei sein und ihm zusehen.«

Es schwang echte Sehnsucht in seinen Worten mit, ein Hinweis auf einen bittersüßen Aspekt seines Daseins als Vater, den die kinderlose Pearl nicht so recht nachvollziehen konnte. »Sie haben's im allgemeinen nicht so gerne, wenn die Eltern ihnen zusehen, wenn sie flügge werden.«

Das war wohl die längste Rede, die er jemals in einem Stück gehalten hatte, und ihr wurde mulmig bei dem Gedanken, daß er über David beinahe länger geredet hatte als über Sam.

»Gut für Sam«, sagte sie.

»Ich werde dich morgen anrufen. Vielleicht können wir dann ein richtiges Rendezvous ausmachen.«

Sie war froh, ihm an seinem Lastwagen den Abschiedskuß geben zu können und ihn nicht ins Haus bitten zu müssen. Er hatte sowieso nicht mehr mit reinkommen wollen. Wenn er mitgekommen wäre und sie ihn hinauf in ihr Schlafzimmer geführt hätte, dann hätte sie ihm die Rosen erklären müssen, die ja offensichtlich aus einem Treibhaus stammten. Sie hatte sie tatsächlich in ihr Schlafzimmer gebracht, zusammen mit dem Gedicht, das Sie ganz unten in ihr Schmuckkästchen gelegt hatte, um ihre Sachen Karens neugierigen Blicken zu entziehen. Reuben könnte damit beginnen, sich mehr Sorgen um Pearl und David zu machen als um den armen, einsamen David. Er schien es offensichtlich ganz normal zu finden, daß David eine Schwäche für Pearl hatte, aber er war im Moment entweder zu benebelt von seiner eigenen Verliebtheit, um darin eine Bedrohung zu sehen, oder so stolzeschwellt über seine Eroberung, daß ihm nicht im Geringsten zu dämmern schien, daß die Besitzverhältnisse nicht so eindeutig geklärt waren. Kaum hatte sie diese Gedanken zu Ende gedacht, da schämte sie sich seiner. Nein, dieser Mann war einfach zu rechtschaffen, um sie eines Betrugs verdächtigen zu können, den er selbst zu begehen niemals in der Lage wäre.

Aber die Rosen mit ihren seidigen, duftenden Blütenblättern und den spitzen Dornen machten ihr den Vorwurf, sie hätte schon wieder eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, ihm zu gestehen, daß sie nicht

ganz so frei war, wie er annahm. Aber wie sollte man es jemandem erklären, ohne ihm weh zu tun: *Ja, in der Nacht, als du an meine Tür geklopft hast, da hast du mich in einem schlüpfrigen Moment erwischt. Mach dir keine Sorgen. Wird nicht wieder vorkommen.*

Der süßliche Geruch der Blumen schien einen kleinen, häßlichen Kobold heraufzubeschwören, der sich auf ihrer Schulter zusammenrollte, um ihr ins Ohr zu flüstern: *Du bist nicht mit dem Mann verheiratet, also bist du ihm auch keine Rechenschaft schuldig. Du bist nicht verpflichtet, ihm zu erzählen, daß du einmal mit David ins Bett gegangen bist. Nur ein einziges Mal, bei allem, was dir heilig ist, und außerdem war das, bevor er zu dir kam. Einmal. Das ist doch nur ein Bruchteil all deiner Unzucht mit anderen Männern. Was zählt das schon? Bis jetzt hast du noch keinen Vertrag mit diesem Mann geschlossen. Ihr zwei habt ein paar verdammt schöner Spielereien hinter euch, aus denen sich vielleicht etwas Dauerhaftes ergibt, vielleicht aber auch nicht. Warum solltest du dir einen Ehering überstreifen ohne vorher den Verlobungsring bekommen zu haben?*

Genug jetzt! Pearl zog sich aus, steckte die Klamotten die voller Erdbeerflecken waren, in den Wäschekorb und schlug den Deckel mit Entschiedenheit zu, als handle es sich um einen Käfig für den bösen Kobold.

Nachdem sie geduscht und frisch eingekleidet war, beschäftigte sie sich noch eine Weile mit ihren Geschäftsbüchern, dann setzte sie sich in ihr Auto und fuhr mit dem festen Vorsatz zu David, die Dinge auf ehrenwerte Art und Weise in Ordnung zu bringen.



Reuben hörte das Gekloppe von Sams ZZTop-Platte über dem Rauschen seiner Dusche und wußte, daß der Junge zurück war. Trotz des Getöses schien der Junge sogar sein Klopfen an der Tür mitbekommen zu haben.

»Komm rein«, brüllte er.

»Willkommen zu Hause«, brüllte Reuben zurück und setzte den Weg zu seinem Zimmer fort.

Der Krach verstummte auf der Stelle. Kurz darauf erschien Sam auf dem Flur und kam Reuben nach. Er war ganz aufgeregt.

»Wir haben in den Maverick eine neue Benzinpumpe eingebaut. Ich glaube, das hat's gebracht. Jetzt braucht die Kiste nur noch einen neuen Auspufftopf, und dann gibt's die Plakette.«

»Hat Josh das Geld für die Versicherung zusammen?«

»Er hilft den Partridges bei der Heuernte. Dann wird's schon reichen.«

»Er erntet Heu für Pferde, damit er seine Pferdestärken finanzieren kann?«

Sam lachte. »So ungefähr. Warst du Beerenpflücken?«

Reuben konzentrierte sich auf einmal sehr auf das Schließen seines Hosenschlitzes.

»Woher hast du die Kratzer?« wollte Sam wissen. »Junge, Junge, du hast ja 'n paar ganz ordentliche Schwielen auf dem Rücken.«

»Ich weiß. Hab sie unter der Dusche gespürt.«

»Soll ich was zum Desinfizieren drauftun?«

Sam war schon aus der Tür und zum Medizinschrank im Badezimmer gerannt.

Reuben lehnte sich auf die Fensterbank und sah in seinen Garten hinaus. Der Spinat begann schon zu schießen. Er würde retten müssen, was noch zu retten war.

Die Kratzer brannten unter dem Desinfektionsmittel, das Sam auf seinem Rücken verteilt hatte, zunächst kalt und dann heiß.

»Die Zweige der Bäume haben mich so zerkratzt«, log Reuben. »Ich hab mich wohl besonders ungeschickt angestellt.« Reuben hoffte, der Junge würde das Rot, das ihm ins Gesicht zu steigen begann, als Ausdruck der Scham über seine Ungeschicklichkeit interpretieren. »Die Erdbeeren habe ich auch alle fallengelassen.«

Sam blieb ganz gelassen. »Auf dem Stück bei den Birken sind sie jetzt reif. Ich werde morgen welche sammeln und uns einen Erdbeerkuchen backen.«

»Wäre nicht schlecht.« Reuben versuchte nicht zu zucken, als er das Hemd über die brennenden Kratzer zog.

»Dieser Scheißkötter... Entschuldige bitte, Daddy, Roscoes Hündin ist den halben Heimweg hinter uns hergejagt. Ich wollte ja anhalten, sie an einen Strick binden und Roscoe bringen, aber Josh wollte nicht anhalten. Er hat gesagt, er wolle nichts mit einem Hund zu tun haben, den er nicht kenne, er habe *Cujo* gesehen, und das Buch habe er auch gelesen. Ich hab ihm gesagt, das sei kein Bernhardiner, sondern

nur eine dumme Labradorhündin, aber Josh hat geantwortet, Scheiße, entschuldige Dad, das hat er gesagt, nicht ich, Scheiße, hat er geantwortet, sie hat Schaum vorm Mund. Ich konnte nicht sehen, ob das tatsächlich stimmte.«

»Ich glaube nicht, daß sie tollwütig ist. Wahrscheinlich hat sie wegen der Hitze zuviel gehechelt. Soviel Dummheit schützt besser als jede Impfung. Warum versuchst du nicht, Evvie Bonneau über den CB-Funk zu erwischen und erzählst ihr, wo du den Hund gesehen hast?«

Also hatte Evvie Bonneau den Hund nicht mehr erwischt. Es war merkwürdig, denn die meisten Tiere kamen ganz von selbst zu Evvie. Nun, wenn er sich wegen etwas Sorgen machen wollte, dann konnte er es jetzt wegen dem Hund tun. Schließlich hatten die Krallen des Köters ihm den Rücken aufgekratzt. Wenn der Hund tatsächlich tollwütig war und ihn infiziert hatte, dann wäre das der erste Fall von Tollwut, den man den Geschlechtskrankheiten zurechnen könnte. Nein, er glaubte es nicht. Zum Teufel, die Welt war wirklich kompliziert. Er wollte doch nichts anderes, als zusammen mit Pearl in Erdbeerefeldern herumrollen und dabei in Ruhe gelassen werden. Er ging hinaus in den Garten, um Spinat zu ernten.

❧ 4 ❧

Pearl kam später als beim letzten Mal, kurz vor Sonnenuntergang. Sie war ganz ergriffen von der erstaunlichen Friedlichkeit, die über allem lag. Es war, als läge das Haus versteckt in einem Garten oder einem Labyrinth, umgeben von hohen Mauern und unzugänglich für die äußere Welt. Wieder tauchte David auf ihr Klopfen hin aus dem schattigen Flur auf der Zufahrtsseite des Hauses auf. Er umarmte sie so stürmisch, daß er sie dabei vom Boden hochhob.

»Hey«, rief sie aus, aber er hatte sein Gesicht schon an ihrem Hals vergraben – was ein bißchen kitzelte – und hielt sie so fest, daß sie kaum atmen konnte. Sie schlug ihm so lange auf Schultern und Rücken, bis er sie losließ.

»Nimm dich zusammen, Pearl«, sagte er streng und führte sie in die Küche, wo er sie um die Hüften faßte und auf die Tischplatte gleich neben dem Kühlschrank setzte. Außer der Sonnenbrille trug er auch diesmal Shorts und ein offenes Hemd. Die einfache Bekleidung

unterstrich seinen langen, beweglichen Körper. Er trug seinen Körper genauso lässig zur Schau wie seine Kleidung. Er zog die Tür des Kühlschranks auf und zeigte ihr einen Krug voll eisgekühlten Tees. Sie nickte, und er schenkte ihr ein großes Glas voll, in das er noch eine Zitronenscheibe fallen ließ.

Sie nahm einen langen Schluck. »Gut.«

»Altes Familienrezept«, sagte er. »Kochendes Wasser über ein paar Teebeutel gießen, ziehen lassen, Teebeutel rausnehmen, dann eine Kälteinfusion aus dem Eisfach hinzufügen. Garniert wird das Ganze mit Zitronen.«

Sie mußte kichern. »Hört sich an wie *Nouvelle Cuisine*.«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn es *Nouvelle Cuisine* sein soll, dann müßte man Lapsang-Souchong-Teeblätter verwenden, und das Ganze mit einer Frucht garnieren, deren Name so eine merkwürdige Kombination von Konsonanten aufweist, und die aussieht, als käme sie vom nördlichen Polarkreis und in Wirklichkeit aus Neuseeland stammt.«

»Ah, ich verstehe.«

Er schob die Sonnenbrille auf die Nasenspitze und sah sie voller Wollust an. »Woll'n wir ficken?«

Sie hätte sich beinahe an ihrem Eistee verschluckt. »Kein Wunder, daß du drei Jahre lang keine aufs Kreuz gelegt hast.«

»Das war kein Unvermögen. Ich bin so wählerisch«, konterte er. »Wie dem auch sei, ich hoffe jedenfalls, du bist nicht gekommen, um mir zu sagen, wir hätten einen schrecklichen Fehler gemacht und könnten jetzt nur noch gute Freunde sein. Oder?«

Sie glitt von der Tischplatte herunter, aber er machte ihr keinen Platz, so daß sie zwischen der Tischkante und David eingeklemmt war. Seine Arme hielten sie gefangen.

»Zurück.« Sie versuchte ihn wegzustoßen.

»Mir gefällt es da, wo ich bin.« Sein Gesicht war völlig unbewegt, aber sie war sicher, daß er seinen Spaß hatte. Es war ja auch in der Tat sehr schwierig für sie, nicht zu merken, wieviel Spaß er mit ihr hatte.

»Das letzte Mal hat jemand in der U-Bahn in Washington so etwas mit mir probiert«, sagte Pearl zu ihm.

»Erzähl. Hat's dir Spaß gemacht?«

Pearl lächelte. »Er trug Turnschuhe. Ich hatte lange Pfennigabsätze. Ich traf ihn genau da, wo die Mittelfußknochen auf die Zehenglieder treffen. Als er sich schreiend zusammenkrümmte, schlug ich ihm den Ellenbogen auf den Adamsapfel.«

»Mein Gott, ich glaube, mir kommt's gleich.«

Sie duckte sich und schlüpfte unter seinem Arm hindurch. Seufzend gab er sie frei.

»Du bist ein kluger Kerl. Woher weißt du, daß ich hier bin, um dir zu sagen, daß wir einen Fehler gemacht haben?«

»Komm, wir setzen und auf die Terrasse«, sagte er und machte sich ein Vergnügen daraus, ihr beim Gehen seine Erektion zu präsentieren.

Sie nahm einen Kunstband von beträchtlichem Umfang und haute ihm damit auf den Hintern.

»Mehr! Mehr!« schrie er.

Auf dem See war es sehr ruhig, nur ab und zu fuhr ein Boot in der einen oder anderen Richtung vorbei. Als die Sonne tiefer gesunken war, sammelte sich ihr Licht in großen Flecken auf dem Wasser, drum herum lösten sich die klaren Umrisse der Welt in einer formlosen Dämmerung auf.

»Glatt wie die Achselhöhlen eines Teddybären«, sagte David und zeigte auf das Wasser. »Ich kriege direkt Lust zu schwimmen.«

»Ich auch.« Sie wandte sich vom Anblick des Sees ab, um ihn anzusehen. Die Reaktion war die gleiche. Seine physische Schönheit war von derselben verführerischen Kraft wie dieses Wasser, das es fertigbrachte, so auszusehen, wie sich menschliche Haut an den intimsten Stellen des Körpers anfühlt.

»Du hast Angst«, sagte er. »Du bist eine sensible, praktische Frau, die sich jetzt eine ganze Weile mit sich selbst beschäftigt hat.«

Sie fühlte, wie sich angesichts des Doppelsinns der Worte *»mit sich selbst beschäftigt«* ihre Wangen röteten.

»Bist du der Meinung, daß Liebende einander erst einmal richtig kennenlernen sollten?«

Sie nickte.

»Nun, sicherer ist es allemal«, sagte er. »Die Zeiten sind auf deiner Seite, Pearl. Vielleicht hast du sogar recht.«

»David.« Mehr fiel ihr im Moment nicht ein.

»Wie du willst. Du wirst zwar die Verantwortung für jede Menge Selbstbefriedigung tragen müssen, aber wir machen es so, wie du es willst.«

Sie berührte seine Schulter, aber er wandte sich ab.

»Vielleicht solltest du jetzt gleich mit dem kalten Wasser anfangen. Geh schwimmen. Und laß mich zusehen, ja? Das Männchen unserer Spezies reagiert besonders stark auf visuelle Stimuli, weißt du, und ich wäre dir so dankbar.«

»Ich habe keinen Badeanzug dabei.«

»Um so besser.«

Sie lachte und ihre Miene heiterte sich etwas auf.

»Es gibt noch ein paar Badeanzüge in der untersten Schublade des Kleiderschranks im Schlafzimmer. Sie sind vielleicht ein bißchen altmodisch, aber da ich ja sowieso mutterfixiert bin, wird es meiner abartigen Fantasie ein bißchen auf die Sprünge helfen.«

All diese süße Vernünftigkeit hatte beinahe etwas Atemberaubendes. Zwei zivilisierte Männer in einem Leben, das war fast ein bißchen mehr, als ein Körper aushalten konnte. Sie mußte über doppelte Vernunft lächeln.

Die Badeanzüge in der untersten Schublade waren tatsächlich etwas altmodisch, zehn Jahre mochten sie mindestens auf dem Buckel haben. Sie waren dafür konstruiert, einen richtigen Busen zu bedecken, und nicht die mückenstichgroßen Brüstchen magersüchtiger Fotomodelle, und wenn man sie trug, mußte man sich nirgends aus Gründen der Sittsamkeit die Schamhaare wegrasieren. Sie würde tatsächlich in einem von den Dingen schwimmen können, ohne Angst haben zu müssen, sie könnte herausfallen. Im Spiegel wirkte der Goldfarbene ziemlich sexy, ja, er hatte etwas von den Schnürkorsetts der Kurtisanen um die Jahrhundertwende.

David fiel auf die Knie und flehte sie im Spaß an: »Ein Königreich für ein paar Seidenstrümpfe.«

Kichernd tänzelte sie an ihm vorbei. Die Abendluft war feucht und kühl, sie sog sie in vollen Zügen ein und fühlte sich auf beinahe betäubende Weise frei. Ungeduldig tauchte sie in den See ein. Der Schock war nicht geringer als beim ersten Mal, aber diesmal genoß sie ihn. Sie schwamm weiter hinaus, und auf einmal wurde sie neugierig auf das, was in diesem glasklaren Wasser so alles lebte. Sie tauchte unter die Oberfläche. Die Kälte schmerzte beinahe auf der

Oberfläche der Augäpfel, aber schon bald nahm der Anblick der quicklebendigen Fische, die sich wendig durch ihr ureigenstes Element bewegten, sie ebenso gefangen, wie die sanfte, stille Wunderwelt eines Aquariums. Sie tauchte auf, um nach Luft zu schnappen und planschte ein bißchen an der Oberfläche herum. Das restliche Tageslicht war silbrig, Himmel und Wasser schienen sich sanft ineinander zu mischen. Dann tauchte sie wieder unter, und sie tat das noch einige Male. Der See schien jetzt ganz leer zu sein, die Bootsfahrer hatten das Wasser verlassen, um sich zum Abendbrot zu setzen oder zum Essen auszugehen, je nachdem, ob es sich um Einheimische oder Touristen handelte. Alle die Dinge, die ihr Sorgen bereitet hatten, waren jetzt vergessen. Sie verlor das Gefühl für die Zeit und überließ sich den Empfindungen, die der See ihr vermittelte. Sie tauchte noch einmal unter und beobachtete die Fische, die wie kleine Fähnchen in einem immer wiederkehrenden Wind flatterten. Schließlich protestierten ihre Lungen, sie tauchte wieder auf und schwamm mit langsamen Zügen dem Ufer zu. Jetzt fühlte sich das Wasser wieder kalt an. Sie begann zu zittern. Inzwischen war es Nacht geworden, eine mondlose Nacht, aus der nur schwache Lichter schimmerten, Lichter von Sommerhäusern an Land, die von hier und dort herüberleuchteten. Sie war farbenblind wie eine Katze.

David bewunderte ihre Gänsehaut. »Du bist tatsächlich eine Masochistin.«

Als sie in den Liegestuhl sank, wurde ihr bewußt, daß sie die Zähne fest aufeinanderbeißen mußte, um sie am Klappern zu hindern. Eine feuchte Wärme, wie sie sie hier in Maine nicht erwartet hatte, erinnerte sie an die Keys.

David langte zu ihr hinüber und berührte ihren Arm. Sie erzitterte unter der Wärme seiner Hand.

»Mein Gott, bist du kalt. Ich glaube, du warst etwas zu lange drin.«

Ganz schnell wechselte er von seiner auf ihre Liege, legte sie auf die Seite und preßte ihren Körper auf seiner ganzen Länge fest an sich.

»David.«

»Alter Eskimotrick«, sagte er, und brachte sie damit zum Lachen.

Er rieb seinen Körper gegen ihre kalte Haut, und sie spürte, wie er zu zittern begann, als habe sie ihr Frösteln auf ihn übertragen. Sie merkte, wie sie aufmerksam, angespannt, neugierig wurde, die Kälte

ihrer Haut hatte einen elektrisierenden Effekt auf ihn gehabt, der jetzt zu ihr zurückkam.

Er veränderte seine Stellung so, daß er beinahe auf ihr lag. »Ich werde dir was sagen, wir fangen morgen damit an, nur noch gute Freunde zu sein. Okay?«

Sie murmelte, mehr zu sich selbst: »Ich kann gar nicht glauben, daß ich das alles geschehen lasse.«

»Du läßt nicht geschehen, du handelst.«

»Einen Moment. Nicht ohne Netz und doppelten Boden, mein Freund.«

»Hätt ich fast vergessen. Kein Problem. Ich war in der Apotheke.«

Sie lachte, aber sie erklärte ihm nicht warum, und er fragte nicht nach, weil er mit wichtigeren Dingen beschäftigt war. Er warf die Matratzen der Liegebetten als Unterlage auf den Boden. Jede einzelne Rippe hatte man durch sie hindurch gespürt, außerdem rochen sie nach aufgeheiztem Kunststoff. Mit erschreckender Deutlichkeit hörte man das Knistern, wenn wieder eine Fliege den Kontaktdraht der elektrischen Fliegenfalle berührt hatte.

5

Später verzehrten sie ein reichhaltiges Abendessen und legten sich anschließend wieder ins Bett. Die Nacht verging, eine heiße und verwirrende Nacht. Gewitter rollten heran, und nach einer Stunde aufregenden Feuerwerks schüttete ein heftiger Regen vom Himmel. Sie hörten ihm zu, wie er auf den Steinboden der Terrasse schlug. Es erinnerte an das Geräusch bei der Herstellung von Popcorn. Oder auch an die Insekten, dachte sie schläfrig, die an den bläulich leuchtenden Drähten der Fliegenfalle verschmorten. Es war jetzt etwas kühler, und es würde möglich sein, etwas Schlaf zu finden. Es war sehr schön und sehr tröstlich, sich an ihn zu schmiegen, während draußen die Welt eine Dusche nahm. Sie rollte den Kopf zur Seite, um ihn ansehen zu können.

Seine Augen wirkten etwas geschwollen, so, als laste die Dunkelheit sehr schwer auf ihnen. Sein Atem wurde regelmäßiger, er war eingeschlafen. Sie konnte unter den geschlossenen Lidern die flinken Bewegungen der Augäpfel erkennen, als er zu träumen begann. Sie legte sich zurück und versuchte ebenfalls einzuschlafen. Davids

Hände, die flach auf ihrem Körper gelegen hatten, ballten sich auf einmal zur Faust und sein ganzer Körper zog sich zusammen, als befände er sich im freien Fall. Ein winziges Stöhnen entfuhr seinem Mund, dann murmelte er unverständliche Worte, aber das Gemurmel hörte sich ohne Zweifel verängstigt an. Sein Traum nahm einen schlechten Verlauf. David hatte einen Alptraum, er war in einem nächtlichen Meer über Bord gegangen. Jetzt bewegte er sich ruhelos, versuchte, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Als er zu weinen begann, schloß sie ihm den Mund, wie einem kleinen, verschreckten Kind, aber er reagierte heftig, versuchte verzweifelt, sich von ihr zu befreien. Dann beruhigte er sich wieder. Sein Gesicht war naß von Schweiß und Tränen, die Feuchtigkeit hatte sich auf der Oberlippe gesammelt. Ganz impulsiv leckte sie sie fort. Seine Lippen teilten sich für sie, nahmen ihre Zunge auf, legten sich auf ihre Lippen. Plötzlich packte er sie genauso heftig, wie er sich vorher gegen sie gewehrt hatte, und rollte sich über sie, daß ihr die Luft aus den Lungen gepreßt wurde. Bei vollem Bewußtsein und mit beinahe schmerzhaft wachen Sinnen fühlte sie, wie er sie zu sich in sein nächtliches Meer ziehen wollte. Er war unglaublich groß und hart, und sie keuchte bei jedem seiner Stöße. Es ähnelte einem Kampf mehr als einem Liebesakt, aber nicht eine Sekunde lang hatte sie das Gefühl, vergewaltigt zu werden, denn sie öffnete sich ihm mit der gleichen Wildheit, mit der er sie nahm. Alle Dämme schienen zu brechen, nichts, aber auch gar nichts mehr wurde zurückgehalten. Sie preßte die Zähne aufeinander, trieb einem Höhepunkt entgegen, der einer Explosion glich und fand sich später an den Strand geworfen, immer noch in einem Zustand der äußersten Erregung. Jedes Haar auf dem Kopf schmerzte bis in seine Wurzeln, jeder Muskel war erschöpft, und trotzdem fühlte sie sich elektrisiert, so, als stünde sie unter dem Einfluß einer Droge.

David hielt sie fest, beruhigte sie, dann sagte er: »Wahnsinn! Das war ja alles andere als sicher.«

Sie setzte sich auf. »Wir haben gar nichts genommen.«

David zog sie wieder zu sich herunter. »Hab's völlig vergessen.« Er schien nicht im geringsten bestürzt zu sein. »Ist auch egal. Ich hoffe, ich habe dich schwanger gemacht.«

Sie setzte sich wieder auf und starrte ihn ungläubig an. Sie zitterte förmlich vor Wut. »Das meinst du doch nicht im Ernst. Wenn du

glaubst, etwas beweisen zu müssen, irgendeine deiner Spinnereien, dann such dir gefälligst eine andere. Ich habe keine Lust, deine Bruthenne zu spielen.«

Der Schreck stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Es tut mir leid«, stammelte er. »Das war dumm von mir. Ich hab's nicht so gemeint. Ich hatte eigentlich ganz was anderes sagen wollen.«

Sie schwang ihre Beine über die Bettkante und begann, sich anzu- ziehen.

»Außerdem kannst du's vergessen. Ich trage ein Diaphragma.«

Es entstand ein langes, kaltes Schweigen. Dann sagte er sehr ruhig: »Du trägst es tatsächlich?«

»Ganz recht.«

»Ich bin erstaunt.«

Pearl setzte sich. »Ich auch.«

»Und was sollte das ganze Theater mit den guten Freunden vorhin? Hast du ein Spielchen mit mir getrieben?«

Ein wütendes *Nein* lag ihr auf den Lippen. Sie hatte wirklich nicht die Absicht gehabt, wieder mit ihm ins Bett zu gehen, und sie war größtenwahnsinnig genug gewesen, zu glauben, daß sei so einfach. An das Diaphragma hatte sie einfach nicht gedacht. Einen Moment lang verspürte sie den starken Wunsch, ihm von Reuben zu erzählen, aber irgend etwas in ihr lehnte sich dagegen auf oder war zu feige. »Ich war mir vielleicht nicht ganz sicher.« So mußte es wohl gewesen sein. Schließlich hatten sie sich ja nicht nur die Hände geschüttelt.

Er stieß die Kopfkissen zurecht, um es sich wieder bequem zu machen, dann kreuzte er die Arme hinter dem Kopf und sah ihr zu, wie sie sich anzog. »Du mußt jetzt nicht gehen.«

Ihr Haar kribbelte, als wollte es ihr vom Kopf fliegen. Am ganzen Körper hatte sie eine Gänsehaut. »Doch, ich muß. Gib mir etwas Zeit. Ich muß über einiges nachdenken.«

Er sprang vom Bett auf und küßte sie auf die Nasenspitze. »Ruf mich an, wenn du damit fertig bist.«

Glas zersplitterte an den billigen Wandpaneelen, die Scherben spritzten durch den ganzen Schlafrum. Karen rollte sich, splitter nackt, wie sie war, in Igelstellung zusammen.

Der Regen hatte die Hitze in dem dürrtigen, einräumigen Wohnhänger auf dem Pigeon Hill kaum vermindert. Der Raum wurde von der einzelnen 40-Watt-Birne in der Wandlampe nur spärlich ausgeleuchtet. Karen schluchzte in die offenen Hände, die Haare bedeckten ihr ganzes Gesicht.

Das Geräusch von Bris Reißverschluß setzte sich laut und böse von dem regelmäßigen Trommeln des Regens auf dem Blechdach des Anhängers ab.

»Du bist ja so eine dumme Kuh. Du hast ja nicht mal soviel Grips wie Roscoes verwichster Köter.«

Er packte sie bei den Haaren und riß ihr den Kopf in den Nacken. Sie schrie auf und schlug nach ihm aus, da ließ er ihren Kopf wieder nach vorne fallen. Bri nahm einen Plastikbeutel vom Fußboden und betrachtete ihn angeekelt. Das Kokain, das er enthielt, war zu einem festen Klumpen zusammengeschmolzen.

»Ich kann einfach nicht glauben, daß jemand so blöd sein kann, drei Gramm Koks in einer Blechbüchse liegenzulassen, die von der Sonne in eine Backröhre verwandelt wird. Ich bin kein beschissener Chemiker. Ich hab keine Ahnung, was man mit einem zusammengeschmolzenen Klumpen Koks anfangen kann. Hast du etwa 'ne Idee, du dämliche Fotze?«

Karen erzitterte am ganzen Körper und verbarg erneut ihr Gesicht.

Plötzlich riß er den Plastikbeutel auf und ließ den Klumpen in seine offene Handfläche fallen. Er sprang auf das Bett, hockte sich rittlings auf sie und packte sie wieder an den Haaren. Sie heulte auf und schlug in blinder Selbstverteidigung auf ihn ein. Er steckte ihr den Klumpen in den Mund. »Schluck's runter, du blöde Sau«, schrie er dabei.

Sie kämpfte mit der Zunge verzweifelt gegen den Klumpen an.

Er drückte ihr mit der einen Hand den Mund zu, mit der anderen verschloß er ihr die Nasenlöcher.

Sie stemmte sich mit aller Macht gegen ihn, dabei hustete und würgte sie. Er wartete eiskalt auf den richtigen Moment, dann ließ er

ganz schnell ihre Nase los, holte mit der Hand aus und versetzte ihr einen Schlag in die Magengrube. Sie keuchte und fühlte, wie der Klumpen Kokain ihr die Speiseröhre runterrutschte, während sie krampfartig schluckte. Ihre erschreckten Augen wurden zunächst glasig, dann rollten die Pupillen zurück in den Kopf. Sie wurde schlaff.

Er grunzte zufrieden und stieg von ihr herunter. Er drehte sie herum und versetzte ihr noch zwei wohlgezielte Schläge in die Nieren.

Karen hörte noch, wie die Tür hinter ihm zuknallte. Da sie nicht eingeschnappt war, klapperte sie als Spielball des Winds ständig auf und zu. Das Mädchen lag völlig benebelt da, sowohl im Kopf als auch im Magen begann es sich immer schneller zu drehen. Sie rutschte vom Bett herunter und schleppte sich zur Toilette, wo sie sich wieder und wieder erbrach. Sie mochte nicht hinschauen, aber sie wußte, daß sich Blut unter das Erbrochene gemischt hatte. Mit beiden Armen die Kloschüssel umklammernd, wurde sie ohnmächtig.

ELFTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Als sie erst einmal im Führerhaus ihres kleinen Lastwagens saß, fühlte Pearl sich auf seltsame Weise sicher. Sowie sie den Hügel hinauf und auf die Landstraße gefahren war, hatte sie die Kontrolle über sich zurückgewonnen und war wieder ruhig.

Es nieselte und war nicht spürbar kühler als gestern. Es versprach ein bedrückender, feuchter Tag zu werden. Aber die feuchte Luft war frisch, der kühle Fahrtwind auf Gesicht und Armen tat gut. Es war so grün hier, ein dichtes, sattes Grün, grüner als an jedem anderen Ort, an dem sie zuvor gelebt hatte. Bäume wuchsen hier wie woanders Löwenzahn. Die Straße bildete einen Korridor durch den Wald, nur manchmal gab das dichte Grün den Blick frei auf vereinzelte Sommerhäuser, den See, die Berge, eine Straße, die irgendwohin führen mochte. Der Wald bildete eine Mauer entlang der schlammigen Landstraße zur Route 5, man konnte den richtigen Weg gar nicht verfehlen. Wenn man dann auf die Route 5 bog, kam es einem vor wie ein Entrinnen.

Müde und abgespannt war sie, und trotzdem mußte sie sich eingestehen, daß ihr Körper auf eine Weise zufrieden war, die sie vorher nicht für möglich gehalten hätte. Sie fühlte, wie sich auf ihrem Gesicht etwas auszubreiten begann, was Dick Halloran immer als Schmusekätzchen-Lächeln bezeichnet hatte, und das wog alles andere auf, die Verwirrung, die Schuldgefühle. Sie mußte sich ernsthaft fragen, ob sie jemals zuvor wirklich sexuell befriedigt gewesen war. Sie hatte es immer geglaubt, aber sie mußte sich wohl getäuscht haben.

Die vernünftigste Vorgehensweise wäre es, jedem der beiden Männer offen einzugestehen, daß sie den anderen traf, daß sie mit ihm ins Bett ging, und ihnen zu sagen, daß es ihr Problem wäre, wenn sie damit nicht umgehen könnten. Das wäre ein Weg, die Dinge voneinander zu bekommen. Die Entscheidung läge dann bei ihnen.

Sie lehnte über dem Lenkrad und fühlte sich wie ein Zombie. Sie war alt genug, um zu wissen, daß ihr Körper für sich selbst sprechen

konnte. Vielleicht war es einfach nicht ihre Bestimmung, einem einzigen Mann eine gute Ehefrau zu sein.

Oder es war wirklich etwas im Trinkwasser. Diese Vorstellung war ihr sogar ein müdes Lächeln wert.

❧ 2 ❧

Das Telefon klingelte, als sie gerade unter der Dusche hervorkam.

Karen teilte ihr mit, daß sie krank sei und nicht zur Arbeit kommen könne. Grippe, krächzte sie und legte wieder auf.

Pearl starrte einen Augenblick lang den Hörer an. Grippe? Hatte sich eher angehört, als habe sie geweint. Sie schaute auf die Uhr und stellte fest, daß keine Zeit mehr blieb, vor der Arbeit nach Karen zu sehen. Gleich nach der Arbeit, nahm sie sich fest vor.

Als sie wieder hinter dem Lenkrad ihres Lastwagens saß, kehrten ihre Gedanken ganz wie von selbst zu ihrem Problem zurück. Mochte es beim ersten Mal ein Fehler gewesen sein, mit David zu schlafen, jetzt hatte sie es noch viel schlimmer gemacht, und das, obwohl sie gewußt hatte, daß es mit dem Sex an der Bettkante nicht vorbei ist. Zu deutlich erinnerte sie sich an ihren ersten Eindruck von Johnny Caswell.

Sie hatten sich auf einem Flug von Chicago nach England kennengelernt, wo sie an einer internationalen Konferenz über die Computerisierung des Bibliothekswesens teilnehmen wollte. Ein Mann, der das *Wall Street Journal* unter den Arm geklemmt hatte, sah zuerst auf sein Flugticket, dann auf den freien Platz neben ihr, und blieb schließlich stehen, um das Wandfach über dem Sitz zu öffnen und seine Aktentasche dort zu verstauen. Er rief bei ihr eine spontane Abneigung hervor. Vielleicht war es dieser Ausdruck von Zufriedenheit, mit dem er sie musterte und sein Entzücken darüber signalisierte, daß er neben einer gutaussehenden Frau sitzen dürfte, und nicht eine strickende Großmutter oder einen fetten Burschen ertragen mußte, der die ganze Armlehne mit Beschlag belegen und ständig furzen würde. Seine Kleidung war teuer, eigentlich viel zu teuer für die Touristenklasse, wahrscheinlich hatte er zu spät gebucht. Außerdem trug er einen mindestens ebenso kostspieligen Haarschnitt zur Schau und Schuhe aus weichem Handschuhleder. Der plötzliche elektrisierende Duft nach einem teuren, europäischen Aftershave gab ihr we-

nigstens die Gewißheit, einen angenehm riechenden Sitznachbarn zu haben. Der Anblick seiner Aktentasche mit dem eingebauten Kombinationszahlenschloß hatte sie zum Lachen gereizt. Sie hatte nie so recht geglaubt, daß solche wichtig-tuerischen Behältnisse tatsächlich Dinge von weltbewegender Bedeutung zu enthalten pflegen. Wahrscheinlich schützte das Zahlenschloß die neueste Ausgabe des *Playboy*.

Sie mochte sein Gesicht nicht. Er hatte zuviel Kinn, und mittendrin ein tiefes Grübchen. Große Grübchen zierten auch seine dunklen Wangen. Sein Mund war breit, aber er hatte dünne, feste Lippen. Die Augen standen ein bißchen zu weit auseinander, braune Augen mit schweren, sinnlichen Lidern. Seine Nase war lang, schmal, hatte zwei Höcker und wurde von großen, ausgestellten Nasenlöchern flankiert. Ganz offensichtlich hatte es in der Ahnenreihe dieses schwarzen Emporkömmlings eine große, dominante Portion häßlichen, weißen Blutes gegeben. Sein ganzes Auftreten war von einer Selbstsicherheit, die ihr signalisieren sollte, wie glücklich sie sich schätzen durfte, neben einem so großartigen, hübschen, erfolgreichen Bruder reisen zu dürfen.

Warum reagierte sie auf den Kerl so, als leide sie gerade besonders schwer unter ihrer Periode? Um ehrlich zu sein, sie hatte ein ganz schön tiefsitzendes Vorurteil gegen ihre Brüder. Damals, auf dem College, hatte sie die Schnauze voll gehabt von schwarzen Männern, die ihre sämtlichen Unzulänglichkeiten auf die unterdrückenden Weißen und die kastrierenden schwarzen Frauen schoben. Auf die Weißen hatte sie ebensoviel Einfluß wie auf eine Milliarde Chinesen, aber sie führte nun mal das Leben einer solchen schwarzen Frau. Sie entschied sich damals für Selbstschutz. Wenn sie die Politik mit ins Bett nehmen wollte, dann sollten sie eben mit weißen Frauen schlafen oder mit weißen Männern oder ihresgleichen. Vielleicht würde sie eines Tages einen Norris Dickenson oder einen Dick Halloran finden, aber in der Zwischenzeit sollten ihre schwarzen Brüder andere schwarze Frauen als Huren bezeichnen, nicht sie. Oberflächlich betrachtet mochte man sie inkonsequent finden, vielleicht sogar rassistisch, wenn sie eine ganze Gruppe von Menschen nur wegen ihrer Hautfarbe zurückwies, aber sie reagierte schließlich nur auf die besondere Spielart des schwarzen, männlichen Rassismus, der sie wegen *ihrer* Hautfarbe und *ihrer* Geschlechts abqualifizierte.

Natürlich handelte es sich bei dem Burschen im Flugzeug neben ihr um einen eitlen Fatzken. Vollkommen von sich eingenommen. Solche Typen sind immer ein rotes Tuch für eine unabhängige Frau. Sie fror ein Lächeln auf ihrem Gesicht ein und gab ihm sehr reserviert die Hand, als er sich vorstellte. Dabei dachte sie sich, daß sie ihm über den Anzug kotzen und es auf ihre Luftkrankheit schieben würde, wenn er etwa vorhätte, ihr die nächsten sechs Stunden die Ohren von seiner Scheidung und seinem gewachsenen Selbstbewußtsein vollzuquatschen und sie nicht dazu käme, den Travis McGee-Thriller zu lesen, den sie sich extra für diesen Flug aufgespart hatte. In dem Fall wäre sie sogar tatsächlich lieber sechs Stunden lang luftkrank gewesen. *Die gelben Augen* lag bereits auf ihrem Schoß, sie hatte es gerade aus ihrer Einkaufstasche gezogen, der Finger markierte noch die erste Seite.

Und dann sagte er auf einmal: »Das ist eine gute Geschichte. Ich habe sie gelesen, als sie zum erstenmal herauskam.« Wie zum Beweis seiner Worte hielt er *Mord in Türkis* in einer gebundenen Ausgabe in die Höhe. Er hatte sie im Wall Street Journal stecken gehabt. »Mögen Sie den alten Travis?«

Er lachte bereits, bevor sie antworten konnte. Es war ein leichtes, angenehmes Lachen.

»Ich sage Ihnen, ich wäre ein lausiger Seemann, ich werde schon seekrank, wenn ich nur bei meinem Zahnarzt den Goldfischen zusehe, aber nachdem ich die Geschichte vom alten Travis und dem Hausboot gelesen hatte, da hab ich ernsthaft über eine Kreuzfahrt mit angeln in der Tiefsee und so nachgedacht. Der Hemingway-Trip, Sie wissen schon.«

Drei Wochen später mußte sie zu ihrer Belustigung feststellen, daß Johnny Caswell in ihren Augen auf einmal zu einem attraktiven Mann geworden war, und sie wußte, daß diese Wandlung mit Sex zu tun hatte, mit nichts anderem als Sex. Natur. Sprache der Körper. Sie hatte noch viel zu lernen.

Drei Monate später waren sie verheiratet und hatten ein Haus in einem Vorort gekauft. Sie einigten sich darauf, erst nach ein paar Jahren über ein Kind nachzudenken. Sie waren noch jung und wollten zunächst einmal Geld verdienen.

Als sie zum erstenmal feststellte, daß Johnny sich in Jeans genauso unwohl fühlte wie andere Männer im Smoking mit Fliege, fand sie

das ziemlich komisch. Er hatte vor ihrer Zeit nicht einmal welche besessen. Aber seine neue Rolle als Eigenheimbesitzer mit Grill und einer Frau, die es liebte, im Gemüsegarten zu arbeiten, schien nun einmal nach diesem Kleidungsstück zu verlangen, und er war überzeugt von der Notwendigkeit, sich zu allen Gelegenheiten angemessen zu kleiden. Die Jeans paßten ihm perfekt, als verlangten sie gar nicht nach der Anschmiegsamkeit und der Patina, die erst durch langes Tragen am Körper entsteht. Er trug sie, als sei er davon überzeugt, alle Welt würde ihn für einen Landarbeiter halten.

Mehrere Jahre gingen vorbei, und immer noch redeten sie nur von einem Kind. Die wachsende Distanz zwischen ihnen nahm sie nur als die natürliche Folge der Entdeckung von Unterschieden und Flausen des anderen, die ein enges Zusammenleben zwangsläufig mit sich bringt. Schließlich wußte doch jeder, daß die Flitterwochen nicht ewig dauern können.

Aber das war es nicht.

Johnny war nie originell genug gewesen, einer abgelegten Sache einen lautstarken Abschied zu geben, aber trotzdem hatte es ein bißchen sehr lange gedauert, bis ihr aufgefallen war, daß die Adidas-Turnschuhe ganz hinten in seinem Kleiderschrank verschwunden waren. Er war vom Joggen direkt zu Rasierklinge und Spiegel übergegangen. Als sie zum erstenmal entdeckte, daß er das Zeug nahm, kurz nach ihrem fünften Hochzeitstag, behauptete er, es geschehe nur sporadisch und zu bestimmten sozialen Anlässen. Sie bekam einen Zornesausbruch und drohte ihm mit Verlassen. Schmollend versprach er ihr, damit aufzuhören. Vielleicht tat er das auch. Für eine kurze Weile. Aber seitdem stimmte es zwischen ihnen nicht mehr. Er wurde heimlichtuerisch, und sie waren nur noch selten zusammen. Von einem Baby war nicht mehr die Rede. Es war ihr klar, daß er das Zeug jeden Tag nahm, er begann seine Tage damit wie andere Leute mit einer Tasse Kaffee. Es kam, wie es kommen mußte. Für seine plötzlichen Anfälle von Impotenz gab er ihr die Schuld. Sie sei zu fordernd. Dazu kamen Schlafstörungen, Stimmungsschwankungen, Klagen über Verdauungsstörungen. Der ganze Mist.

Dann kam der Tag, an dem sie ihn vor die Wahl stellte: Entweder der Koks oder ich. Er hatte sie ein Miststück genannt. Daraufhin hatte sie ihm seinen Diamantenring zurückgegeben, zunächst als Abdruck auf seinem Kinngübchen. Jetzt sah sie klarer. Und auf

einmal fand sie ihn überhaupt nicht mehr attraktiv. Er war nur noch ein Dandy, mit den dominanten Genen eines besonders häßlichen weißen Mannes in seinem Erbgut.

Sieben Jahre Ehe lösten sich in einer Wolke aus Kokainstaub auf. Sie fühlte sich wie ein Idiot. Ein schlechter Geschmack blieb im Mund zurück, und es war eine große Erleichterung, daß Gussie ihre Hilfe benötigte.

Roscoe kam, als sie den Grill schon in Gang gebracht hatte. Er war schlechter Laune und sie brummte zurück.

»Ich brauche Sie auf dieser Seite. Karen ist krank.«

Er grinste und kam sofort um den Tresen herum, band sich die Schürze um und machte sich an die Arbeit. Er mochte es, wenn sie ihm das Gefühl gab, gebraucht zu werden. Seine Laune verbesserte sich schlagartig.

»Sie sehen auch nicht gerade ausgeruht aus.«

Sie hatte es auf einmal sehr eilig, den Kaffeeautomaten aufzufüllen.

»Die Hitze hat mich so mitgenommen.«

Er blinzelte sie über die offene Kühlschranktür hinweg an. »Sieht ganz so aus.«

Sonny Lunt kam hereingeschlendert.

Pearl war dankbar für die Ablenkung, »'n guten Morgen, Sonny.«

Sonnys Gesicht hellte sich gleich ein wenig auf. »Morgen Pearl. Weiß allerdings nicht, was an solch einem Morgen gut sein soll.«

»Immerhin schneit's nicht«, meinte Roscoe. »Is' doch schon was.«

»Ach, Roscoe, du hast wohl zuviel gearbeitet«, zog Sonny ihn auf.

»Was weißt du schon von richtiger Arbeit«, gab Roscoe ihm zurück und wedelte ihm mit einem gerupften Brathuhn zu.



Es nieselte den ganzen Tag so weiter, und die schwüle Luft schlug auf das Gemüt der Menschen. Zu viele Leute saßen bei ihr herum, die alle nichts anderes zu tun hatten, als Kaffee, viel zu viel Kaffee zu trinken und bissige Bemerkungen über das Wetter zu machen. Normalerweise mochte Pearl es ganz gerne, wenn die Leute sich bei ihr ausmeckerten. Es entsprach ihrer Natur, aus allem das Beste rauszuholen, und so gefiel es ihr auch, den Gästen zuzuhören, wenn sie ihre gesammelten Weisheiten und Vorurteile zum Besten gaben, wenn sie

Geschichten und Witze erzählten. Immer entlarvten sie sich dabei, manchmal unbewußt, manchmal schüchtern, manchmal auch in aller Unverfrorenheit, und immer wieder gab es Spaß und Überraschungen. Aber heute erschienen ihr alle und alles niedergeschlagen und erschöpft.

David kam spät und wählte sein Essen aus. Er trug trotz des Dämmerlichts im Raum seine dunkle Brille, wie eine Frau, die ein geschwollenes oder blaues Auge verdecken will.

Pearl hielt es durchaus für möglich, daß er einfach nur vergessen hatte, welche Brille er gerade trug. Was für einen dunklen Tag mußte er heute haben.

»Ist doch alles nicht so schlimm«, flüsterte sie ihm sanft zu, als sie seine Tasse nachfüllte.

Er schob die Brille auf die Nasenspitze und sah sie mit ernstem Blick an. »Du bist auch keine Dichterin. Wir leiden alle unter der Seuche der Vermenschlichung der Natur. Kaum bewölkt es sich draußen, regnet es in uns.«

»Ist das so was Ähnliches, wie wenn ich meine Periode kriege?«

Immerhin war es ihr gelungen, ihm ein schmales Lächeln zu entlocken.

»Ich weiß nicht genau, aber wenn es so ist, dann gehört dir mein ganzes Mitleid.«

Als er hinausging, kamen gerade Walter McKenzie und Jean zur Tür herein. David blieb stehen, um Walter die Hand zu schütteln. »Hast du dieses Wetter bestellt, Walter? Damit ich von hier verschwinde?«

Walter grinste. »Hab ich nicht. Du hast wohl vergessen, das Badewasser abzdrehen.«

»Ich bade niemals. Ich kann's nicht gewesen sein.«

Der alte und der junge Mann tauschten ein Lächeln aus, dann verließ David das Lokal.

Jean zog Walter am Ärmel. »Komm, Dad, setz dich hin.«

Walter zog sich schnaufend auf einen Hocker, und dann verbrachte der alte Mann erst einmal eine ganze Weile damit, die einzelnen Gäste sehr genau zu betrachten, als sei er nicht sicher, wer sie alle waren, oder als hätten sich ihre Gesichter über Nacht verändert. Dann erst nahm er mit zitternden Händen eine Speisekarte vom Haken und warf einen Blick darauf.

»Dad«, sagte Jean ungeduldig, »was willst du essen? Pearl wartet auf deine Bestellung.«

»Ach, halt die Klappe.« Seine Stimme zitterte etwas. »Laß mich doch in Ruhe. Kannst du nicht sehen, daß ich noch gar keine Zeit hatte, die Karte zu studieren?«

Jean wurde feuerrot im Gesicht. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und wischte sich aufgeregt die Nase.

Pearl tätschelte Walter die Hand. »Lassen Sie sich nur Zeit.« Sie sprach mit einer Freundlichkeit, die sie nicht fühlte.

Dann gab sie auch Jean einen leichten Klaps auf die Hand.

Jean schneuzte sich als Antwort in ihr Taschentuch. Dann flüsterte sie: »Ich wollte doch gar nichts sagen.«

Walter sah sie an, als wäre er sich nicht ganz sicher, wer diese magere Frau in mittleren Jahren war, die da neben ihm auf dem Hocker saß.

»Was?«

❧ 4 ❧

Das Mittagsgeschäft war mäßig. Kein Mensch war bei diesem Wetter zum See unterwegs. Sam kam herein, seinen Freund Josh im Schlepptau.

»Wo ist Karen?«

»Hat sich krank gemeldet, Grippe«, antwortete Pearl. »Ich werde später mal nach ihr sehen.«

Sam war sehr still, aber als Ausgleich machte Josh genug Lärm für beide. Sie hatten einen Bärenhunger.

»Vielleicht sollten wir mal nach Karen sehen«, sagte Sam später zu Josh.

Josh zuckte mit den Achseln. »Wenn dein Dad nichts dagegen hat, daß wir später kommen. Mir soll's recht sein. Aber ich habe keine Lust mitzukommen, wenn ihr euch wieder nur anschreit.«

»Was redest du da? Ich kann auch normal mit meiner Schwester reden.«

Josh zog eine Augenbraue in die Höhe. »Ach, tatsächlich? Hab ich aber noch nie gehört.«

»Sei kein Arschloch.« Sam wurde rot. Er hatte das letzte Wort gar nicht richtig herausgebracht, aus Scham darüber, daß er es überhaupt in den Mund nahm. Jetzt saß er da und starrte auf seine Hände, wie ein Mann, der zum erstenmal entdeckt, daß sie unglaublich häßlich sind, oder daß sie sechs Finger haben oder über und über mit Warzen bedeckt sind.

Später verließen die beiden fröhlich flachsend das Lokal, und der Tag ging vorbei.

Pearl schloß ab und fuhr zu Karens Wohnanhänger. Der Anblick des Plymouth und des winzigen, verbeulten Wohnanhängers reichten aus, um ihre nicht eben überwältigende Stimmung ganz auf den Tiefpunkt zu bringen. Der Regen tröpfelte ihr in den Nacken, als sie auf der Stufe zur Eingangstür stand.

Zu ihrer Überraschung stieß Sam die Tür auf. Sein Haar war wild zerzaust, so, als habe er die Zeit, seitdem sie ihn zuletzt gesehen hatte, damit verbracht, an ihm herumzuzerren. Er schien diese Vorstellung bestätigen zu wollen, indem er sich gleich wieder daranmachte, mit den Fingern hindurchzufahren.

»Gott sei Dank sind Sie es. Sie ist im Schlafraum. Sie sagte kein Wort, aber ich bin sicher, der Dreckskerl hat ihr was angetan.«

Pearl hastete ihm nach, als er einen Satz auf das einzige Schlafabteil am Ende des Anhängers zu machte.

»Wo ist Josh?«

»Er mußte nach Hause. Dad hat Jonesy die Tankstelle überlassen, er arbeitet irgendwo außerhalb. Ich kann ihn nirgends finden, aber ich habe ihm eine Nachricht hinterlassen.«

Er trat zur Seite, um Pearl vorbeizulassen.

Karen lag unter einer Decke, eine Hand hatte sie über die Augen und das halbe Gesicht gelegt. Sie war schneeweiß und hielt sich den Bauch.

»Sie hat sich die Gedärme aus dem Leib gekotzt, kann ich Ihnen sagen. Das Badezimmer stinkt vielleicht.«

Pearl beugte sich vor, um Karen die Stirn zu fühlen. Sie fühlte sich eiskalt und feucht an.

»Karen, was fehlt dir? Hat Bri dir weh getan?«

Tränen begannen ihr die Wangen herunterzulaufen. »Bitte, ich will nicht, daß mein Vater was davon erfährt.«

Sam ging in die Luft. »Verdammte Scheiße, es geht jetzt nicht mehr darum, was du willst oder nicht willst.«

Pearl schob ihn aus dem Schlafzimmer und zog die Schiebetür zu. In diesem dürrtigen Kabuff war sowieso kaum Platz für drei. Sie setzte sich auf die Bettkante und hielt Karen durch einen erneuten Tränensturm hindurch im Arm, bevor es ihr nach und nach gelang, dem Mädchen die ganze Angelegenheit zu entlocken.

»Es war meine Schuld«, schluchzte Karen an einer Stelle.

Sam hatte draußen alles mitangehört und pochte gegen die dünne Schiebetür. »Ein Scheißdreck war es!« rief er. Er stampfte herum, ab und zu hörte man einen Gegenstand zu Boden fallen.

Pearl ging zu ihm hinaus und schob die Tür hinter sich zu. »Wer ist euer Hausarzt?«

»Dr. Hennessey. In Greenspark.«

»Wo ist das Telefon?«

Sam deutete darauf.

»Telefonbuch?«

Er fand es und gab es ihr.

»Das ist privat. Würdest du bitte draußen warten?«

Deprimiert stapfte Sam hinaus.

Ein paar Minuten später steckte sie den Kopf zur Tür hinaus und bat ihn wieder herein. »Ich habe den Arzt angerufen. Ich werde Karen jetzt nach Greenspark bringen. Willst du mitkommen?«

Ganz sicher wollte Sam das. Er rief Jonesy an, damit er Reuben eine Nachricht hinterließ, dann trug er Karen zu Pearls Lastwagen.

5

Reuben traf vor der Praxis von Dr. Hennessey in Greenspark mit ihnen zusammen.

»Überlaß mir das Reden, Sam. Okay?« murmelte Pearl und fing Reuben an den Stufen vor der Eingangstür ab. Sie hinderte ihn am Eintreten.

»Was ist passiert?«

»Karen hat mich heute morgen angerufen. Sie sagte, sie habe die Grippe.« Pearl legte ihm ihre Hand auf den Arm. »Bleib bitte ganz ruhig.«

Zu spät. Er war bereits zum Zerreißen angespannt.

»Brian scheint sie ein wenig verprügelt zu haben.«

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich so plötzlich, daß sich ihr der Magen zusammenzog.

»Ich bringe den Kerl um«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme.

Müde klammerte sie sich an seinem Arm fest. »Nein, das wirst du nicht. Verprügel ihn meinetwegen nach Strich und Faden. Aber umbringen wirst du ihn nicht.«

Etwas in Reuben entspannte sich ein wenig. Er legte den Kopf auf die Seite und erkannte ihren Sieg an.

Sie zögerte. »Der Grund war, daß sie etwas Kokain in der Sonne liegengelassen hatte, wo es zusammengeschmolzen ist.«

Reubens Gesicht verzog sich vor Wut. Er ballte die Fäuste fester zusammen.

Pearl atmete tief durch. »Und er hat sie gezwungen, es runterzuschlucken.«

Der große Mann riß sich von ihr los, und sie machte ganz unfreiwillig einen Schritt rückwärts, wobei sie beinahe die Balance verloren hätte. Sie hatte einfach vergessen, wie groß und kräftig er war. Sie fühlte sich auf einmal zerbrechlich und verloren. Dann gewann er die Kontrolle über sich zurück.

Er drehte sich zu ihr um. »Geht es ihr einigermaßen?«

»Ich weiß es nicht genau. Und Sam weiß nichts von dem Kokain.«

»Bist du so sicher, daß ich ihn nicht töte?« Das ironische Flackern in seinen Augen war nur die Vorderseite der Tränen.

»Wenn es nach mir ginge, würde ich dir wahrscheinlich dabei helfen.«

Ein Lächeln huschte in ihre Richtung.

Reuben kam noch einmal zu ihr her, nahm ihren Arm und führte sie in die Praxis.

Sam ging im Wartezimmer auf und ab. Reuben legte ihm einen Arm um die Schultern. Zu zweit schienen sie wieder etwas Halt zu gewinnen, schienen sich gegenseitig Halt geben zu können.

Sie kamen nicht dazu, sich zu setzen, denn Dr. Hennessey, ein bärtiger Mittvierziger, der so müde aussah wie die meisten Ärzte, rief Reuben zu sich. Reubens Augen fragten sie, ob sie mit ihm kommen wolle, aber sie schüttelte nur den Kopf und blieb bei Sam.

Sam begann wieder auf und ab zu gehen. Sie stand auf und schloß sich ihm an. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen.

»Wir treten eine Furche in den Teppich.«

Pearl lachte leise. »Sollen wir vielleicht die Richtung wechseln?«

Er schüttelte den Kopf. Sein Mund verzog sich merkwürdig, und Pearl warf ihm die Arme um den Hals.

»Oh, Sam.«

Er klammerte sich fest an sie.

Auch sie mußte schluchzen. Sie war so müde. So erschöpft.

Sam streichelte ihr mit zitternden Händen über das Haar. Er hatte so große Hände, sie waren schon so groß wie die seines Vaters. Sie wiegten sich sanft aneinander und streichelten sich über den Rücken, bis sie sich mit einem etwas verlegenen Lächeln voneinander trennten und sich aus einer Schachtel mit Papiertüchern bedienten.

Reuben schob Karen in einem Rollstuhl heraus. Das Mädchen sah halbtot aus, sie war ganz bleich und wacklig. Reuben sah nicht viel besser aus.

»Dr. Hennessey will Karen für ein paar Tests ins Krankenhaus stecken. Wir werden sie jetzt gleich hinbringen.«

Draußen nahm Reuben seine Tochter auf den Arm und setzte sie in seinen Lastwagen.

»Es mag jetzt nicht so aussehen, aber du hast Glück gehabt. Du wärest jetzt tot, wenn er dich nicht geschlagen hätte.«

Karen legte die Arme überkreuz auf die Schultern und wandte den Kopf ab.

Sam stieg nach ihr ein.

Reuben brachte Pearl zu ihrem Wagen.

»Vielen Dank. Er hat ihr einen Gefallen damit getan, daß er sie geschlagen hat. Deshalb hat sie das Gift wieder ausgespuckt. Es scheint nicht viel davon in den Blutkreislauf gelangt zu sein. Gerade soviel, daß ihr schlecht geworden ist, aber das mag auch ebensogut von dem Hieb wie von dem Koks gekommen sein. Sie hat etwas Blut im Magen. Und in den Nieren. Er hat ihr auch ins Genick geschlagen. Sie wird jetzt ein paar Tests machen müssen, von denen ihr schlecht werden wird. Aber es hätte sie auch umbringen können. Sie war dicht genug dran.«

»Was ist mit Brian?«

»Ich weiß, wo ich ihn finden kann. Wenn er nicht im ›Dog‹ ist, dann kenne ich ja noch seinen Arbeitsplatz und ich weiß, wann morgen seine Schicht beginnt.«

»Nein. Bitte.«

»Wenn ich es nicht tue, dann wird Sam es tun, und der wird sich dabei weh tun.«

Daran hatte sie nicht gedacht. »Dann komme ich mit dir.«

»Nein. Geh du nach Hause. Du siehst erschöpft aus. Leg dich etwas hin.«



So früh an einem schmutzigen Montagabend war im ›Dog‹ nicht viel los. Das Geschäft mit den Außer-Haus-Pizzas ging müde, ein paar Alkoholiker tranken gegen das drohende Delirium tremens an, die wenigen Feierabendbiertrinker machten sich schon wieder auf den Heimweg, nur ein paar von ihnen verharnten noch in der Hoffnung, es möge etwas passieren.

Reuben erkannte Sonny Lunts Holzlast auf dem Parkplatz, gleich neben dem gerade noch fahrtüchtigen Wrack eines Oldsmobils, das Sonnys Mitbewohner gehörte, einem Mann mit langem Gesicht, der auf den Namen Melvin Mullins getauft worden war, den man aber seit seiner Schulzeit nur Lurch nannte. Lurch Mullins war, genau wie Sonny, geschieden, lebte allein und war auf dem besten Wege, ein Säufer zu werden. Es standen noch ein paar andere Fahrzeuge da, die Reuben gleich erkannte – Barbara Braggs Country Squire zum Beispiel. Sie wollte sich wohl was zum Essen holen, es war nicht der richtige Abend zum Selberkochen. In einer anderen Ecke des Parkplatzes, mitten in einer Gruppe von Motorrädern, erkannte er Bri Spearins Honda Shadow. Es sah so aus, als sei Bri mit ein paar von seinen Kumpels da.

Drinnen war es schummrig, aber nicht kühl. Der Besitzer hatte seine eigenen Vorstellungen von einer Klimaanlage. Er ließ die Hintertür offen, um die frische Abendbrise hereinzulassen, und wenn es keine Abendbrise gab, dann mußten die Leute eben schwitzen. In dem Lokal stank es nach Bier und Pizza. Es drehte Reuben beinahe den Magen um. Vielleicht lag das aber auch an der kalten Wut, die er mitgebracht hatte.

Sonny sah von der Bar auf und bellte ihm entgegen: »Reuben! Komm her, du alter Hengst, ich kauf dir 'n Bier.«

Sonny hatte einen sitzen. Auch Lurch bellte Reuben einen unartikulierten Willkommensgruß entgegen.

An dem Tisch, an dem die Motorradgang herumlungerte, entstand etwas Unruhe.

Reuben hatte Bri Spearin bereits im Visier, auf dessen hübschem Gesicht aufmüpfiger Trotz gegen schreckliche Angst anzukämpfen schien. Spearin war mindestens einsneunzig groß und betrieb regelmäßiges Hanteltraining, aber er hatte einfach nicht die körperliche Kraft, um gegen Reuben anzukommen, und das wußte er.

Sonny war noch nicht so angesoffen, daß er nicht gemerkt hätte, was da vor sich ging.

»Verdammte Scheiße!« Er gab Lurch einen kräftigen Stoß in die Seite.

Reubens große Hand schoß nach vorne und packte Bri, obwohl der Jüngere versucht hatte, vor ihr wegzutauchen. Bri versuchte nach ihm zu schlagen, und Reuben schüttelte ihn einmal kräftig durch. Dann ließ er ihn los, und gerade als Bri die Balance zu finden schien, schlug er ihm die Hände um das Gesicht, schlapp, schlapp, wie Greifarme.

Der Besitzer des ›Dog‹ rief hinter der Bar: »Macht es draußen aus, Jungs!«

Sonny Lunt stieß die Tür auf, und Reuben trieb Bri hinaus auf den Parkplatz. Bri hatte gerade den Mund aufgerissen, um Reuben einige Obszönitäten entgegenzuschleudern, da lag er auch schon mit dem Gesicht nach unten und fraß Dreck und Kies.

Die Leute kamen nach und nach heraus auf den Parkplatz. Bris Kumpel hielten sich weiter hinten. Es war nicht ihr Kampf, solange Bri nicht am Gewinnen war.

»Kann ich helfen?« bot Sonny an. Er war nicht der einzige. Lurch und noch ein paar Männer waren ebenso scharf darauf, sich auf Reubens Seite zu schlagen. Einige von ihnen hegten einen stillen Groll gegen Bri Spearin, andere wiederum betrachteten dieses schmutzige Stück Arbeit sowohl als Dienst an der Allgemeinheit als auch als riesigen Spaß.

Reuben schüttelte den Kopf und hob Bri hoch. Er wischte ihm den Dreck von der Jacke. »Das hätte ich schon längst einmal tun sollen.«

Ganz überraschend stieß er ihm sein Knie in den Unterleib.

Bris Augen wurden gläsern, und ein merkwürdiger Laut aus seinem Mund, bevor er zusammenknickte.

Reuben hielt ihn an seinem Hemd aufrecht. Er sah Bri nachdenklich an, dann ließ er ihn los. Bri krümmte sich zusammen und erbrach sich.

Der Besitzer stand auf der Eingangsstufe und beobachtete die Szene. Er war einem guten Kampf ebensowenig abgeneigt wie jeder andere Mann, aber das hier schien auf was anderes hinauslaufen zu wollen. Nervös fuhr er sich mit seinem Geschirrtuch über die Stirn.

»Sonny«, murmelte er. »Das gerät hier etwas aus den Fugen.«

Sonny grinste. »Was kümmert's dich, Fudgy? Es ist kostenlose Unterhaltung.«

Sonny warf einen Blick über die Laufkundschaft des Wirtshauses, welche die Bar inzwischen geschlossen verlassen hatte. Alle schienen sie ihren Spaß zu haben. Einige schienen sogar zuviel Spaß zu haben. Sonny gab Lurch einen Stoß. »Schau dir Barbara an. Der geht gleich einer ab.«

Barbara Braggs Augen waren zwei leuchtende, dunkle Sterne.

Sonny und Lurch achteten kaum noch auf das Hauptereignis.

Reuben beugte sich vor und zerrte Bri hoch. Bri schwankte wie eine Tulpe an einem gebrochenen Stiel. Reuben fragte sich mit geradezu klinischem Interesse, ob der Junge wohl einen Schock erlitten habe. Ein Schock konnte einen Mann töten. Er wollte wegen diesem Haufen Dreck nicht ins Zuchthaus wandern. Auf der anderen Seite hatte Bri genug. Die Sache war erledigt. Beinahe. Er zog ihn zu Sonnys Lastwagen und ließ ihn fallen. Reuben stieß die Motorhaube des Lastwagens auf, dann zog er Bri wieder in aufrechte Stellung. Er packte die Hände des Jungen, die er im Unterleib vergraben hatte und legte die Handgelenke über die Schürze, auf der die Motorhaube lagerte, wenn sie geschlossen war. Bevor der Junge die Hände zurückziehen konnte, hatte Reuben nach oben gelangt und die Motorhaube zugeschlagen. Bri brüllte vor Schmerz, die Motorhaube sprang wieder hoch, und Bri fiel wieder in den Dreck.

»Mein Gott«, sagte der Barbesitzer und rannte hinein zu seinem Telefon.

Reuben schlug die Motorhaube zu und ging davon ohne Bri noch eines Blickes gewürdigt zu haben.

Die Zuschauer waren mucksmäuschenstill. Sonny und Lurch wandten ihre Aufmerksamkeit wieder Barbara Bragg zu. Sie verschlang Reuben förmlich mit den Augen, der in seinen Wagen gestiegen war und einfach nur dasaß.

Sonny und Lurch waren so überwältigt vor Belustigung, daß sie sich aneinander festklammern mußten. Sie glucksten sich vor Vergnügen gegenseitig ins Gesicht.

»Vielleicht sollte ich Reuben zurückrufen. Er müßte doch eigentlich noch genug Dampf haben, um Barbara was Warmes in den Bauch zu verpassen.«

Lurch vibrierte am ganzen Körper und stammelte: »Zuerst komm ich. Ich hab's nötiger als er.«

»Ausgerechnet du«, wies Sonny ihn zurecht. »Laß du bloß die Finger von der. Den alten Reuben, den haben wir immer Hengstpimmel genannt, aber du hast doch nun wirklich nichts zu verschenken. Man erzählt sich, sie würde nichts als Hobelspäne zurücklassen.«

Die beiden klammerten sich aneinander fest, um nicht vor Lachen umzufallen. Dann stolperten sie zurück in die Bar, zusammen mit den übrigen Kunden, und überließen es Bris Kumpels, sich um ihn zu kümmern.

»So etwas habe ich nicht mehr erlebt«, sagte Lurch zu Sonny, »seitdem Parish Laimbeer eine aufs Maul gegeben hat. Laimbeer spuckte seine Zähne links und rechts raus.«

Lurchs und Sonnys Augen verklärten sich angesichts dieser Auseinandersetzung zwischen dem Center der Celtics und dem Abwehrspieler der Pistons im letzten Mai. Barbara Braggs Geilheit auf Reuben war nichts gegen diesen großen Moment in der Geschichte des professionellen Basketballsports.

»Ja, Parish kam irgendwie von hinten und verpaßte Laimbeer so 'ne Art Gesichtswäsche mit seinen Händen.

Was meinst du, wie breit sind Parishs Hände, ein Fuß quer rüber?«

»Mindestens«, stimmte Lurch zu. »Ich schätze, seine Arme sind vier Fuß lang.«

»Vielleicht sogar fünf.« Sonny leerte seinen Bierkrug in einem Zug. »Schlapp, schlapp, schlapp. Einfach so.«

Die Bragg stand neben ihrem Auto und starrte zu Reubens Lastwagen hinüber. Der Schweiß stand ihr auf der Stirn. Schließlich atmete sie tief durch und überquerte den Parkplatz.

Er sah sie kommen und seufzte.

Sie leckte sich über die Unterlippe und lachte ein kleines verlegenes Lachen. »Gute Arbeit«, sagte sie mit heiserer Stimme.

»Laß mich in Frieden, Barbara. Ich brauch bestimmt keinen Köter, der mir immer davonläuft.«

Sie schlug ihm ins Gesicht und stolzierte davon.

Er wischte sich Blut von der Lippe, dann warf er den Kopf in den Nacken und lachte.

Nach einer Viertelstunde erschien ein Rettungswagen am Ort des Geschehens. Die Garage, wo er untergestellt war, befand sich nur zwei Blocks vom ›Dog‹ entfernt, aber es hatte zehn Minuten gedauert, die Crew zusammenzutrommeln.

Als der Rettungswagen gerade wieder wegfuhr, erschienen zwei Deputies. Als einer von den beiden ihn anschaute, erkannte Reuben in ihm einen früheren Klassenkameraden von der High School. Der andere, Jeff Deluca, war wesentlich jünger. Reuben hatte einmal den streikenden Motor seines Geländewagens für ihn repariert.

Reuben wartete geduldig, während der Besitzer des ›Dog‹ den Deputies einen hochgestochenen, wichtigtuersichen Bericht der Ereignisse lieferte.

Widerwillig kamen die Deputies zu ihm herüber. Reuben stieg aus seinem Lastwagen aus.

»Hi, Reuben«, sagte Tom Clark, der frühere Klassenkamerad. »Der alte Fudgy behauptet, du hättest diese Ratte Spearin kräftig vermöbelt.«

»Tom«, Reuben schüttelte ihm die Hand. »Jeff.« Der jüngere Mann wirkte sichtlich gequält. »Stimmt. Hab ich gemacht.«

Tom Clark lachte. »Eigentlich sollte der Staat dir dafür einen Orden verleihen, aber es gibt nun mal keine Gerechtigkeit mehr.«

Jeff Deluca räusperte sich und fummelte an seinem Pistolenhalter herum. »Wollen Sie uns nicht etwas darüber erzählen?«

»Er hat Hand an meine Tochter gelegt, und ich finde nun mal, daß er das nicht noch mal probieren darf.«

Tom Clark zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und bot Reuben eine an. Reuben lehnte ab.

»Also hast du ihm die Handgelenke gebrochen und die Eier zerquetscht. Du warst schon immer ein Mann der Tat.« Der Deputy lachte heiser. »Ich kann's dir nicht verdenken. Aber du solltest die

Kämpfe für dein Kind nicht persönlich ausfechten, Reuben. Du hättest uns rufen und eine Anzeige machen sollen. Wir hätten ihn schon zur Räson gebracht, möglicherweise hätten wir ihn wegen Körperverletzung in den Knast gebracht. Anstelle von dir. Weißt du Reuben, für das Gesetz wird aus zwei falschen Handlungen nicht eine richtige.«

Reuben nickte. »Sie ist noch nicht siebzehn.« Er schwieg einen Moment. »Der Kerl hat sie gefickt, seit sie fünfzehn ist.«

Bevor er die Zigarette anzündete, hielt Tom Clark das brennende Streichholz an, das jetzt in der Dunkelheit flackerte. Der Deputy konnte sich nicht erinnern, daß Reuben Styles jemals das Wort ficken in den Mund genommen hätte, nicht einmal damals, als sie noch zusammen zur Schule gingen, und auch nicht während des ganzen Theaters mit seiner Frau und dem Prediger.

»Verführung von Minderjährigen. Eine von Spearins Spezialitäten. Er lungert gerne da draußen bei der High School herum.« Jeff Deluca bohrte mit der Schuhspitze Löcher in den Kies.

Der ältere Deputy nahm einen gierigen Zug an seiner Zigarette. »Würde deine Tochter im Zusammenhang mit einer dieser Anklagen eine Aussage machen. Entweder Verführung oder Körperverletzung?«

»Ich glaube schon. Wegen Körperverletzung auf jeden Fall. Wenn es mir das Gefängnis ersparen würde.«

»Okay«, sagte Tom Clark. »Wir werden jetzt noch ein paar Namen und so weiter protokollieren, dann werde ich meinen Bericht schreiben. Du fährst jetzt nach Hause. Ich werde dich morgen anrufen. Ich werde auch mit deiner Tochter sprechen. Hat sie einen Arzt aufgesucht?«

Reuben nickte. »Sie liegt im Krankenhaus.«

»Gut. Das medizinische Attest ist nämlich verdammt wichtig. Hör mal zu, Reuben, das Ganze könnte möglicherweise auf einen Kuhhandel hinauslaufen, der dir den Knast ersparen würde, und der diesem nichtsnutzigen Drecksack den Knast ersparen und ihn von deiner Tochter fernhalten würde.« Tom Clark warf die Kippe weg. »Mein Gott, wie ich so etwas hasse.« Der Deputy seufzte. »Tu mir einen Gefallen, Reuben, und laß dir nicht noch was zuschulden kommen.«

Reuben schüttelte dem Deputy die Hand. »Danke.«

»Mach, daß du nach Hause kommst.«

7

Pearl schloß sich die Tür auf. Das Haus kam ihr noch leerer vor als beim allerersten Mal, da sie es betreten hatte. Es war schon fast Nacht. Der Tag war viel zu schnell zu Ende gegangen. Sie hatte es gar nicht mitbekommen.

Das rote Lämpchen blinkte. Sie stellte auf Abspielen.

»Pearl«, erklang Davids Stimme, »ich bin schwanger. Ruf mich bitte an.«

Sie lachte und nahm den Hörer auf. »Es ist bestimmt nicht von mir«, sagte sie, nachdem er sich gemeldet hatte. »Ich weiß ja, in wievielen Betten du dich rumtreibst.«

»Es war falscher Alarm. Du arbeitest zuviel. Ich brauche dich, aber ich könnte mir vorstellen, daß dir ein bißchen Schlaf guttäte.«

»Ja, das ist wahr. Wie rücksichtsvoll von dir.«

»In Wirklichkeit ist es purer Egoismus. Ich muß an den Stellen etwas Haut nachwachsen lassen, wo sie ganz abgerubbelt ist.«

»Ach du Armer. Macht das Wetter dir noch so zu schaffen?«

»Ich werde weiterleben, und das ist das Deprimierende, nicht das Wetter. In Wirklichkeit mag ich diese finsternen, miesen Tage. Sie halten die Leute vom See fern. Da kann man die Eistaucher wieder hören.«

»Worüber unterhalten sie sich heute?«

»Über *Howard, die Ente*. Hat ihnen nicht gefallen. Einer hat gefunden, es sei fehlbesetzt gewesen. Danny Devito hätte den Howard spielen müssen. Der andere meinte, das sei völliger Quatsch, Devito sei viel zu italienisch.«

Sie mußte kichern. »Also, hör du deinen Eistauchern noch ein bißchen zu. Ich ruf dich morgen an.«

Sonst war außer ein paar Kostproben von Bobbys Schweigen nichts mehr auf dem Band.

8

Reuben hielt auf dem Pondicherry Damm an und ging hinunter ans Wasser. Es gab nicht viel zu sehen. Der Wolkenhimmel schien alle Lichter von den Sommerhäusern aufgesogen zu haben. Das tiefe,

schwarze Wasser war still und verschwiegen wie immer. So war es zu Urzeiten. Er hatte sich daran gewöhnt und gelernt, sogar eine besondere Art des Trostes daraus zu ziehen.

Er fuhr nach Hause. Sam saß vorm Fernseher.

»Hast du ihn erwischt?«

Reuben nickte. »Geh ins Bett, Sam. Wir werden morgen früh darüber reden.«

Sam war viel zu zufrieden, um lange zu streiten. Die Anspannung, die ihn den ganzen Tag über beherrscht und gelähmt hatte, die sich so in ihm aufgestaut hatte, daß er am liebsten mit Kopf und Schultern gleichzeitig durch eine Wand gestürzt wäre, begann von ihm abzufallen. Er schlurfte hinauf in sein Zimmer.

9

Pearl war beim Warten auf Reuben eingeschlummert. Sie hatte nicht geglaubt, daß es ihr passieren würde, denn trotz aller Müdigkeit war sie ziemlich aufgedreht gewesen. Das Liegebett bewegte sich, und sie wurde schweißnaß aus einem wirren Traum gerissen. Reuben saß auf der Bettkante.

»Hi«, sagte sie verschlafen. »Alles okay?«

Er lächelte. »Nein.«

Sie streckte die Arme nach ihm aus.

Später holte er ihnen ein paar Dosen Bier aus dem Kühlschrank und erzählte ihr, was er getan hatte.

»Und? Hat es Spaß gemacht?«

Er sah sie an. »Ich habe keinen Grund, stolz auf mich zu sein, falls es das ist, was du meinst.«

»Warum hast du es dann getan?«

»Zum einen deshalb, weil ich nicht wollte, daß Sam es probiert, zum anderen, um zu erreichen, daß Bri Karen in Ruhe läßt. Wenn es ihn abgeschreckt hat, dann war es die Sache wert. Ich hätte es schon vor längerer Zeit tun sollen, als ich erfuhr, daß er sie verführt hat.«

»Verführt hat? Reuben, ich weiß, daß der Kerl Karen ausgenutzt hat, aber Karen...«

»Karen hat einen erwachsenen Körper, aber das heißt noch lange nicht, daß auch ihre Gefühle schon erwachsen sind. Ich weiß, daß ich

ihr kein guter Vater war. Ich hätte viel besser auf sie aufpassen müssen.«

»Was hättest du tun können?« fragte Pearl. »Du kannst so ein Mädchen doch nicht einfach einsperren und den Schlüssel wegwerfen.«

»Ich hätte den Scheißkerl gleich zu Anfang aufmischen sollen. Ihm sofort die Rechnung vorlegen sollen.«

»Ha, ha. Und was meinst du, was Karen dann getan hätte?«

Reuben mußte nicht lange nachdenken. Er seufzte. »Sie hätte sich auf seine Seite geschlagen. Ich wäre der Scheißkerl gewesen und er ein Held.«

»Ganz genau. Ich sage dir, selbst die besten Eltern der Welt könnten ihre Kinder heutzutage nicht vor allem bewahren. Wird sie zu ihm zurückkehren?«

Reuben schüttelte den Kopf. »Ich glaube, sie ist geheilt. Von dem Kerl jedenfalls. Aber das wird leider nicht das Ende der Geschichte sein.«

»Ich wollte nicht diejenige sein, die das sagt.«

Reuben drückte sie an sich. »Was würde ich nur ohne dich tun?«

»Wahrscheinlich genau dasselbe.«

Er lächelte, fuhr ihr durch das Haar und beugte sich vor, um das Licht zu löschen.

Sie schlief tief und fest. Sie wußte nicht, wann er sie verlassen hatte. Es regnete immer noch, als sie erwachte. *Komplikationen* war das Wort, was sich als erstes in ihrem Kopf formte. Sie war noch kein Stück weiter gekommen.

ZWÖLFTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Sams Radiowecker plärrte mit einer Lautstärke los, die ausgereicht hätte, einen Erwachsenen mit normalem Gehör kerzengerade im Bett aufzurichten, als sei ihm eine Rakete im Arsch explodiert. Wenn dieser Wecker die Toten vielleicht auch nicht ganz aufwecken konnte, er dürfte jederzeit in der Lage gewesen sein, einige der teuren Verblichenen dazu zu veranlassen, sich im Grabe umzudrehen und nach dem Knopf zu schlagen, der für sie schon lange nicht mehr in Reichweite war. Aber er war nicht laut genug, einen fünfzehnjährigen Jungen aufzuwecken.

Reuben klopfte gegen Sams Zimmertür, obwohl er sicher war, daß sein Geklopfe in diesem Inferno untergehen mußte. Als er die Tür öffnete, schaute er in ein Zimmer, in dem es dunkel wie in einem Zelt war, die Fensterläden waren so dicht geschlossen, daß sie auch dem feinsten Lichtstrahl des Eindringen verwehrten. Sam lag auf dem Bett ausgestreckt wie die Skulptur eines Insekts. Reuben erreichte den Wecker gerade, als Sams Hand sich darüber schloß.

»Entschuldige«, murmelte Sam schlaftrunken.

»Die Dusche ist frei. In zehn Minuten gibt es Frühstück.«

Glatt und glänzend kam Sam in die Küche und ließ sich auf einen der Stühle am Tisch fallen. Eine Hand packte ein Stück Toast, die andere die Gabel neben seinem Teller. Sam biß in den Toast, schluckte kräftig, dann fragte er: »Also, was hast du mit dem Dreckskerl gemacht?«

Reuben schlug die Zeitung auf. »Ich hab ihn ins Krankenhaus geschickt.«

Der Junge sprang mit einem Satz aus seinem Stuhl hoch.

Reuben sah zu ihm hoch. »Ich hab ihm 'ne Motorhaube auf die Hände geknallt, Sam. Das ist kein Grund zur Freude.«

Sam setzte sich wieder, ein bißchen aus der Fassung gebracht.

Reuben seufzte. Sam war so leicht aus der Fassung zu bringen.

»Ich sehe einer Anklage wegen Körperverletzung entgegen«, fuhr Reuben ganz ruhig fort. »Ich möchte nicht, daß du dir auch noch eine einhandelst.«

Sam sackte in sich zusammen. Er betrachtete seine Rühreier, als würden sie auf seinem Teller gerade Knospen treiben.

»Bri hat Karen verprügelt. Wenn sie ihn wegen Körperverletzung anzeigt, dann könnten wir einen Rechtshandel abschließen und die beiden Vergehen würden sich gegenseitig aufheben, jedenfalls in den Augen des Gesetzes.«

Der Junge nickte.

»Also. Kein Ärger mehr. Wenn Karen nach Hause kommt, dann will ich, daß du bei ihr bleibst. Kümmere dich um sie, falls ihr wieder schlecht werden sollte, und bleib in ihrer Nähe, falls Bris Bruder oder jemand von der Gang die Sache weiter verfolgen will. Vielleicht solltest du dir Josh dazuholen. Ich möchte nicht, daß Karen allein bleibt.«

Sam richtete sich auf. »Klar. Wir können schon auf sie aufpassen.«

»Paß auf, daß niemand sie belästigt und daß sie ihre Ruhe hat.«

»Okay.« Er nahm sein Frühstück mit neuem Appetit in Angriff.

Reuben erwartete eigentlich keinen erneuten Angriff auf Karen, aber er fand es wichtig, Sam die Aufgabe zu übertragen, auf sie aufzupassen, wo der Junge doch schon keine Gelegenheit erhalten hatte, sich persönlich Bri Spearins anzunehmen.



Reuben überließ Jonesy die Tankstelle und fuhr direkt zum Krankenhaus in Greenspark. Hennessey war auf seiner allmorgendlichen Runde und wechselte ein paar Worte mit ihm. Karen schien soweit in Ordnung zu sein und konnte das Krankenhaus verlassen.

Er fand Karens Zimmer und setzte sich auf ihre Bettkante.

Verwirrt schaute sie ihm unter schweren Augenlidern entgegen. Sie stützte sich auf einen Arm und legte den anderen über die Augen, um sich gegen das grelle Tageslicht zu schützen.

»Guten Morgen. Wie geht's dir?«

»Ganz gut.« Sie war heiser.

Er bot ihr ein Glas Wasser an, und sie griff gierig danach.

»Dr. Hennessey meint, du könntest heute nach Hause. Sam wird bei dir bleiben, bis du wieder soweit bist, dich um dich selbst zu kümmern.«

Sie nickte.

Reuben zögerte. »Ich habe Bri gestern nacht verletzt, Karen.«

Sie starrte ihn an, dann warf sie sich mit einem Stöhnen zurück auf das Bett. Mit düsterer Stimme fragte sie ihn: »Wie schwer?«

»Die Handgelenke gebrochen. Die Lippe aufgeschlagen, Und sein Sack wird ihm heute morgen verdammt weh tun.«

Karen schnaubte wütend: »Mein Gott!«

Es kam ihm merkwürdig vor, dazusitzen und mit seiner Tochter über den Zustand der Hoden ihres Liebhabers zu sprechen, aber es war ihm nicht so peinlich, wie er geglaubt hätte. Vielleicht, weil es ihr erstes gleichberechtigtes Gespräch als Erwachsene war. Pearl würde die Ironie der Situation gefallen.

»Ich werde Ärger bekommen«, sagte er.

Sie wühlte sich wieder auf ihre Ellenbogen.

»Er könnte mir eine Klage wegen Körperverletzung anhängen. Der einzige Ausweg für mich wäre, wenn du ihn wegen der gleichen Sache anzeigen würdest.«

Karen starrte ihn lange an, dann sank sie wieder zurück und rollte sich auf die Seite, den Rücken ihm zugewandt.

»Wie du willst. Und jetzt laß mich bitte allein, ja? Ich komme mit, sobald ich angezogen bin.«



»Schlapp, schlapp«, wiederholte Sonny Lunt vielleicht zum achten Male, seitdem er sein Hinterteil auf den Stuhl gepflanzt und die Ellenbogen auf den Tresen gestützt hatte, wo er seinen Kaffeebecher umklammerte. »Wie bei Parish und Laimbeer. Das kann ich euch sagen.«

Roscoe kicherte häßlich. »Hätte nichts dagegen gehabt, es mit ansehen zu dürfen.«

Es war der zweite Morgen in Folge, an dem Pearl ihrer Arbeit konzentrierter nachging, als es eigentlich nötig gewesen wäre. Als sie schließlich Roscoes Blick begegnete, stellte sie fest, daß es vielleicht sogar ein Fehler war, jedenfalls was ihn betraf. Um ihn zu täuschen,

hätte sie sich interessierter zeigen und Überraschung vorspielen müssen. Ihr offensichtliches Desinteresse an der Geschichte und ihre Betriebsamkeit machten es ihm leicht zu erraten, daß sie schon über alles Bescheid gewußte hatte, bevor Sonny auch nur den Mund aufgemacht hatte, um die Neuigkeit unter die Leute zu bringen. Aber wenigstens von diesem Moment an, und während jeder einzelnen Wiederholung während des ganzen Tages, brauchte sie sich nicht mehr zu verstellen. Sie brauchte nur noch zuzuhören.

Jetzt redete erst einmal kein Mensch mehr vom Wetter. Wenn man bedenkt, wie lange der Regen angehalten hatte, konnte man verstehen, daß jeder hier froh war über die interessante Ablenkung. Der Klatsch schien vor allem Walter McKenzie neues Leben eingehaucht zu haben. Seine Verwirrung, Desorientierung und leichte Reizbarkeit, über die schon jeder den Kopf zu schütteln begonnen hatte, waren wie verflogen. Es war, als sei sein Geist neu eingestellt worden.

»Donnerwetter, da war ich gern dabeigewesen. Bei Gott, das hätte Reuben schon vor einiger Zeit tun soll'n. Ich hab's ihm schon vor 'ner Weile geraten.«

Diese Meinung wurde allgemein geteilt.

»Fudgy hätte gerne Eintrittskarten verkauft«, sagte Lurch Mullins.

»Für was?« wollte David wissen, der gerade reingekommen war.

»Weißt du's noch gar nicht?« fragte Walter ganz aufgeregt.

»Es gibt vieles, was ich weiß und noch mehr, was ich nicht weiß. Vielleicht könntet ihr etwas präziser werden.«

Walter stürzte sich sogleich in eine lebhaftere, vielleicht ein bißchen ungenaue Schilderung der nächtlichen Ereignisse. Manchmal zog er eine Augenbraue in die Höhe und fragte Lurch: »Stimmt es nicht, Lurch?«

Und dann antwortete Lurch ihm mit einem »Hhmm« und einem »Na ja« und brachte die eine oder andere, vorsichtige Korrektur an.

Die Geschichte hatte David so in ihren Bann geschlagen, daß er, als er bemerkte, daß er seinen Teller ganz unbewußt leergegessen hatte, sich entschuldigte: »Tut mir leid, Pearl.«

»Aber warum denn?«

»Also«, sagte Walter, »ich nehme an, Karen wird mit dem Kerl nichts mehr zu tun haben wollen. Das ist deine Chance, David.«

Walters Erstaunen darüber, daß alle anderen lachten, machte deutlich, daß der alte Mann es gar nicht als Witz gemeint hatte.

»Aber bitte, Walter, daß ist mir nun wirklich zu gefährlich. Nicht einmal die reizende Karen wäre mir die Gesundheit meiner Hoden und die Funktionstüchtigkeit meiner Hände wert.« Verschwörerisch wandte David sich noch an Jean: »Entschuldige bitte, Jean.«

Sie wurde rot im Gesicht, aber sie kicherte laut, wie sie es schon vorher einige Male getan hatte. Offensichtlich hatte sie sehr viel Spaß.

Walter gab sich noch nicht so schnell geschlagen. »Tatsache ist doch, daß du ihm gar keine Gelegenheit geben würdest. Du bist wie ein Gentleman erzogen worden. Gott lasse deine Mutter und deinen Vater in Frieden ruhen. Du würdest einer Frau nicht weh tun, selbst wenn sie dir einen Grund geben würde.«

»Danke, ich fühle mich geschmeichelt.«

»Brauchst du nicht. Schließlich gehört es sich ja so.« Walter schloß seinen Beitrag zur allgemeinen Unterhaltung mit einem kräftigen, geräuschvollen Furz.

»Dad!« Jean wollte in den Boden versinken.

»Entschuldigen Sie bitte, Pearl.« Walter nahm seinen Hut. »Aber es ist ein schlechter Wind, der nicht irgend jemandem Gutes zubläst.«

»Dad!«

Pearl wandte sich schnell ab, um ihr Grinsen zu verbergen.

David vertiefte sich ganz plötzlich in seine Zeitung. Die Seiten, hinter denen er sich verschanzte, zitterten verdächtig.

Lurch war nicht so diskret. Er platzte ungeniert heraus vor Lachen.

Roscoe schenkte sich eine Tasse Kaffee ein und stellte seinen Hocker so hin, daß er David gegenüber saß. »Walter ist ein altes Weib, immer versucht er, andere Leute zu verheiraten. Wundert mich, daß er dich nicht mit Jean verkuppeln wollte. Mir wollte er sie mal schmackhaft machen.« Er grunzte angewidert.

David faltete seine Zeitung zusammen und bemerkte trocken: »Glückliche Jean.«

Roscoe ignorierte den Affront. »Wenn Reuben Karen vor fünf, sechs Jahren an die Zügel genommen hätte, wäre das alles nicht passiert. Wenn du deine Fohlen nicht mit starker Hand führst, dann gehen sie dir später bei jeder Gelegenheit durch.«

David lachte. »Wie viele Kinder hast du großgezogen, Roscoe?«

»Jesus«, krächzte Roscoe, »man muß doch kein Italiener sein, um Spaghetti kochen zu können. Schau dich doch an, ein gesunder, junger Bursche, der den ganzen Tag rumsitzt und Trübsal bläst, Gedichte schreibt und über Sex nachdenkt. Zu leicht gehabt, das ist es. Wenn du jeden Tag für deinen Lebensunterhalt hart arbeiten müßtest, dann hättest du am Abend nicht mehr so viel Druck aufm Schwanz.«

David verschluckte sich beinahe an seinem letzten Schluck Kaffee.

»Ich wußte gar nicht, daß Arbeit einem den Druck aus'm Schwanz läßt«, warf Lurch ein. »Werde mal drauf achten müssen.«

»Such dir lieber erstmal 'ne Frau, die verzweifelt genug ist, mit dir ins Bett zu geh'n«, erwiderte Roscoe. »Was mich betrifft, mir ist das alles keinen Gedanken wert. Sex bringt doch nur Ärger, seitdem Adam und Eva aus'm Paradies rausgefeuert worden sind.«

David faltete die Zeitung zusammen. »Amen.«

Die Ehe der Needhams mußte ja eine besonders spaßige Angelegenheit gewesen sein. Pearl wollte Roscoe schon fragen, ob seine Frau ihm aus Frustration oder aus Langeweile vorausgegangen war, aber sie verkniff sich die Bemerkung und wandte sich statt dessen dem Beladen der Geschirrspülmaschine zu.

❧ 4 ❧

Mit dem Essen für Reuben und seine Familie in der einen und dem weiblichen Kätzchen in der anderen Hand – sie hielt es inzwischen für alt genug, um von ihrem Brüderchen getrennt zu werden und hatte es deshalb mitgebracht – mußte Pearl einen Satz über den Briefumschlag machen, der unter ihrer Haustür hindurchgeschoben worden war. Er enthielt zwei in Schönschrift beschriebene Blätter. Sie setzte sich zum Lesen an den Küchentisch.

Reliquienschrein

Unter den Gegenständen, die sich in dem Piratenschiff Whydah fanden, welches kürzlich vor der Küste von Massachusetts entdeckt wurde, war ein kleiner Damenschnürstiefel. Er enthielt immer noch die Knochen des Fußes.

*Perle auf meiner Zunge,
wie tief hinab ziehst du mich
in das Meer deiner Haut,
wo eine dunkle Erinnerung*

*an das geplünderte Grab der Whydah
mir plötzlich in die Gedanken schießt.
Die Beute, ein Stiefelchen
aus jungem Leder,
das immer noch, wie des Piraten Hand,
umklammert hält die zarten Knöchelchen
eines zarten Frauenfußes,
die Zehen eines Piratenliebchens,
wie oft gezählt von seinen Küssen?
Wie oft gekitzelt von seinem Bart?
Während sie atemlos bockte und ritt,
die Fersen auf seine Narben gepreßt,
mit den Füßen seine Schultern tretend,
während er begierig und verzweifelt
nach der salzig-glatten Perle tauchte,
die versteckt lag
unter knochigem Dach,
in der tiefen Höhle ihrer Gezeiten,
in die seine Knochen,
auf immer versinken sollten.
Ein Kreuz kennzeichnet den Ort,
wo die Liebe begraben liegt.
Wem immer das widerfahren ist,
mit den Beinen den Hals
des anderen umklammernd,
zu ertrinken, hinabzufahren
ins ewige Grab,
die Knochen ineinander verwoben,
die Kleider verstreut im Wrack,
als wäre man nur ins Bett geeilt,
um auf den Grund des unerbittlichen Meeres
zu sinken.
Ist es Märchen, Traum, Weissagung,
an das ich mich erinnere?
Die Wahrheit
liegt mir auf der Zunge.*

»Oh, Junge«, murmelte sie. Das Kinn auf den Knöcheln der linken Hand, strich sie die Blätter glatt und starrte sie sprachlos an. Sie las sie noch einmal durch. Dann klingelte das Telefon.

»Pearl«, sagte David mit leiser Stimme. »Hab ich es getroffen?«

Sie schloß die Augen. »Ich weiß nicht. Ich habe keine Ahnung von Lyrik.«

»Es geht nicht um Lyrik.«

Sie schwieg ein paar lange Sekunden lang. »Ich weiß.«

»Gut. Es ist nämlich sehr wichtig, daß du es weißt.« Sie wußte nicht, was sie darauf sagen sollte. Nach einer kleinen Weile hörte sie ein sanftes Klicken. David hatte aufgelegt.

❧ 5 ❧

Nachdem sie die Lebensmittel im Kühlschrank verstaubt hatte, trug sie die Blätter nach oben, faltete sie zusammen, faltete sie wieder auseinander, faltete sie dann endgültig zusammen und verschloß sie ganz schnell in ihrem Schmuckkasten.

Ein paar Stunden später, frisch gewaschen und zufrieden mit sich, nachdem sie sich um ihre Geschäftsbücher gekümmert hatte, fuhr sie zu Reuben.

Sam und Josh waren in der Küche und wuschen im Spülbecken Erdbeeren. Die beiden begrüßten sie mit einer Freude, die deutlich machte, daß sie den ganzen Tag auf etwas gewartet hatten und nichts passiert war.

»Wie geht's Karen?«

Sam zeigte ihr die Richtung. »Sehen Sie selber nach ihr.«

Karen las. Sie ließ das Buch sinken und streckte die Arme aus.

»Pearl!«

Pearl umarmte sie, dann sah sie das Mädchen nachdenklich an. Sie war immer noch ein bißchen blaß, schien aber schon wieder ganz sie selbst zu sein.

»Haben Sie gehört, was Dad getan hat?« fragte Karen mit leiser Stimme.

Pearl nickte. »Was hältst du davon?«

Karen zupfte an der Bettdecke. »Ich weiß nicht.« Sie klang ganz verloren. »Ich weiß nicht, was ich für Bri empfinde. Ich glaube, ich liebe ihn noch.«

Pearl entließ einen lange aufgestauten Atemzug. »Er hat dich niedergeschlagen. Er hätte dich beinahe umgebracht, hat dich dieses Dreckszeug runterschlucken lassen. Und du glaubst, daß du ihn noch immer liebst?«

Karen versteckte ihr Gesicht und sagte durch die Hände hindurch: »Bitte, Pearl, seien Sie nicht böse auf mich.«

»Ich bin nicht böse auf dich.« Pearl biß sich auf die Lippe. »Das heißt, doch, ich bin böse auf dich. Wie kannst du jemanden lieben, der dir so weh getan hat?«

»Haben Sie noch nie jemanden liebgehabt, der Ihnen sehr weh getan hat?«

Pearl nahm die Hand des Mädchens und drückte sie zwischen ihren Händen. »Ich habe aufgehört, sie zu lieben, wenn sie mir so sehr weh getan hatten, Karen. So etwas nennt man Selbsterhaltungstrieb.«

»Aber Sie sind auch so furchtbar stark, Pearl.«

Pearl fühlte sich ganz und gar nicht stark. Die Zufriedenheit, mit der sie ihr Haus verlassen hatte, schwand mehr und mehr. Das Mädchen machte sie im wahrsten Sinne des Wortes müde. Sie fühlte sich wie ein ausgewrungener Wischlappen.

»Nein, das bin ich sicher nicht. Ich bin im Umgang mit Männern genauso dumm gewesen wie jede andere Frau.«

Auch wenn Pearl jetzt müde wurde, Karen lebte richtig auf. »Wollten Sie denn nie heiraten?«

Pearl schüttelte den Kopf. »Ich war sieben Jahre lang verheiratet.«

Karens Augen weiteten sich. »Oh. Und es hat nicht funktioniert, was? Und deshalb werden Sie wohl auch David niemals heiraten.«

»Wie bitte?«

Pearl war selber überrascht, daß dieser leichthin geäußerte Gedanke sie so in Panik versetzte. Sie fühlte sich schwach, durcheinander und hatte Angst.

»Ich bin sicher«, sagte Karen im Brustton der Überzeugung, »daß ihr beiden euch ernsthaft ineinander verliebt habt. Ich meine, ich hab doch gesehen, wie ihr euch ansieht. Sie haben sich auch verändert. Sie haben so ein Glühen in den Augen. Sie sind eine glückliche Frau, das kann man sehen.«

»Du siehst Gespenster, mein Kind. Wahrscheinlich verwechselst du Befriedigung mit Glück.« Das offene Eingeständnis körperlicher

Empfindungen hätte eigentlich Karen ablenken sollen, aber sie fragte sich, ob sie nicht auch versuchte, sich selbst zu überzeugen.

»Vielleicht hätte ich ihn auch einmal ausprobieren sollen«, meinte Karen verschmitzt.

»Du hättest auf der High School bleiben und Grammatik lernen sollen. Und dich weniger um Sex kümmern.«

Das Mädchen lachte heiser. »Sie sind schon seit einer Weile von der High School weg. Da hat sich inzwischen einiges geändert.«

»Das sagst du, und andere sagen es auch. Je älter ich werde, desto unsicherer werde ich, ob ich mich überhaupt noch auskenne.«

»Sie kennen sich aus«, sagte Karen. »Sie sind die einzige Erwachsene, die mich einigermaßen ernst nimmt. Daddy scheint nicht verstehen zu wollen, daß ich nicht mehr sein kleines Mädchen bin.«

»Karen.« Pearl ging etwas gereizt im Zimmer auf und ab. »Wenn du von den Erwachsenen immer noch als *den anderen* sprichst, wie kannst du dann erwarten, daß sie dich ernst nehmen? Du bezeichnest dich selbst als nicht erwachsen. Hast du nicht genau so viele Vorurteile über *ihre* Gedanken und Gefühle wie sie umgekehrt dir gegenüber haben, ohne daß du den Versuch machst, einmal herauszufinden, ob es tatsächlich so ist?«

Karen schwieg eine Weile. »So habe ich noch nie darüber nachgedacht«, gab sie dann mit kleinlauter Stimme zu.

Pearl lehnte sich vor und umarmte sie noch einmal.

Sie verließ das Haus in dem Moment, in dem Reuben nach Hause kam. Er parkte seinen Lastwagen zwischen ihr und dem Gebäude, rutschte quer über die Sitzbank und stieg auf der Beifahrerseite aus.

»Pearl«, sagte er, während sie sich gegen die Tür ihres Wagens zurücklehnte und seinen hastigen Kuß entgegennahm. Zwischen den beiden Lastwagen fühlte sie sich ein wenig wie in einem Liebestunnel beim Karneval, oder wie bei einem heimlichen Rendezvous in einem dunklen Korridor zwischen zwei Schulstunden. Sie fragte sich, ob man sie vom Haus aus wirklich nicht sehen konnte. Wahrscheinlich nicht, sonst hätte Reuben es nicht gewagt. Irgend etwas war gut gegangen, eine Sorge war ihm genommen worden. Die Anspannung war von ihm abgefallen, und er war wieder zu Spielereien aufgelegt.

»Ich habe euch Abendessen gebracht und nach Karen gesehen. Scheint ihr besser zu gehen.«

»Danke.« Er ließ von ihr ab und lehnte sich gegen seinen Wagen.
»Kennst du den Deputy, von dem ich letzte Nacht sprach? Tom Clark?«

Sie nickte.

»Er kam vor ein paar Minuten vorbei und erzählte von seinem Gespräch mit Bri im Krankenhaus. Bri scheint sehr nachdenklich geworden zu sein, nachdem Tom ihm ankündigte, Karen könnte ihn möglicherweise wegen Körperverletzung anzeigen. Tom ist sich ziemlich sicher, daß Bri umkippen wird, bevor Karen ihre Anzeige überhaupt machen muß.« Reuben lächelte. »Wörtlich hat Tom gesagt: *»Bri ist wie ein Stinktier, mit dem man mal 'n paar ernste Worte gewechselt hat. Die Richter in diesem Bezirk erkennen ihn schon an seinem Geruch.«*

Pearl lachte und kletterte in ihren Lastwagen. Er stieß die Tür sanft hinter ihr zu.

»Ich würde dich heute nacht gerne sehen«, sagte er. »Aber ich glaube, ich sollte hier bei ihr sein.«

Pearl nickte. »Ich könnte eine vernünftige Nachtruhe auch gut gebrauchen.«

Sie ließen es dabei.

Ihr Schlafzimmer zu Hause war erfüllt vom Duft der sterbenden Rosen. Das Bett kam ihr leer vor, ein Phänomen, das mit ihren Affairen zu tun haben mußte. Wenn sie nicht in Männergeschichten verwickelt war, war ihr Bett immer der behaglichste Ort auf der ganzen Welt für sie. Tatsächlich war ihr Bett ja viel zu voll. Sie hätte ein größeres Bett und einen Schuhlöffel gebraucht, um drei Personen darin unterbringen zu können. Als das Kätzchen aufs Bett sprang und sich neben ihr zusammenrollte, war sie froh darüber. So ein seidiges, kleines Bündel warmen Lebens, sein Schnurren wirkte besser als jedes Wiegenlied.



»Wollen Sie weiterhin am Vierten geschlossen halten?« wollte Roscoe wissen.

»Worauf Sie sich verlassen können.« Sie schlug gerade Eier in das Bratfett. Sie fühlte sich wie neu geboren. Solch ein ausgiebiger

Nachtschlaf hatte schon etwas für sich. »Nicht einmal die Sklaven müssen am Vierten arbeiten.«

»Was werden Sie machen?«

»Mich auf meinen Garten stürzen. Der viele Regen hat ihn in einen Dschungel verwandelt.«

»Ich hör heute mit'm Rauchen auf.«

»Wurde auch Zeit«, brummte Sonny Lunt.

»Amen«, stimmte Pearl ihm zu.

Das Telefon klingelte, Pearl nahm den Hörer ab und ging zwei Schritte zurück in den Vorratsraum.

»Pearl«, sagte Reuben, während im Hintergrund eine Zeitung raschelte, »ich glaube, ich habe deine Sitzbänke gefunden. Ein Bursche in North Conway gibt einen Laden auf, an den ich mich erinnere. Die Sitzecken waren gemütlich, und der hat die Sachen in Ordnung gehalten. Woll'n wir sie uns heute nachmittag anschauen?«

»Na klar. Und, vielen Dank.«

»Kein Problem. Soll ich dich um halb vier von deinem Laden abholen?«

»Bis dann.«

Sie legte auf und sah hinüber zu dem leeren Platz, wo sie die Sitzbänke installieren lassen würde. Sie stellte sich vor, wie es aussehen würde, und bekam eine Gänsehaut. Es würde auch schön werden, heute nachmittag mit Reuben allein sein zu können, ungestört und privat. Sie würden miteinander reden können. Die Möglichkeit, die Dinge in Ordnung zu bringen, beruhigte sie.

David kam während einer Flaute im Tagesgeschäft. Er ging direkt um den Tresen herum in den Vorratsraum. Pearl drehte sich auf dem Absatz um, schoß hinter ihm her und prallte mit ihm zusammen, weil er plötzlich stehengeblieben war und sich umgedreht hatte. Jetzt mußte er nur noch die Arme um sie legen, so, als würden sie auf dem Schulhof *London Tower* spielen und sie sei die Gefangene. Es war unheimlich, wie er schon wußte, was sie tun würde, bevor sie sich überhaupt bewegt hatte, als probierten sie einen neuen Tanz miteinander aus.

Er sah sie über den Rand seiner Sonnenbrille hinweg an. »Hi.«

»Was habe ich dir gesagt. Du hast hier nichts zu suchen.« Sie bemühte sich, böse mit ihm zu sein. »Kannst du nicht lesen? Auf dem Schild steht ganz deutlich: »*Nur für Angestellte.*««

»Also, stell mich an.«

»Okay. Und jetzt bist du gefeuert. Raus.« Sie schüttelte seine Umarmung ab und zeigte zur Tür.

Er lehnte sich mit vor der Brust verschränkten Armen gegen einen Stapel Kisten. »Wie wär's, wenn wir heute abend zusammen ausgehen? Du ziehst dir ein hübsches Kleid an, und wir gehen Essen und ins Kino. Ich würde dich ja gerne zum Tanzen ausführen, aber es ist Dienstag und in den Tanzlokalen gibt es nur Musik aus der Konserve.«

»Wäre toll, aber ich kann nicht. Ich muß nach North Conway, um mir ein paar Sitzbänke anzusehen.«

David richtete sich gerade auf und stieß die Brille von der Nasenspitze zurück. »Mein Gott, erst war es ein toter Hund und jetzt sind es Sitzbänke. Irgend etwas muß ich wohl falsch machen.«

Sie stieß ihm mit der Spitze ihres Turnschuhs sanft gegen den Fuß. »Als kleine Eselsbrücke: Du stehst in meinem Vorratsraum, wo du nichts zu suchen hast, und du hältst mich von der Arbeit ab.«

»Roscoe kann doch wohl die drei Tassen da draußen gefüllt halten, ohne gleich außer Atem zu kommen.«

»Trotzdem...«, sagte Pearl, dann überlegte sie es sich. »Eigentlich hast du recht«, fügte sie lächelnd hinzu.

Sie gab der Tür einen kleinen Stoß, und sie fiel seufzend ins Schloß. Sie langte hinter sich und schob den Riegel vor.

Er lächelte und zog sie fest an sich.

David kam als erster wieder heraus. Er rückte seine Brille auf der Nase zurecht, setzte sich an den Tresen und schlug eine Zeitung auf.

Die letzten drei Kunden waren inzwischen gegangen, das Lokal war leer.

Roscoe schob ihm mürrisch einen vollen Becher hinüber, der dabei eine lange Kaffeespur auf dem Tresen hinterließ.

»Einen schönen guten Morgen, Roscoe.« David wandte den Blick nicht von seiner Zeitung.

Pearl kam heraus, entdeckte die Kaffeespur und wischte sie mit einer einzigen, geübten Bewegung weg.

»Was möchtest du haben, David?« fragte sie.

Sein flinker Blick über den Brillenrand reizte sie zum Kichern.

Dich, sagte seine tonlose Mundbewegung.

Sie fuhr sich mit der Zunge leicht über die Lippen, dann merkte sie, was sie da tat, und drehte sich hastig um.

Roscoe lehnte sich zu David hinüber und brummte: »Bist wohl schon satt, David?«

David ignorierte die Bemerkung. »Was macht deine Hündin, Roscoe?«

Roscoe lief rot an und schlurftte davon.

Pearl sah ihm nach, dann warf sie David einen fragenden Blick zu. David zuckte bloß mit den Achseln.

Roscoe war für den Rest des Tages eingeschnappt. Zuerst sah sie darüber hinweg, aber nach einer Weile begann sie, sich unwohl zu fühlen. Es machte die ganze Erregung kaputt, das Vergnügen an dem, was im Vorratsraum passiert war, und brachte das Unbehagen an die Oberfläche, das sie schon gespürt hatte, während sie es tat.

»Was ärgert Sie so?« fragte sie, als sie absperre.

Er explodierte. »Das wissen Sie verdammt gut. Sie verziehen sich mit diesem verdorbenen, hübschen Kerl in den Vorratsraum und glauben tatsächlich, ich kriege das nicht mit?«

Sie ließ ihn ein paar Sekunden lang Dampf ablassen, dann versuchte sie ihm so neutral es ging zu antworten. »Ich denke, Sie sollten sich um Ihre Angelegenheiten kümmern, Roscoe.«

Er schnaubte. »Aber es sind auch *nicht Ihre* Angelegenheiten. Das ist doch der Punkt. Ihre Sache wäre es, zu kochen und das Restaurant zu leiten. Wenn sie daraus ein Geschäft machen wollen, verwöhnen, reichen Bübchen einen zu blasen, dann sollten Sie es auf der Straße tun, wo so was hingehört.«

Ihr Gesicht wurde warm, und sie schämte sich beinahe der plötzlichen Wut gegen Roscoe, die in ihr hochstieg, dieses Aufbrausens von Rechtfertigungsdrang.

»Es tut mir leid.«

»Sie können verdammt noch mal von Glück sagen, daß ich nicht auf dem Absatz kehrngemacht habe und gegangen bin. Was zum Teufel ist in Sie gefahren, Frau? Ich weiß jedenfalls, *wer* in Sie gefahren ist. Er fährt ein kleines Spielzeugauto und findet das richtige Wort für alleinstehende Frauen, die sich den Kopf verdrehen lassen wollen.«

»Es ist nicht nur Davids Schuld. Ich trage mindestens genausoviel Schuld. Wir haben uns gehenlassen.«

»Ist mir scheißegal«, knurrte Roscoe. »Ist eure Privatsache. Nur, macht es nicht vor meinen Augen. Seien Sie so taktvoll, und treiben Sie's zu Hause in ihrem gottverdammten Schlafzimmer, und konzentrieren Sie sich hier auf Ihren Job. Jesus, Maria und Joseph, so etwas würde ich vielleicht von Reubens Töchterchen erwarten. Ihnen hätte ich weiß Gott mehr Verstand zugetraut.«

Sie nickte. In ihrem Hals hatte sich ein Kloß gebildet.

Roscoe ging mit steifen Schritten zu seinem Lastwagen zurück.

7

Reuben bog auf den Parkplatz.

Roscoe sah ihn an, sah zurück zu Pearl. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Ungläubigkeit, gemischt mit äußerster Verächtlichkeit.

Sie schwang sich in Reubens Wagen.

»Hi.« Sie hatte es mit etwas zu leiser Stimme gesagt.

Reuben sah sie prüfend an. »Stimmt was nicht?«

»Kleine Meinungsverschiedenheit mit Roscoe.« Sie knallte mit Entschiedenheit die Beifahrtür zu. »Meine Schuld.«

Reuben tätschelte ihr Knie. »Tut mir leid, das zu hören. Ich hoffe, es geht vorbei.«

Sie verschluckte sich und hustete. Reuben schlug ihr auf den Rücken.

»Ist schon okay«, sagte sie schließlich und schob ihn sanft von sich weg.

»Bist du sicher?«

Statt einer Antwort nickte sie mit dem Kopf.

»Schnall dich an.«

»Oh, richtig. Ich war mit meinen Gedanken woanders.«

»Die 302 ist voll verstopft mit Touristen, die mit achtzig Sachen unterwegs sind, um an die Plätze zu kommen, wo sie das Ferienende abwarten können. Dann müssen wir rüber nach New Hampshire, und was da erst los ist. Ich kann dir sagen. Da gibt's diese Spur in der Mitte, zum Wenden, und manchmal wollen da zwei Autos auf demselben Fleck in verschiedene Richtungen wenden. Und die Touristen aus Massachusetts nehmen diese Spur zum Überholen, wie übrigens auch den Seitenstreifen.«

Sie kicherte, dann merkte sie, daß er es ernst gemeint hatte.

»Vielleicht sollten wir den Bagger nehmen.«

Er schnaubte.

»Wie geht's Karen?«

»Ganz gut. Sie will zurück in den Anhänger.«

»Oh. Als sie sich neulich dieses Auto gekauft hat, hab ich gedacht, ich würde um nichts in der Welt wieder so jung sein mögen wie sie.«

Reuben nickte. »Und von mir glaubt sie, daß ich niemals so jung war. Tatsache ist, daß ich während der letzten drei Jahre auf der High School in dem alten Pferdestall gelebt habe, weil mein Vater mich aus dem Haus geworfen hatte.«

Pearl klatschte in die Hände und lachte. »Gab es dafür einen besonderen Grund?«

»Er haßte meine Musik. Ich habe mir einen alten Plattenspieler und eine gebrauchte *Gibson* gekauft. Die ganzen *Creedence*-Sachen konnte ich vor- und rückwärts.« Er mußte bei dieser Erinnerung über sich selbst schmunzeln.

»Ehrlich?«

»Ganz ehrlich. Der Alte stellte mich vor die Wahl, wobei er wohl glaubte, ich würde die Kälte im Winter niemals aushalten. Außerdem gab es außer einer Glühbirne keine elektrischen Leitungen in dem Pferdestall, also würde ich auch meinen Plattenspieler nicht benutzen können. Ich verlegte Leitungen in dem Stall und kaufte mir ein paar Verstärker. Aber ich sage dir, der Stall war im Winter kälter als die Titten einer Hexe.«

»Die Titten einer Hexe?« kicherte sie. »Wie kalt sind die?«

»Man soll sich Frostbeulen an ihnen holen. Ich werde mal jemanden fragen, der bei Barbara Bragg nachgefühlt hat, dann kann ich dir genauere Auskünfte geben.«

»Drei Jahre?« Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

»Mein Vater war ein dickköpfiger Mann.«

»Dein Vater war dickköpfig? Das muß ein dominantes Gen in deiner Familie sein.«

»Das ist es. Ich stamme von einer langen Reihe dickschädeliger Iren ab.«

»Lebt deine Familie noch?«

Reuben sah geradeaus auf die Landstraße, aber sie hatte das Gefühl, als sehe er etwas ganz anderes. »Nein. Mein Vater hatte einen

Jagdunfall. Irgendwie hat er es fertiggebracht, das Mündungsende seiner Winchester in seinen Mund zu bringen und sich ein großes Loch in den Hinterkopf zu schießen.«

Sie war entsetzt. »Mein Gott, Reuben.«

»Es ist schon lange her. Meine Mutter hat mir erzählt, er habe Knochenkrebs gehabt und es nur getan, damit die Krankenhauskosten die Familie nicht an den Bettelstab bringen würden. Vielleicht hat sie sich die Geschichte auch nur selbst eingeredet. Sie ist vor vier Jahren an einem Herzleiden gestorben.«

»Es tut mir so leid.« Pearl berührte sanft seinen Arm. »Eines Tages werde ich meinen Vater, Norris, hierher einladen. Du wirst ihn mögen.«

»Ich habe eine Schwäche für Väter, die von ihren Kindern immer noch geliebt werden. Ich würde ihn gerne nach seinem Geheimnis fragen.«

Sie nickte. »Norris war mir ein wunderbarer Vater, aber mit meinem Bruder Bobby ist er nie zurechtgekommen.«

»Das soll vorkommen.«

Plötzlich schoß wie ein Blitz etwas riesiges, rehfarbenes, Unwirkliches vor ihnen auf die Fahrbahn. Reuben trat mit aller Kraft auf die Bremse, und sie wurden beide nach vorne in die Sitzgurte geschleudert. Es war so groß, daß selbst Pearl es als einen jungen Elch identifizieren konnte. Das Tier sprang direkt vor der Schnauze des Lastwagens über die Straße und verschwand auf der anderen Seite wieder im Wald. Es war so riesig wie ein Brauereigaul, hatte aber die zarten Fesseln eines vollblütigen Rennpferds, und sogar vom Adel eines Arabers war etwas in seiner Haltung. Dicht auf seinen Fersen hechelte das ihnen wohlbekannte Apportierhündchen hinter ihm drein.

»Barbara hat sich wieder losgerissen«, sagte Pearl.

Reuben schüttelte den Kopf. »Darüber wird Roscoe sich gar nicht freuen.«

»Nein.«

Fünfunddreißig Minuten später bog Reuben auf den Parkplatz einer geschlossenen Imbißstube westlich von North Conway. Er schaltete die Zündung aus, stieg aus und kam um den Wagen herum, um ihr die Tür zu öffnen. Sie blieb einfach sitzen.

»Was ist, Pearl. Du bist ja ganz blaß.«

Sie lächelte schwach und glitt aus dem Wagen. Er mußte sie auffangen und gegen das Fahrzeug lehnen.

»Bring mich bitte nie wieder hierher, okay?«

»So schlimm war es doch gar nicht.«

Immerhin waren die Sitzbänke den qualvollen Trip wert. Genau, was sie gesucht hatte. Sie zahlte vielleicht ein bißchen zu viel, aber sie hatte schon so lange auf sie warten müssen und hatte Geld verloren, das sie jetzt wieder reinholen konnte. Sie würden sich in jedem Fall bezahlt machen.

Der Kuhhandel hatte eine Stunde gedauert.

Hinterher warf Reuben einen abschätzenden Blick auf die Bänke. »Mehr als zwei von denen krieg ich nicht auf meinen kleinen Laster. Da müßten wir ja ein halbes dutzendmal hin und her fahren. Wir brauchen einen Fuhrunternehmer.«

Er kannte jemanden. In fünf Minuten war alles arrangiert.

»Erledigt.«

Sie tauschte mit dem Vorbesitzer der Sitzbänke noch einen kräftigen Händedruck aus.

Draußen wurde sie von einem Gefühl der Leere überwältigt.

Reuben lenkte den Kleinlaster wieder auf den Heimweg.

»Danke«, sagte sie.

Er gab ihr einen Klaps auf das Knie. »Du mußt mir dafür ein Bier ausgeben.«

»Wie großzügig von mir.«

»Klar.«

Aber es kam nicht dazu. Er kaufte es sich selber. Er hielt am State-line Store und kam mit einem Sechserpack in einer Papiertüte wieder heraus. Er blieb an der Telefonzelle stehen und erledigte noch einen kurzen Anruf.

»Hab bei den Kindern angerufen«, sagte er beim Einsteigen. »Alles in Ordnung.«

Pearl öffnete ihre Handtasche, um das Portemonnaie herauszunehmen. Seine Hand schloß sich zunächst über der ihren und schloß dann die geöffnete Tasche.

»Ich bin an der Reihe«, protestierte Pearl.

Er schüttelte den Kopf. »Ich hatte doch nur Spaß gemacht. Du hast uns gestern mit Abendessen versorgt.«

Sie lehnte sich zurück und rollte mit dem Kopf über die Rückenlehne. Dabei stellte sie fest, wie verspannt Schultern und Hals waren. Völlig fertig wegen dieser blöden Sitzbänke. Sie lachte über sich selbst, ganz leise und tief unten in der Kehle.

»Reiß eines von diesen Miller's auf, ja?« sagte Reuben.

»Es ist verboten, mit einer offenen Bierdose zu fahren.«

»Ich bin nüchtern wie ein Richter, ich habe Durst, und ich habe gerade die Grenze zu New Hampshire überfahren, Pearl.«

Sie lachte, riß eine Dose auf und gab sie ihm.

»Nimm du auch eine. Hast sie dir redlich verdient.«

Er wartete auf sie, dann stieß er seine Dose gegen ihre. »Mögen deine Bänke immer gut gepolstert sein.«

»Hört, hört.«

Etwas später sagte sie: »Reuben, wir müssen miteinander reden.«

Er nahm den Blick von der Landstraße, um sie anzusehen. Dann kippte er sich das restliche Bier hinter die Binde und gab ihr die leere Dose. »Ich fahre dir zu schnell, stimmt's?«

Sie wollte nicht über seine Fahrweise reden. Sie atmete tief durch und schaute in den Wald hinterm Straßenrand. Jedes Haus, jede Farm, jeder kleine Laden war ein Fleck im dichten Grün der Bäume. Ganz unbestimmt konnte sie sich alles vorstellen. »Ja.«

»Gibst du mir bitte noch eine?«

Schweigend gab sie ihm eine Dose Bier, und er riß sie auf.

»Ich würde dich gerne an einen bestimmten Platz bringen«, sagte er.

»Wohin?«

»Das ist ein Geheimnis.«

Sie lachte. »Da kann ich nicht nein sagen. Jetzt gleich?«

»Ich hab den Kindern gesagt, daß es später wird.«

Sie nahm sich auch noch ein Bier.

Endlich bogen sie von der Hauptstraße ab auf eine Nebenstraße, später ging es auf schlecht asphaltierten, manchmal gar nicht asphaltierten Sträßchen weiter, auf denen sie noch nie gefahren war. Sie kannte sich nicht mehr aus. Ab und zu erhaschte sie einen Blick vom See, von Ferienhäusern und Campingplätzen. Ihr wurde klar, daß sie eine Campingstraße entlangfuhren. Schließlich kamen sie an eine letzte Kurve, fuhren von einem Feldweg auf eine Zufahrt, passierten eine Einfriedung und fuhren auf eine Lichtung. Verrußte Holzbalken

und ein offenes Kellerloch verunzierten den Platz. Riesige alte Kiefern um das abgebrannte Haus herum waren ebenfalls angekohlt, standen aber in voller Pracht. Selbst ein Fliederbusch gleich neben dem Fundament war grün und gesund. Die Blüte hatte er hinter sich, aber sein Blattwerk war voll und üppig.

»Wo sind wir?« fragte sie.

»Nodd's Ridge.«

In gespielter Verärgerung stieß sie ihm in die Seite.

»Das ist das frühere Russell-Haus«, sagte er.

»Einer deiner Kunden?«

»Nein. Walters Kunde. Aber ich war Feuerwehrhauptmann beim Brandeinsatz. War nichts zu machen. Als wir den ersten Wagen hier unten hatten, war das Haus schon geliefert. Es war Winter, und wir hatten einen bösen Sturm.«

»Also war der Platz verlassen? Niemand wurde verletzt?«

Er schüttelte den Kopf. »Liv Russell und ihr Junge waren hier. Sie wurde verletzt, ein paar andere Leute wurden getötet. Jeannie McKenzies Sohn und Stiefsöhne. Ich werde dir mal davon erzählen, wenn ich Lust habe, dir eine ganz böse Geschichte zu erzählen. Jetzt mag ich nicht.«

Er nahm sie bei den Schultern und führte sie an dem Jammerbild des ausgebrannten Hauses vorbei zum Seeufer. Es war Abendbrotzeit, und der See war verlassen. Die niedrige Wolkendecke tauchte den See in ein frühes Zwielflicht, wie alles andere wirkte er verschwommen. Es war die Farbe des Schiefers, das Wasser war bewegungslos, nur hier und da reflektierte es ein wäßriges Licht.

Ganz zwanglos begann Reuben sein Hemd aufzuknöpfen. Ihre Blicke trafen sich, und sie mußten beide lachen.

»Hier ist niemand«, sagte er. »Nur zu.«

Sie zogen sich ganz schnell aus und tauchten ins Wasser. Es war so kalt, wie sie erwartet hatte. Der Regen schien es noch etwas abgekühlt zu haben. Aber es fühlte sich wunderbar an.

Er tauchte hinter ihr auf und faßte sie um die Hüften. Sie schmiegte sich eng an ihn. Er bedeckte ihre Brüste mit seinen großen Händen und rubbelte mit den Daumen über die Brustwarzen.

»Damit kann man ja Glas schneiden.«

Sie versetzte ihm einen Stoß mit dem Ellbogen, daraufhin packte er sie bei der Gurgel. Dann umfaßte er wieder ihre Hüfte und zog sie

sanft unter Wasser. Sie ging mit einem glucksenden Lachen unter. Sie versanken beide, bewegten sich nur sehr sparsam, ließen ihre Augen sich an die Dunkelheit unter Wasser gewöhnen. Es war ein unheimlicher Moment, einfach so im Wasser zu treiben. Das Haar schwebte ihr um das Gesicht, Reuben erwischte eine Strähne davon mit den Zähnen und hielt sie ein paar Sekunden lang fest. Ihre Körperhaare plusterten sich flaumig auf, Pearl beobachtete, wie winzige Luftbläschen sich wie Perlen daran aufrehten. Reuben nickte in Richtung Oberfläche, und sie tauchten beide gleichzeitig wieder an der Oberfläche auf, gierig nach Luft schnappend. Sie schwammen ans Ufer, wo er sie in den Sand legte. Es war jetzt dunkel, und sie waren beinahe unsichtbar.

Er sah sich um und spitzte angestrengt die Ohren. »Hörst du irgendwo einen Hund?«

Sie schüttelte sich am ganzen Körper, halb vor Lachen, halb vor Kälte. »Nein. Aber vielleicht sollten wir auf ihn warten. Er könnte uns fehlen.«

»Du brauchst nur laut zu knurren und mir den Rücken zu zerkratzen.«

Er schlüpfte mit seiner Zunge in ihren Mund, und sie hieß ihn dort willkommen. Sie fühlte an ihrem Schenkel, wie er steif wurde.

Sie machte sich los. »Kriegst du da unten eine Gänsehaut?«

Er lachte und drückte ihr sanft die Beine auseinander.

»Du bist so warm, wie der See kalt ist. Wo du mich berührst, bist du so fließend wie der See und so allgegenwärtig, du gibst nach und tastest dich vor, alles in einem.«

Sie war überrascht. Reuben hatte auch eine dichterische Ader. Hört sich an, als hätte er bei David Nachhilfestunden genommen, dachte sie. Man sollte niemals ein endgültiges Urteil über jemanden fällen. Aber sie wurde von einer weiteren Verfolgung dieses Gedankens abgelenkt.

Ganz leise lachten sie miteinander, und er glitt in sie, als wäre sie der See.

DREIZEHNTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Sie war hundemüde, ließ sich ein wohlriechendes Bad einlaufen und legte sich träge in die Wanne, um sich einweichen zu lassen. Das Kätzchen, das sich offensichtlich einsam fühlte, war ihr ins Badezimmer gefolgt. Pearl warf ihm einen trockenen Schwamm zu, den die Kleine fröhlich über die Fliesen trieb. Ihre Krallen machten dabei ein trippelndes Geräusch auf den altmodischen keramischen Achtecken. Pearl fuhr mit der Hand durch den Schaum auf dem Wasser. Wie erzählt man einem Mann, daß man neben ihm noch einen anderen sieht – mit einem anderen ins Bett geht, um ehrlich zu sein –, wenn dieser Mann einem gerade vom Selbstmord seines Vaters berichtet hat und offensichtlich noch immer darunter leidet. Es wäre zumindest ziemlich unsensibel. Schließlich litt sie auch noch unter dem Tod ihrer Mutter. Außerdem wäre es ein nettes Dankeschön dafür, daß er genau das ausfindig gemacht hatte, was ihr zu ihrem Schnellrestaurant noch gefehlt hatte. Diese kleine Balgerei da draußen im Regen war vielleicht etwas zu exzessiv für ein nettes Dankeschön, aber sie war ja auch nicht so gemeint gewesen. Sie hatte irgendwie das Gefühl, daß der Druck ein wenig nachließ, ein Gefühl, daß sie über den Ausgang dieser Geschichte weniger Kontrolle hatte als über ihre Gefühle. Warum konnte nicht einer von den beiden sich als Scheißkerl erweisen und ihr so die Wahl leichtmachen? Es war alles so ermüdend, und sie wollte nicht darüber nachdenken.

Der Kauf der Sitzbänke hatte einen merkwürdigen Effekt auf ihr Denken. Es war, als wären die Maßstäbe wieder zurechtgerückt. Ihre Gedanken kehrten immer wieder zu diesen Sitzbänken zurück und jagten nicht ihren gespaltenen Gefühlen hinterher wie das Kätzchen auf den Badezimmerfliesen dem Schwamm. Beharrliche Probleme beschäftigten ihre Aufmerksamkeit: Würde sie die Trockenheit aus den alten, brüchigen Lederbezügen kriegen? Sollte sie auf den antiken Reiz und eine schnelle Amortisierung der Bänke setzen oder sich den Luxus einer neuen Polsterung leisten? Neues Leder würde viel Geld kosten. Sie hatte genügend Rücklagen und konnte es sich lei-

sten. Und außer Leder kam nichts anderes in Betracht – es war das Haltbarste, trotz der hohen Investitionskosten.

Die Bänke würden erforderlich machen, daß jemand an ihnen bediente. Sie und Karen hätten am Tresen genug zu tun, sie konnten ja sonntags nicht einmal auf Roscoe verzichten. Sie würde jemanden einstellen müssen, es sei denn, Roscoe hätte Lust, jeden Tag zu arbeiten, wenigstens halbtags. Es wäre unzumutbar, ihm eine geteilte Schicht anzubieten. Nein, sie mußte ihm gegenüber ein bißchen vorsichtig sein. Er war so schon wütend genug auf sie. Sie hatte sich ein paar dumme Sachen erlaubt. Aber darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken. Sie wollte über Leder nachdenken, über Metallstifte und über das satte Geräusch, das die Pistole des Polsterers macht, wenn sie das Kupfer in das Holz treibt.

Das Kätzchen hatte den Schwamm auf den Flur hinausgeschossen. Das Wasser war nur noch lauwarm. Sie zog den Stöpsel heraus und langte nach dem Handtuch.

Sie rief David aus ihrem Schlafzimmer an, wobei sie sich den Hörer zwischen Schulter und Kinn klemmte, um die Hände für ein wenig Pediküre freizuhaben. Es dauerte eine Weile, bis er an den Apparat kam.

»Ich bin's«, sagte sie.

»Hast du deine Bänke?«

»Ja. Das heißt, ich habe sie gekauft. Geliefert werden sie erst morgen nachmittag.«

Es entstand eine kurze Pause. »Dann bist du morgen angebunden?«

»Ich werde dabeisein müssen.«

Er stöhnte. »Okay, und wann darf ich dich wieder mal anbinden?«

»Ich liebe es, wenn du ordinär redest. Morgen nicht Morgen soll es aufklaren, und mein Garten schreit nach Arbeit.«

Er schlug vor, am Freitagabend ins Kino zu gehen, und sie willigte ein.

Sie ging im Morgenrock nach unten und warf sich auf das Liegebett. Wegen des Regens hatte sie den Tag schon seit einer Weile nicht zur Neige gehen sehen. Nicht ihr Fehler. Er hatte sich davongestohlen, heimlich, hinter den Wolken, die jetzt langsam aufzureißen begannen. Die Sonne schaute hindurch, auch wenn die Spitzen des Gebirges sie zu verdecken begannen.

Das Kätzchen sprang ihr auf den Schoß und rollte sich zusammen. Der Geruch nach Grün erfüllte die feuchte Abendluft. Ihr ungepflegter Garten wucherte üppig. Morgen, versprach sie sich selber. Das Telefon klingelte. Mit einem Seufzer stand sie auf, um es abzunehmen.

»Was tust du zu Hause?« fragte Bobbys Stimme. »Haben die Weiben dir für den Abend freigegeben?«

Sie hörte seinem Gelächter ein paar Sekunden lang zu, dann ließ sie den Hörer auf die Gabel fallen.

Es klingelte wieder.

»Ich kann auf deine Art Scherze heute abend gut verzichten, Bobby. Trotzdem vielen Dank.«

»Okay, okay. Ich werde so gut ich kann versuchen, ein braver Junge zu sein.« Er kicherte immer noch.

»Also?«

»Ich ruf ständig bei dir an, und immer meldet sich die verdammte Maschine. Du bist nie zu Hause.«

»Hinterlaß eine Nummer, dann ruf ich zurück.«

»Ich rede nicht mit Maschinen.«

»Das ist deine Sache. Ich schließe mein Telefon an eine Maschine an, und du erzählst mir dummes Zeug, um mich daran zu erinnern, daß du ein Schwarzer bist, weil ich es ja vergessen haben könnte. Wir sind also quitt.«

Er hörte auf zu kichern. »Warum besuchst du mich nicht in Philadelphia? Ich würde dein Gesicht gerne mal wieder sehen. Dann wüßte ich, daß es dir gut geht.«

»Mir geht es gut, Bobby. Aber ich kann hier jetzt nicht weg. Vielleicht im Herbst. Du könntest ja herkommen und mich besuchen.«

»Als du mit Johnny verheiratet warst, hast du auch immer gesagt, dir ginge es gut.«

»Ging's mir auch. Jedenfalls den größten Teil der Zeit.«

»Ja, ja, natürlich.«

»Bobby, ich kann schon selbst auf mich aufpassen.«

»Klar. Du kannst dich auch selbst zu Tode arbeiten. Ist es das, was du meinst?«

»Bobby!« Sie war wütend.

»Ich mach mir Sorgen um dich, das ist alles.«

»Und ich mach mir Sorgen um dich. Aber das paßt dir nicht, stimmt's?«

Er lachte. »Retourkutschen waren schon immer deine Stärke.«

»Ruf doch bitte Norris an«, bat sie ihn. »Es würde dich nicht umbringen, und ihn würde es glücklich machen.«

»Sei da nicht so sicher, Schwesterchen. Ich bin nämlich pleite. Paß auf dich auf, Kleines.«

❧ 2 ❧

Neuer Tag. Klare, saubere Luft, angenehm kühl. Sie fühlte sich ausgeruht. Die Sitzbänke würden vor dem Vierten installiert sein. Alles, was sie jetzt noch brauchte, war eine neue Arbeitskraft.

Roscoe erwartete sie. »Pearl, ich bin gestern vielleicht zu weit gegangen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie hatten ganz recht. Wenn ich bei mir angestellt wäre, dann hätte ich mich auf der Stelle gefeuert.«

Er schüttelte eine Zigarette aus der Packung und steckte sie sich in den Mundwinkel. Sein Streichholz flammte auf, sog gierig den Sauerstoff auf, und er nickte der Flamme und seiner Kippe zufrieden zu. Sie hatte ihm recht gegeben.

Karen fuhr vor.

»Was willst du denn hier?« fragte Pearl.

»Ich will wieder arbeiten. Der Doktor ist einverstanden.«

»Bist du sicher?«

Sie war absolut sicher. Und schließlich war ihr Dickschädel das Produkt eines dominanten Gens im Styles-Clan.

Um halb vier kamen die Sitzbänke, und Pearl drehte das Schild an der Tür von GEÖFFNET auf GESCHLOSSEN. Als Reuben und Sam eintrafen, um beim Abladen der Bänke zu helfen, erstarrte Karens Lächeln, als habe jemand auf einen Knopf gedrückt.

»Sie brauchen mich doch nicht mehr, oder?« murmelte sie.

Pearl schüttelte den Kopf, und das Mädchen schlüpfte hinten hinaus, als die Männer durch die Vordertür das Lokal betraten.

Sie sahen sie beide verschwinden, aber keiner von ihnen sagte ein Wort. Sie sahen sich nur an, und dann gingen sie hinüber zu dem Mann, der die Sitzbänke aus New Hampshire herübergekartt hatte, um sich mit ihm zusammen an die Arbeit zu machen. Roscoe stand

dabei herum und gab gute Ratschläge, die weder benötigt wurden noch erwünscht waren.

Es war viertel nach fünf, als die Bänke so standen, wie Pearl sie haben wollte. Sie verteilte Bierflaschen, damit man auf die Neuerung anstoßen konnte. Der Lastwagenfahrer schüttelte allen die Hände, akzeptierte ein diskretes Trinkgeld und machte sich auf den Heimweg.

Während der Mann seinen riesigen Möbelwagen in die Route 5 steuerte, bog ein alter, leichenwagengrauer Lincoln auf den Parkplatz. Das große Auto entließ einen erleichterten Seufzer, als der fette Mann, der es gefahren hatte, ausgestiegen war. Der Mann trug einen schwarzen Anzug mit schmaler, schwarzer Krawatte und eine runde, randlose Brille. Da es ein warmer Sommertag war, war er von seinem beinahe kahlen, sonnenverbrannten Schädel, über den er ein paar lange Haarsträhnen von links nach rechts gekämmt hatte, bis zu den feuchten Handflächen in Schweiß gebadet. Er schwitzte genauso heftig wie die anderen Männer nach ihrer harten Arbeit.

Pearl fiel die unnatürliche Stille auf, die auf einmal herrschte. Auf ihren Hockern am Tresen saßen Reuben, Sam und Roscoe da und sahen dem angestrengt schnaufenden, dicken Kerl mit der in sich versunkenen Aufmerksamkeit von Männern entgegen, die genau wissen, was gleich auf sie zukommen wird.

Der dicke Mann winkte ihnen müde zu und quälte sich die Stufen hinauf. Er hatte das Auftreten eines Totengräbers. Erst als er in die Innentasche seines Anzugs langte, wurde ihr klar, daß es sich um den Gerichtsvollzieher handelte, jemanden, der niemals gute Nachrichten brachte.

»Reuben«, sagte der Mann mit hohler Herzlichkeit, »Jonesy hat mir gesagt, ich würde Sie hier finden.«

Müde streckte Reuben die Hand aus, und der Mann übergab ihm das Schreiben.

Der Dicke machte auf dem Absatz kehrt und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Ein Profi, dachte Pearl erbost. Kein Mitleid, kein freundliches Wort, er wackelt einfach mit seinem fetten Arsch zurück zu seinem Lincoln und macht sich aus dem Staub, bevor noch jemand auf die Idee kommt, seine Wut über die schlechte Nachricht an ihm auszulassen.

Reuben schaute angewidert auf den Umschlag in seiner Hand, schlug ihn sich einmal gegen die offene Handfläche und riß ihn dann auf.

Pearl stellte fest, daß alle Flaschen leer waren, und sorgte für Nachschub.

Schweigend reichte Reuben seinem Sohn das Schreiben. Der Junge stellte seine Flasche ab, sah seinen Vater an und dann das Papier in seiner Hand. Reuben legte Sam den Arm um die Schultern und zog ihn näher zu sich heran. Schließlich faltete der Junge das Schreiben auseinander, las aber nur die ersten Zeilen, bevor er es zerknüllte und auf den Boden warf.

»Ich will diese ganze Scheiße nicht noch einmal durchmachen. Ich will nicht.« Er starrte seinen Vater an. »Eines Tages will ich ganz genau von dir wissen«, sein Atem stockte, seine Stimme zitterte etwas, »was zum Teufel du ihr angetan hast. Warum haßt sie uns alle so sehr?«

Er ging hinaus.

Reuben ging ihm nach.

Roscoe nahm das Schreiben auf, warf einen Blick darauf und gab es Pearl. Laura erhob wieder Ansprüche auf das Sorgerecht. Pearl strich den Brief gerade und steckte ihn wieder in den Umschlag.

Reuben und Sam standen draußen auf dem Parkplatz. Sie redeten leise miteinander, aber die Körpersprache verhieß nichts Gutes. Sam stand ganz verkrampft, hatte die Fäuste geballt. Reuben hatte dem Jungen die Hände auf die Schultern gelegt. Sam würde auf Reuben einschlagen, weil er nicht auf Karen oder seine Mutter einschlagen konnte. Auf einmal schien es aus dem Jungen herauszubrechen, er schüttelte Reubens Hände ab. Der Junge war wütend und völlig aus dem Gleichgewicht. Reuben wich dem Schwinger seines Sohnes ohne Schwierigkeiten aus. Er packte Sam wieder bei den Schultern, warf ihn gegen die Seite des Lastwagens und hielt ihn dort fest. Sam wehrte sich nur einen Moment lang, dann sank er in sich zusammen. Reuben trat zurück und ließ ihn los. Der Junge wandte sein Gesicht dem Lastwagen zu, die Schultern hoben und senkten sich. Reuben ließ ihn stehen und kam wieder herein.

Sie reichte ihm den Umschlag, den der Gerichtsvollzieher gebracht hatte. »Es tut mir so leid.«

»Ich möchte mit dir reden.« Er deutete auf die Tür zum Vorratsraum.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte sie zu Roscoe und folgte Reuben in das Lager.

Sie ließ sich ihm in die Arme fallen, und er hielt sie ein paar Sekunden lang fest. Sie blieben nur diesen Augenblick. Später sah sie ihm nach, als er zusammen mit Sam davonfuhr.

Roscoe trank das Bier aus, das Reuben übriggelassen hatte. »Man darf nichts verkommen lassen.«

Er trank noch ein paar, während sie die Bänke hin und her schoben, und langsam machte es sich bemerkbar.

Pearls Kehle war trocken und eng. Ein ordentlicher Schluck Bier schaffte Abhilfe.

Roscoe saß da und beobachtete sie. »Mit dem gehen Sie auch ins Bett.«

Er hatte es gar nicht erst als Frage formuliert. Pearl antwortete auch nicht. Sie trank ihr Bier aus und steckte die leere Flasche in den Kasten.

Roscoe gackerte los. »Warum, zum Teufel, sollten Sie den Jungen auch auslassen, Pearl. Die haben ja noch nicht genug Sorgen.«

»Roscoe, gehen Sie nicht zu weit.«

»Oh, ich gehe nicht weit. Sie sind diejenige, die mit Stöckelschuhen in Kuhscheiße rumstolziert.«

»Gehen Sie nach Hause, Roscoe.«

»Ach, Mist. Darf ich nicht noch ein bißchen hierbleiben, damit ich sehe, wen Sie als nächsten in den Vorratsraum bitten? Es fängt gerade an, interessant zu werden.«

Pearl schlug die Vordertür zu und schob den Riegel vor.

Roscoe glitt von seinem Hocker herunter, nahm seine beiden leeren Bierflaschen vom Tresen und trollte sich kichernd durch den Hinterausgang.

Pearl setzte sich auf einen der Thekenhocker und schaute sich ihr Restaurant an. Es gab keinen leeren Platz mehr, alles war ausgefüllt mit Sitzbänken, die die Anzahl der Sitzplätze verdoppelten. Sie mochte den Geruch der alten Lederpolster. Aber der Raum kam ihr auf einmal viel kleiner vor. Wie ihr ganzes Leben war er aufgefüllt worden, so, wie sie es sich vorgestellt hatte, und eben doch nicht so. Die Wirklichkeit ist nie so, wie man sie erwartet, es ist nicht mög-

lich, alle Einzelheiten genau vorherzusehen. Sie hatte sich nicht vorgestellt, daß die Tische so leer aussehen würden. Sie hätte sehr glücklich sein sollen, statt dessen war sie müde und beunruhigt. Sie warf einen letzten Blick in die Runde. Sie würde Norris anrufen und es ihm genau beschreiben.

❧ 3 ❧

In ihrem Garten wucherte das Unkraut. Entschlossen, ihn vor Einbruch der Dunkelheit in einen besseren Zustand zu bringen, nahm sie die Arbeit gutgelaunt in Angriff, mit einer Thermoskanne voll eiskalten Tees und einem Walkman. Begeistert über die frische Luft im Garten hüpfte und tollte das Kätzchen um sie herum, jagte hinter Schmetterlingen und Libellen her und hopste ab und zu auf die Häufchen von Unkraut, die neben Pearl immer größer wurden. Immer wenn Pearl für einen Schluck Tee oder ein kräftiges Strecken ihrer Glieder die Arbeit unterbrach, sah sie nach dem Kätzchen, weil sie nicht wollte, daß es in den Wald oder hinunter zur Landstraße lief. Aber das Kätzchen blieb in ihrer Nähe. Ein leichter Abendwind kam auf, Pearl fühlte seinen kühlen Atem. Sie streckte sich, nahm noch einen Schluck Tee und lobte sich für das, was sie bereits geschafft hatte.

Das Kätzchen buddelte ein kleines Loch in die lockere Erde auf der entfernten Seite des Gartens. Auf einmal kam vom Friedhof her ein wildes Gebell. Das Kätzchen miaute und versteifte sich, das Fell entlang der Wirbelsäule stellte sich auf. Pearl stürzte auf die Kleine zu, aber das Kätzchen war bereits in Bewegung, ein Bündel Fell, das auf das rettende Gebüsch zuschoß. Pearl stolperte und fiel zwischen den jungen Erbsen auf den Bauch. Der Jagdhund bellte und jaulte. Stöhnend rollte Pearl sich auf den Rücken und starrte hinauf in den wolkenlosen Abendhimmel. Die Hündin fegte bei der Verfolgung des Kätzchens direkt über sie hinweg, erwischte sie an mehreren Stellen mit ihren Krallen, als Pearl sich in automatischer Selbstverteidigung auf die Seite rollte.

»Scheiße!« schrie sie ins Erdreich hinein und hatte prompt den Mund voller Dreck.

Der Jagdhund war schon verschwunden.

Pearl setzte sich auf, spuckte Erde und Speichel und sah, wie das Hündchen wie ein wildgewordener Handfeger die Verfolgung der kleinen Katze in den Wald hinein fortsetzte. Sie stand auf und wischte sich den Dreck von den Kleidern. Hinter sich hörte sie das Rascheln von Gräsern und fuhr herum. Evvie Bonneau kam mit Riesenschritten vom Friedhof herunter auf sie zu.

»Alles in Ordnung?« rief Evvie herüber.

Pearl nickte.

Evvie trug einen Revolver im Hüfthalter. Sie hatte eine Leine über der Schulter hängen, und in einer Hand trug sie obendrein noch eine langläufige Flinte. Alles, was Pearl über Gewehre wußte, war, an welchem Ende die Ladung herauskam, aber das Ding, das Evvie Bonneau da mit sich herumschleppte, wirkte so wenig bedrohlich, ja beinahe hygienisch, daß Pearl auf den Gedanken kam, da könnte ein Beruhigungsmittel anstelle einer Kugel herauskommen.

Die kleine Frau machte eine mitleidige Kopfbewegung in Richtung der Stelle, wo die Katze und der Hund verschwunden waren. Gleich anschließend warf sie einen musternden Blick über Pearl und schien zufrieden, keine äußeren Verletzungen entdecken zu können.

»Haben Sie das gesehen?« fragte Pearl. »Der Köter hat mein Kätzchen in den Wald gejagt.«

»Die Töle ist vor mir geflüchtet. Dann hat sie das Kätzchen entdeckt. Das Kätzchen wird den Weg aus dem Wald zurück schon ganz von alleine finden. Wenn ich sie trotzdem irgendwo entdecken sollte, bringe ich sie Ihnen wieder.«

»Danke.« Pearl bemerkte, daß Evvie schwitzte und erschöpft aussah. »Möchten Sie vielleicht einen Eistee oder ein Bier?«

Evvie lächelte sie an. »Wenn es Ihnen keine Umstände macht. Den gottverdammten Köter fange ich heute abend sowieso nicht mehr ein.«

»Also, kommen Sie rein.«

Pearl spülte sich über dem Waschbecken den Mund, dann holte sie zwei Flaschen Miller's aus dem Kühlschrank. Die beiden Frauen öffneten die Flaschen und tranken direkt aus ihnen.

»Auf den Untäter«, sagte Evvie.

Pearl hob ihre Flasche. »Amen.«

»Soll ich ihnen ein bißchen Jod auf die Kratzer tun?«

Pearl sah sich ihre Arme an, wo die Krallen des jungen Hundes Schwielen aufgeworfen hatten. »Ich glaube, es wäre besser.«

Warmes Wasser und Seife taten gut, aber das Desinfektionsmittel brannte, als Evvie es auf die Wunden strich, und Pearl konnte ein Zucken nicht unterdrücken.

»Scheiße«, murmelte sie.

Evvie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sie summtte völlig falsch eine Melodie vor sich hin, als sie die rötlichgelben Streifen auf Pearls Arm malte. »Das Hemd aus. Sie haben einen bösen Kratzer quer über das Schlüsselbein.«

»Also gut.«

Mit sanftem Druck reinigte Evvie zwei längere, tiefere Striemen, die am Schlüsselbein begannen und über Pearls linke Brust bis zur Achselhöhle liefen. »Das wäre morgen entzündet.«

»Ich weiß.« Pearl zog eine Grimasse, als das Desinfektionsmittel seine Wirkung tat.

Evvie trat einen Schritt zurück und bewunderte ihre Arbeit. »Mit solchen Kratzern ist nicht zu spaßen. Wenn sie sich entzünden, dann tut Ihnen der Arsch wirklich weh.«

»In diesem Fall wohl eher die Titten.« Pearl zog ihr verschwitztes, schmutziges Hemd wieder an.

Evvie lachte und nahm ihre Bierflasche zur Hand. »Früher oder später werde ich sie erwischen. Ich oder die Mountain Police. Ich werde sie erschießen müssen, und ich würde es gerne aus der Nähe tun.«

Pearl hätte beinahe ihr Bier fallenlassen. »Erschießen? Müssen Sie das wirklich?«

»Sie hat sich eines von Partridges Lämmern geholt. Wenn es erst einmal soweit gekommen ist, gibt es kein Zurück mehr.«

»Oh.« Pearl setzte sich hin und schob Evvie mit dem Fuß einen Stuhl am Tisch zurecht. »Das finde ich aber wirklich schlimm.«

»Ich auch.« Die Frau setzte sich und streckte ihre Beine von sich. Sie bewunderte die Falten in ihrer Uniformhose und zupfte sie zurecht. »Ich mag es nicht, aber besser es tut jemand, der was davon versteht.«

»Glauben Sie, der Hund könnte dem Kätzchen was tun?«

Evvie kicherte. »Das Kätzchen sitzt längst auf irgend 'nem Baum. Ganz oben. Wahrscheinlich kommt es vor morgen früh nicht wieder runter.«

»Sie ist es nicht gewöhnt, draußen zu sein. Ich halte sie im Haus.«

»Katzen sind zäh. Machen Sie sich keine Sorgen.« Evvie sah sich ungeniert in der Küche um. »Hübsch. Und einen schönen Garten haben Sie da draußen. Furchtbar, wie dieser Regen das Unkraut schießen läßt. Ich selber habe nur noch Tomaten und Erbsen angepflanzt. Und 'n paar Blumentöpfe.« Evvie schaute jetzt auf den Boden ihrer Flasche. »Eigentlich bin ich ganz froh, in Ruhe mit Ihnen reden zu können. Ich wollte Ihnen nämlich noch sagen, daß sie ganz beruhigt sein können. Über die Szene im Erdbeerfeld neulich wird kein Wörtchen über meine Lippen kommen. Ich bin keine Klatschbasse.«

Pearl lachte. »Vielen Dank.«

Evvie zuckte mit den Achseln. Sie sah Pearl direkt in die Augen. »Ich kann mit Männern nicht viel anfangen, aber Reuben ist einer von der anständigen Sorte. Eine Verwendung hätte ich natürlich auch für sie, und daß dieser eine so lange auf der Ersatzbank saß, ist eine kriminelle Verschwendung. Mich hat er nie angeguckt. Ich bin nun mal nichts Besonderes, und außerdem weiß er, daß ich meinen letzten Kerl um die Ecke gebracht habe, und das macht einen Mann auch nicht gerade an. Aber ich bin froh, daß ihn jetzt eine kriegt, und daß er es endlich dieser langweiligen Kuh heimzahlt, mit der er mal verheiratet war.«

Pearl merkte, daß ihr der Mund offenstand, und sie mußte erst einmal einen kräftigen Schluck Bier nehmen. Sie hatte am ganzen Körper Gänsehaut, ein eisiges Erschauern konnte sie gerade noch unterdrücken.

Evvie trank ihre Flasche leer und lachte. »Hab ich sie schockiert?«

Pearl zuckte mit den Achseln. »Ich habe noch niemals zuvor ein solches Geständnis gehört.«

Evvie stand auf. »Ich bin nicht davongekommen, meine Liebe. Ich lebe seitdem in der Hölle, und ich werde noch dafür brennen, wenn ich längst tot bin. Aber glauben Sie bloß nicht, daß ich die einzige Mörderin bin, die frei rumläuft. Viele Leute kommen davon, wenn damit gemeint ist, daß sie nicht ins Zuchthaus wandern.«

Pearl trank den letzten Schluck aus der Flasche. »Möchten Sie noch eine?«

Evvie lachte. »Klar.«

Nachdem die nächsten Flaschen geöffnet waren, fuhr sie fort: »Ich war jetzt wegen der verdammten Töle mehrmals bei Roscoe draußen.«

»Wahrscheinlich war er in letzter Zeit deshalb so guter Laune.«

»Vielleicht. Ich habe ihm ein Bußgeld auferlegt, und damit hat sich's. Es ist jetzt nicht mehr seine Sache. Wegen des toten Lamms.«

»Ich habe gehört, hier in der Gegend soll es Kojoten geben. Könnte es nicht auch einer von denen gewesen sein?«

»Ansel hat die Hündin erwischt, wie sie an den Knochen rumgekau hat. Es ist natürlich möglich, daß sie das Lamm nicht umgebracht, sondern nur den Kadaver gefunden hat, aber jetzt ist sie auf den Geschmack gekommen und wird mehr haben wollen.«

»Ach so.« Pearl setzte sich wieder hin. Sie wurde langsam müde.

»Egal, jedenfalls trinkt Roscoe zuviel.« Evvie machte eine herablassende Handbewegung. »Er hat schon immer ziemlich regelmäßig getrunken, und es hat ihn nie von der Arbeit abgehalten oder von den anderen Dingen, die diese alten Knacker sich so angewöhnen, wenn ihre Frauen erstmal unter der Erde sind. Aber ich habe das Gefühl, daß es schlimmer geworden ist.«

»Mir ist nichts aufgefallen. Er arbeitet gut.«

Evvie zuckte mit den Achseln. »Vielleicht ist es nur, weil er Jack vermißt und er sich auf diese Weise trösten muß.«

Sie trank das zweite Bier schnell aus und stand auf. »Haben Sie vielen Dank. Möchten Sie mal einen jungen Hund haben?«

Pearl schüttelte den Kopf. »Ich hatte noch nie einen Hund. Ich mag nichts haben, was ich an eine Kette legen müßte.«

Evvies wettergegerbtes Frettchengesicht hellte sich vor offener Bewunderung auf. »Sie sind wirklich von einer ganz besonderen Sorte, Lady. Die meisten Leute müssen sich entweder selbst eine Kette um den Hals legen oder andere damit erwürgen. Alles Gute, und nochmals vielen Dank für das Bier.«

Pearl lehnte sich gegen den Türrahmen und sah der zähen, kleinen Frau nach. Da hatte sie doch gerade mit einer Mörderin zwei Flaschen Bier geleert und sich nie zuvor im Leben sicherer gefühlt. Es gab wohl mehr als einen merkwürdigen Artgenossen in diesem

Städtchen. Sie wußte nicht genau, wer eigentlich verrückter war, Evvie Bonneau oder sie selbst, weil sie diese kleine Frau mochte, die die Gemeinde zu ihrer Beauftragten für den Tierschutz gemacht hatte.

Pearl ging zurück in den Garten, um ihre Arbeit zu beenden. Sie hielt immer wieder nach dem Kätzchen Ausschau, aber es kam in dieser Nacht nicht zurück.

❧ 4 ❧

Sie war gerade dabei, in der Badewanne einzuschlafen, als ein kräftiges Klopfen an der Hintertür sie wachrüttelte. »Pearl«, rief Reubens Stimme vom unteren Treppenabsatz.

Sie setzte sich auf und langte nach dem Handtuch. »Bin im Bad.«

Er nahm zwei Stufen auf einmal und guckte zur halboffenen Badezimmertür herein. »Ich mußte dich einfach sehen.« An seinem unsicheren Stand, dem Verschlucken der Silben und dem Hopfengeruch im Atem erkannte sie unzweifelhaft, daß er angetrunken war.

Sie mochte seine Bierfahne. »Zum Wohle.«

»Gleichfalls.«

Er nahm ihr das Handtuch aus der Hand, hielt es ihr auf, und sie stieg aus der Wanne. Er wickelte sie in das Handtuch ein und nahm sie auf den Arm.

Sie fühlte sich wie ein kleines Mädchen auf Vaters Arm. Allerdings hatte ihr Vater sie nie aus dem Badezimmer getragen. Als Norris ihre Mutter geheiratet hatte, war sie schon ein viel zu großes Mädchen gewesen. Sie schloß die Augen und schmiegte sich an ihn.

Er legte sie auf ihr Bett und setzte sich neben sie, um ihr die Haare zu frottieren. Sie hatte Gänsehaut am ganzen Körper.

Er nahm ihre Arme und untersuchte die Kratzer. »Was ist passiert?«

Pearl lachte. »Roscoes Jagdhund. Ist im Garten über mich hinweggestürmt. Er hat das Kätzchen in den Wald getrieben.«

»Nutzloser Köter. Hast du es desinfiziert?«

»Evvie Bonneau hat's gemacht. Sie war dem Hund auf den Fersen. Offensichtlich hat er ein Lamm gerissen oder an einem geknabbert, das von einem Kojoten erwischt wurde.«

Reuben nickte und fuhr sanft an dem Kratzer über ihrem Schlüsselbein entlang. »Dann muß sie ihn erledigen. Tut's sehr weh?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Und bei dir?«

Er zog sich gerade die Schuhe aus. »Was meinst du?«

»Tut's sehr weh?«

Er lächelte, schwang die Füße aufs Bett und schmiegte sich an sie.

»Ganz verflucht.«

Ein paar Augenblicke später rollte er von ihr weg. »Ich hab zuviel getrunken. Tut mir leid, aber wenn, dann will ich dich richtig.«

Er ging nach unten und kam zurück mit zwei Flaschen, die er sich zu öffnen anschickte. Er bot ihr eine an, aber sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe es geschafft, Karen genau so lange Sicherheit zu garantieren, wie Spearins Knochen brauchen, um wieder zusammenzuwachsen. Zu wenig, zu spät. Und Laura hab ich genau das in die Hand gegeben, was sie brauchte.«

»Spearin hat keine Anzeige gemacht. Das Gericht kann dir doch deine Kinder nicht wegen eines Zwischenfalls wegnehmen, der nicht einmal eine Anklage nach sich zieht.«

»Ich weiß es nicht. Das Gericht kann tun, was es will. Das Lustige an einer Scheidung ist, daß man hinterher feststellt, daß einem seine Kinder gar nicht gehören. Sie gehören deiner Ex-Frau und dem Gericht.«

»Und? Meinst du, sonst würden sie auf immer und ewig dir gehören?«

Er küßte ihr den Nacken. »Natürlich nicht. Ich meine ja auch nur, daß dir auf einmal klar wird, wie viele Leute in deinem Leben und dem deiner Kinder was zu sagen haben. Das überlegst du dir nicht, wenn du Babys produzierst.«

»Warum will sie die Kinder eigentlich haben?«

»Will sie gar nicht. Sie sammelt nur Punkte. Egal. Sie wird sie sowieso nicht kriegen. Der Rechtsanwalt hat gesagt, Karen sei ohnehin unabhängig und für sich selbst verantwortlich. Ich habe sie schon vor langer Zeit verloren, Pearl. Laura wird Sam zugesprochen kriegen, aber er wird schon wieder weg sein, sobald der Urteilspruch rechtskräftig ist. Er ist groß für sein Alter, er geht für achtzehn durch. Ein kräftiges Kind kann für sich selbst sorgen. Er wird davonlaufen.«

Pearl verdrehte den Kopf, um Reuben ins Gesicht sehen zu können.

»Woher weißt du das so genau?«

»Sein Kumpel hat es mir erzählt. Josh sagt, er wolle mit ihm gehen.«

»Und du kannst sie nicht aufhalten?«

»Wie denn? Ich bin froh, daß Sam wenigstens einen guten Freund hat. Josh ist ein Jahr älter, er hat einen Führerschein. Ein paar Jahre auf der Landstraße werden ein Heidenspaß für die beiden sein, und wenn sie zurückkommen, sind sie erwachsen und vielleicht sogar bereit, aufs College zu gehen.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich werde ihn fürchterlich vermissen.« Reuben legte den Arm unter ihre Brüste und zog sie wieder hoch zu sich. »Egal, wie es auch ausgeht. Ich habe meine Kinder verloren. Du hast Sam ja heute gehört. Er ist im Herzen überzeugt davon, ich müsse Laura einen Grund dafür geliefert haben, daß sie diesen Familienkrieg endlos fortsetzt.«

»Reuben, warum erzählst du ihm nicht, daß seine Mutter« – sie dachte daran, wie Evvie Bonneau Laura genannt hatte – »ein trauriges Miststück ist, das nicht weiß, wie es sich helfen soll.«

Er schwieg einen Moment lang. »Ich will dieses Spiel nicht mitspielen, und meine Ex-Frau in den Dreck ziehen. Immerhin ist sie seine Mutter. Wir haben ihn zusammen produziert, haben Karen und meinen Ältesten im selben Bett, im selben Haus gezeugt. Ich will nicht alles auf sie schieben. Sie hätte mich nicht verlassen, wenn ich der Mann gewesen wäre, den sie sich gewünscht hat.«

»Du bist genauso hart zu dir, wie Karen und Sam es sind.«

Er zog sie noch fester an sich. »Hast du was dagegen, wenn ich zu dir jetzt auch ein bißchen hart bin? Ich glaube, ich bin doch nicht so daneben, wie ich vorhin dachte.«

Sie lachte und kuschelte sich in seine Arme.

❧ 5 ❧

»Aufwachen, Pearl. Sie haben verschlafen.« Karen schüttelte sie wach.

Pearl setzte sich erschrocken auf. Reuben war gegangen, aber überall lagen leere Flaschen auf dem Boden. Sie sprang aus dem Bett.

»Ich werde aufschließen«, sagte Karen.

»Die Schlüssel liegen auf dem Küchentisch.«

Karen verabschiedete sich mit einem strahlenden Lächeln und verschwand über die hintere Treppe.

Schon wieder eine eilige Dusche. Sie warf sich in die nächstbesten, einigermaßen sauberen Kleidungsstücke und schlüpfte in ein Paar Sandalen. Sie blieb noch schnell stehen, um sich etwas Parfüm hinter die Ohren zu streichen, da entdeckte sie im Frisierspiegel die beiden Kopfkissen auf ihrem Bett. Ganz offensichtlich waren beide Kissen eingedrückt. Reuben war Gott sei Dank nicht zu betrunken gewesen, um an die Möglichkeit zu denken, Karen könnte heute morgen als erste hier reinschauen, also war er gegangen. Aber sie hätte nicht sagen können, wann das war. Ihre Erinnerung war nur sehr unbestimmt, eigentlich erinnerte sie sich nur daran, daß es gegen Morgen weniger warm im Bett gewesen war.

Nachdem er ein eiliges Frühstück runtergeschlungen hatte, band Roscoe sich die Schürze um. Er wollte ganztags arbeiten, bis sie eine neue Kraft eingestellt hätte, dann konnte Karen die neuen Sitzecken bedienen.

Pearl hängte ein Schild ins Fenster: MITARBEITERIN GESUCHT.

Gegen Mitte des Vormittags leerte sich das Lokal, nur Sonny Lunt blieb sitzen – er mußte einen Kater ausdünsten – und die McKenzies. Als Walter sich erhob, um zu gehen, blieb Jean noch auf ihrem Platz.

»Ich komme gleich nach, Dad.« Jean McKenzie griff entschlossen nach ihrer Handtasche. Sowie ihr Vater aus der Tür war, lehnte sie sich über den Tresen und flüsterte: »Pearl, ich wäre interessiert an dem Job.«

Pearl hätte beinahe den Teller fallenlassen, den sie Karen gerade rüberreichen wollte.

Jean klimperte mit den Augendeckeln und errötete heftig. »Ich habe zwar keinerlei Erfahrung, aber...«, ihre Fingerkuppen – die Nägel hatte sie abgekau – bohrten sich in das Leder ihrer Handtasche und verschmierten es, »... ich könnte es ja lernen.« Sie sah hoch und begegnete Pearls Blick ohne auszuweichen. Sie hatte sich die dünnen Lippen über deren Ränder hinaus mit Lippenstift verschmiert und hatte auf diese Weise dort Bogen vorgetäuscht, wo gar keine waren. Die Augenbrauen hatte sie sich vollständig ausgezupft und künstlich nachgezeichnet, mit mächtigen überraschenden Schwüngen weit über deren natürlicher Wölbung. Aber es lag ein Trotz in ihrem

Blick, eine Dickköpfigkeit, die diesem lächerlichen Make-up entgegenwirkte und ihr trotz allem eine gewisse Würde bewahrte. »Ich bin eine verdammt harte Arbeiterin, Pearl.«

Pearl nickte und wischte sich die Hände an der Schürze ab. »Könnten Sie um halb vier noch mal vorbeikommen? Dann können wir darüber reden.«

Jetzt begannen Jeans Nerven zu flattern. Sie stolperte bereits rückwärts gegen den Ausgang zu und sagte: »Ja, natürlich. Natürlich kann ich das.«

Roscoe starrte ihr nach. »Joseph, Maria und Jesus.« Er verdrehte die Augen und starrte an die Decke. »Klimakterischer Schwachsinn.«

Sonny Lunt kicherte. »Deine letzte Chance, Roscoe.«

Pearl warf Sonny einen strengen Blick zu, und sein Gesicht wurde gleich wieder ernst. So mancher Lehrer dürfte sich noch an diese blitzschnelle Wandlungsfähigkeit von Sonnys Gesicht erinnern, dachte sie.

»Deine Chance, Sonny«, sagte Roscoe. »Ich hab mit dem ganzen Unfug nichts mehr im Sinn.«

»Du bist böse, Roscoe«, warf Karen ein, die gerade vorbeikam. »Jean hatte es furchtbar schwer.«

»Das kann man von jedem sagen, der durch diese Tür kommt«, erwiderte Roscoe geheimnisvoll. »Wenn ich's mir genau überlege, vielleicht wäre es sogar ein Segen, so 'ne stillgelegte, alte Muschi hier rumlaufen zu haben.«

»Würde zu dir passen, was, Roscoe?« flachste Sonny. Er lehnte sich über den Tresen. »Du bist schon ein komischer Kauz, alter Mann. Wenn ich hinter dem Tresen stünde, ich würde nicht die ganze Zeit rummeckern, das kann ich dir sagen. Ich würde Pearl und Karen ständig im Weg rumstehen, weil ich wegen dem Ding zwischen meinen Beinen nicht mehr laufen könnte. Ich würde jede Überstunde machen, die ich ergattern könnte.«

»Wenn das ein Kompliment sein sollte, Sonny«, sagte Pearl trocken, »dann danke ich Ihnen.«

Karen streckte ihm die Zunge raus.

»Oh, Jesus«, stöhnte er. »Mach das noch mal, Karen. Ich halt's kaum aus.« Mit einem donnernden Lachen stampfte er zur Tür.

Draußen hörte man das Quietschen von Bremsen, und der schwarze Jagdhund schoß vor dem Lokal vorbei.

»Wo wir gerade von läufigen Hündinnen sprechen«, sagte Roscoe.

Pearl schlug mit dem Handtuch nach ihm. »Halten Sie jetzt endlich Ihr Schandmaul.«

»Sie müssen ganz ruhig sein. Wenn ich bedenke, was Sie alles ins Maul nehmen«, schrie Roscoe.

Sonny blieb an der Tür noch einmal stehen. Er stand mit offenem Mund da und starrte Pearl und Roscoe an.

Karen hätte beinahe die schmutzigen Teller fallengelassen, die sie auf einem Tablett stapelte.

Roscoe war in voller Fahrt, Flüche und Verwünschungen sprudelten ihm aus dem krebsroten Gesicht.

Pearls Hand griff ganz automatisch nach Sonnys letzter Tasse. Sie schüttete Roscoe den kalten Kaffee ins Gesicht.

Als ihm der Kaffee über den Kopf lief, schwieg er prustend still.

Pearl warf die Arme um die Schultern des alten Mannes. »Mein Gott, Roscoe, es tut mir leid.«

Er stieß ihre Arme weg. »Leck mich doch am Arsch. Du bist nicht besser als jede Hure.«

Er schnappte sich ein Handtuch, wischte den Kaffee aus seinem Gesicht und stürmte hinter Sonny her nach draußen.

Sonny zögerte einen Moment, dann kehrte er um und ging auf Pearl zu. Er zog ein großes Baumwolltaschentuch aus der Tasche und tupfte ihr die Tränen vom Gesicht. »Machen Sie sich nichts draus, Pearl. Dem alten Drecksack ist der Arsch schon so zugewachsen, daß die ganze Scheiße zum Maul rauskommt.«

Pearl schneuzte sich in sein Taschentuch, dann platzte sie plötzlich heraus vor Lachen. »Ach Sonny, eigentlich bin ich der Drecksack.«

Er wußte nicht, warum sie das so komisch fand, aber vorsichtshalber lachte er mit.

Pearl ging nach hinten, um das Gesicht zu waschen. Als sie zurückkam, belud Karen gerade die Geschirrspülmaschine.

»So wütend habe ich ihn noch nie gesehen«, sagte das Mädchen. »Was hat er denn bloß damit gemeint?«

»Das spielt doch keine Rolle. Es tut mir leid, daß ich die Beherrschung verloren habe.«

»Jetzt hören Sie aber auf. Roscoe war schon immer ein alter Miesmacher mit einem dreckigen Schandmaul. Ich würde ihn raus-schmeißen, wenn er so mit mir reden würde.«

Pearl schüttelte den Kopf und machte sich daran, den Kaffee vom Boden aufzuwischen.

»Ich werde Ihnen noch was erzählen«, sagte Karen, »dieser alte Drecksack hat mir die Trinkgelder geklaut.«



Als Pearl endlich ihren Laden für diesen Tag zumachte, hatte sie Jean McKenzie eingestellt. Sie sollte am nächsten Morgen anfangen. Aber jetzt war wieder einer zu wenig an Bord. Sie würde zu Roscoe hinausfahren müssen, aber zuerst einmal wollte sie zu Hause duschen, sich umziehen und ihre Post lesen.

Das Kätzchen erwartete sie auf den Stufen vor der Eingangstür. Ihr eines Bein zierte ein blutiger Riß, der beinahe bis auf den Knochen ging. Im Fell gab es keinen einzigen Quadratzentimeter, in dem nicht eine Klette hing.

»Armes Baby«, flüsterte Pearl und nahm das Kätzchen vorsichtig hoch. Sie holte ein Handtuch aus der Küche, faltete es zusammen und legte das Kätzchen darauf. Auf der Fahrt nach Greenspark behielt sie die Kleine auf ihrem Schoß.

Die Praxis des Tierarztes war leer, aber noch geöffnet. Barbara Bragg war nirgends zu sehen. Eine andere Frau – LEEANN stand auf ihrem Namensschild – kam heraus und bat Pearl mit dem Kätzchen in das Behandlungszimmer. Dr. Beech erschien kurz darauf.

»Würden Sie bitte die Tür abschließen, Leeann?« sagte er zu der Frau. »Wir machen nämlich gerade zu. Meine Assistentin ist schon gegangen.« Er schüttelte beim Anblick des Kätzchens den Kopf. »Was für ein Jammer. Was ist mit ihr passiert?«

»Ein Hund hat sie in den Wald gehetzt.«

»Noch mal Glück gehabt, Sweetheart«, flüsterte er dem Kätzchen zu.

Er öffnete einen Schrank und nahm ein elektrisches Rasiergerät heraus. »Es sieht schlimmer aus, als es ist. Es wird ihr nicht gefallen, aber es wächst ja nach.«

Ein paar Minuten später hatte das Kätzchen kein Fell mehr und zitterte am ganzen Leib, als die Wunde vernäht wurde.

»So. Jetzt hat sie eine reizende Narbe.«

Pearl lachte. »Danke.«

Dr. Beech ging zum Waschbecken, um sich die Hände zu waschen.
»Ich schicke Ihnen eine Rechnung, Miß Dickenson.«

Das Kätzchen schlief auf dem Heimweg. Als sie das Tier ins Haus trug, fiel Pearl ein, welcher Tag es war. Sie war heute mit David zum Kino verabredet.

Auf dem Tonband des Anrufbeantworters fand sich nur Reubens wortkarge Bitte um Rückruf.

Er hatte an diesem Abend keine Zeit für sie. »Ich habe den größten Teil des Nachmittags mit meinem Anwalt verbracht, außerdem habe ich einen alten Connie auf der Hebebühne, der bis morgen fertig werden muß. Und wenn ich meine Bücher heute abend nicht endlich in Ordnung bringe, frißt das Finanzamt mich mit Haut und Haaren.«

»Ist schon in Ordnung«, antwortete sie. »Ich gehe ins Kino.«

»Viel Spaß. Ich ruf dich morgen an. Vielleicht können wir was zusammen machen.«

»Sicher.«

Sie ging nach oben, um sich für David umzuziehen. Sie war unfähig, darüber nachzudenken, wie es ihr gelingen sollte, das Restaurant nur mit Karen und Jean zu führen. Nun, irgendwie mußte es ja gehen. Not macht erfinderisch und bringt auch alle möglichen anderen Tugenden zum Vorschein. ›Not‹ wäre vielleicht auch ein hübscher Name für das weibliche Kätzchen. Jetzt galt es nur noch, einen entsprechenden Namen für den kleinen Kater zu finden. Eine willkommene, kleine Ablenkung. Da hatte sie es schon. Wenn man ihnen keinen Zwang antut, lösen die Dinge sich ganz von selbst. Sie würde das Katerchen ›Ablenkung‹ nennen. Sie lachte leise vor sich hin, als sie ihre Kleider ablegte und fühlte sich auf seltsame Weise aller Sorgen ledig, während sie unter die Dusche stieg.

VIERZEHNTE KAPITEL

❧ 1 ❧

Not putzte sich, als Pearl das Haus verließ.

Pearl freute sich auf den Abend. Es würde angenehm sein, in dem dunklen, kühlen Kino zu sitzen und an nichts anderes denken zu müssen. Das hätte mit harter Arbeit nichts zu tun. Die Vorfreude machte sie ruhig.

Als sie ihren kleinen Lastwagen parkte, wurde ihr klar, daß sie fest entschlossen war, David von Reuben zu erzählen. Sie war ganz sicher, daß David Verständnis haben würde, er hatte wahrscheinlich nicht eine einzige monogame Zelle in seinem ganzen Körper. Wahrscheinlich würde es ihn belustigen. Jetzt kam es ihr beinahe albern vor, daß sie ihm noch nichts erzählt hatte.

Er führte ihr wieder seinen alten Trick vor, nämlich aus dem verdunkelten Flur aufzutauchen wie aus dem Nichts und die Tür aufzureißen. Er trug nur ein Paar Turnhosen und glänzte am ganzen Körper vor Schweiß. Er hob sie zu sich hoch, um sie zu küssen. Seine Vitalität und seine Kraft durchfuhren sie wie ein Schock. Er setzte sie wieder ab.

»Ein weißes Sommerkleid«, murmelte er und fuhr mit dem Finger an ihrem herzförmigen Halsausschnitt entlang. Seine Stimme klang nach gedankenverlorener Bewunderung, dann mischte sich Besorgnis darunter. »Woher hast du die Kratzer?«

»Ach, diese verdammte Hündin. Sie ist hinter meinem Kätzchen hergejagt. Ich mußte es hinterher zum Tierarzt bringen, damit der Riß am Bein genäht werden konnte. Das arme Ding kam voller Kletten aus dem Wald zurück, deshalb hat der Tierarzt das ganze Fell abrasieren müssen.«

»Eine nackte Katze. Wie anstößig.« Die Vorstellung schien ihm zu gefallen. »Machst du mir ein Foto?«

Durchflutet von einem Energiestrom griff er nach ihrer Hand und zog sie im Laufschrift durch das Haus bis hinaus auf die Terrasse. Unterwegs erklärte er ihr: »Die Zeit ist mir davongelaufen. Ich habe

länger gearbeitet, als ich hätte sollen, und jetzt fehlen immer noch zehn Minuten. Komm.«

Das steckte also hinter der Pose des Müßiggängers. Er konnte sich sogar in eine Arbeit hineinsteigern. Sie fragte sich, ob es um Poesie ging oder um irgendeine andere schriftstellerische Arbeit. Vielleicht war er auch nur beim Holzhacken.

Auf der Terrasse stand, wie ein riesiges Insekt aus verchromtem Stahl, ein Trockenrudergerät.

»Also daran trainierst du. Ich wußte ja, daß du irgend etwas treibst.«

Er setzte sich wieder auf das Gerät. »Ich bin süchtig danach. Ich würde mich nicht wohl fühlen, wenn ich nicht täglich auf das Ding klettern könnte.«

Pearl setzte sich, um ihm zuzusehen. Die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, die menschliche Komponente dieser seltsamen Mensch-Maschine-Verbindung berührte sie unangenehm, aber sie konnte den Blick trotzdem nicht von ihm wenden.

»Ich hab das Ding noch nie hier gesehen.«

»Ich räume es jeden Tag wieder weg, und ich weiß auch genau warum. Es ist mir völlig egal, was andere darüber denken, ich verstecke das Ding vor mir. Ich denke, einen solchen Spleen sollte man vorsichtig handhaben.«

»Mir kommt das Ding vernünftig vor.«

»Wirklich, Pearl? Wo doch einer der schönsten Seen dieser Welt direkt vor meiner Nase liegt? Das ist sogar *mir* aufgefallen.«

Pearl legte sich auf dem Liegebett zurück und legte die Füße hoch. Es war angenehm, die Wärme der Sonne wieder zu spüren. Sie betrachtete ihn durch ihre halbgeschlossenen Augen. Seine Bewegungen wurden langsamer, der Übergang von einer Position in die nächste wirkte nicht mehr so fließend. Sie wünschte sich, sie wäre ein Trockenrudergerät.

Er redete weiter.

»Ich habe auf dem College auch gerudert. Und geschwommen. Das tue ich im Winter immer noch. In einem Verein. Der Sommer ist die einzige Jahreszeit, in der ich nicht schwimme.« Auf einmal hatte sein Blick sich am See festgeklammert, seine Augen wirkten leer und unergründlich. »Es ist nur dieser Ort.«

»Warum kommst du immer hierher zurück?«

Er begegnete ihrem Blick und zuckte mit den Achseln. »Ich kann nicht anders. Wenn ich mal nicht mehr zurückkehre, dann hat es mich erwischt.« Noch ein leichter, geschmeidiger Zug an den Riemen. »Es ist der einzige Ort auf der Welt, an dem ich wenigstens ein bißchen am Leben bin. Immer, wenn ich hierher zurückkehre, dann hab ich das Gefühl, ich hätte alles vergessen gehabt und würde mich jetzt plötzlich wieder erinnern, und dann frage ich mich, wie ich das alles vergessen konnte, obwohl ich doch genau weiß, daß ich es vergessen wollte oder gar mußte. Dieser Ort birgt ein Geheimnis, und ich muß zurückkommen, um mich daran zu erinnern, worin dieses Geheimnis besteht. India ist hier, und das ist ein Teil dieses Geheimnisses, aber ich kann sie nicht finden, sie ist außerhalb meiner Reichweite, wo immer sie auch sein mag. Im Herzen weiß ich, daß sie zurückkommen wird, und ich habe Vertrauen zu diesem Ort, wenn ich hier bin, wo ich hingehöre. Sie wird sich mir so zeigen, wie sie es getan hat, als wir noch Kinder waren, als wir getaucht und weit hinausgeschwommen sind und einander geärgert haben, indem der eine so lange unter Wasser geblieben ist, bis der andere Angst bekommen hat. Sie wird lachen, aber ich werde nicht böse auf sie sein. Ich glaube, sie wird mir nicht erzählen, wo sie so lange gewesen ist. Das wird ihr Geheimnis bleiben. Aber auch der Ort wird etwas Mysteriöses behalten, das ich nie ganz verstehen werde. Obwohl ich ihn in- und auswendig kenne, obwohl ich weiß, wohin die Straßen führen, wem was gehört und was an den verschiedensten Plätzen wächst, werde ich ihn niemals ganz kennen. Nach all diesen Jahren habe ich ihn nicht richtig kennengelernt, und ich weiß, daß es mir nie gelingen wird. Nicht einmal die Menschen. Ich kenne ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Familiengeschichten, ich weiß Dinge über sie, aber ich kenne sie nicht, und das wissen sie. Dabei denke ich, daß sie mich kennen. Für sie bin ich nicht mehr als ein Teil der Szenerie, wahrscheinlich sogar noch weniger. Jemand, der kommt und geht und keine Spuren hinterläßt. Wie ein halber Meter Schnee im Winter. Von dem bleibt auch nichts zurück, wenn er weggetaut ist. Ich glaube, ich bin für sie fast, wenn auch nicht ganz, unsichtbar. Ich weiß nicht, ob ich es aushalten könnte, wenn ich für sie wirklich wäre. Es ist so verdammt sonderbar. Ich trage diesen Ort in meinem Herzen, oder er trägt mich in seinem Herzen, wie auch immer, und ich komme immer wieder her, um mich zu verkriechen und mir einzureden,

der Rest der Welt wüßte nichts davon, es sei ein ganz anderer Ort, und dann, Pearl, kommst du aus der Welt draußen«, er schnipste mit den Fingern, »und wirst einfach so zu einem Teil dieses Orts, schließt ihn in dein Herz, als wärest du von hier. Natürlich, irgendwie bist du es ja auch. Deine Mutter hat diesen Ort mit sich in die Ferne genommen, und vielleicht hat sie dir eine Karte davon in deine DNS übertragen und dir zugeflüstert, das alles gehöre dir, dorthin würdest du gehören, nirgendwo anders könntest du jemals glücklich werden. Weißt du das, Pearl?« Er hörte gleichzeitig zu rudern und zu sprechen auf.

Sie war beinahe so schweißnaß wie er, ihr Magen hatte sich zusammengezogen. Ihr war, als hätte sie jemandem beim Rezitieren eines leidenschaftlichen Gedichts in einer fremden Sprache zugehört, einer Sprache, die sie nicht kannte. Irgend etwas ging mit David vor sich, und sie wußte weder, was es war, noch was sie dagegen tun konnte. Sie beantwortete seine letzte Frage mit einem stummen Kopfnicken, und er sprang von seinem Gerät auf.

»Puh«, sagte er. »Ich stinke.«

»Ich liebe verschwitzte Männer.« Der Sturm der Worte schien vorüber zu sein. Sie taute erleichtert auf.

Er lächelte und zog sie hoch. »Duschen wir zusammen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin sauber.«

»Dann komm mit und schau mir zu.«

Er ging in die Küche und holte eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank.

»Hätt ich beinahe vergessen. Hab ich für dich gekauft.«

Er entkorkte sie, schenkte ein Glas voll und gab es ihr, bevor er in Richtung Schlafzimmer verschwand.

Sie nahm die Flasche in die Hand, betrachtete sie und rief ihm nach: »Hast du dafür tatsächlich vierundvierzig Dollar und achtundneunzig Cents bezahlt?«

»Nein. Ich habe mir ein paar von diesen Preisaufklebern gekauft, um Eindruck auf dich zu machen.«

Sie stellte die Flasche in den Kühlschrank zurück und folgte ihm ins Schlafzimmer. Er war bereits im Badezimmer. Die Dusche rauschte los, und er steckte den Kopf zur Tür hinaus.

»Natürlich hab ich soviel bezahlt. Sag bloß, dir hat noch nie jemand eine teure Flasche Wein gekauft?«

»Nun, ich gebe zu, daß ich schon mal so'n sündhaft teures Zeug getrunken habe, aber ich glaube, der Kerl hat es eher für sich selbst getan, falls du verstehst, was ich meine.«

»So ein Idiot. Aber wenn er nicht gewesen wäre, dann würdest du jetzt wahrscheinlich irgendwo Windeln wechseln oder Wählern die Hand schütteln und wünschen, du wärest tot.«

Er warf seine Joggingshorts auf den Schlafzimmerboden, griff nach Pearls Hand und zog sie ins Badezimmer. »Möchtest du noch was mit mir anstellen, bevor ich den Schweiß abspüle?«

Sie lachte, zog sein Gesicht zu sich herunter und fuhr ihm mit der Zunge sanft über die Mundwinkel. Dann ließ sie ihn los.

»Verdammt, ich liebe deinen Mund«, sagte er und tauchte unter die Dusche. Er machte sich nicht die Mühe, die Glastüre zu schließen.

Pearl hockte sich auf eine Ablage. Ein feiner Wasserdampf benetzte ihre Haut. Sie konnte beinahe fühlen, wie ihr Haar sich in der feuchten Luft kringelte, wie es sich Strähne für Strähne aus den Haarnadeln löste, die es an seinem Platz halten sollten. Sie zog die großen, altmodischen Haarnadeln eine nach der anderen heraus und steckte sie sich zwischen die Lippen. Sie war sich bewußt, daß er sie beobachtete, er wandte den Blick nicht von ihr, als er die Seife zwischen den Händen rieb. Nur kurz schaute er an sich herunter, um sich amüsiert seine Erektion zu betrachten, so als sei sie ganz ohne sein Zutun zustande gekommen, dann seifte er sich ungeniert ein. Er spülte die Seife mit dem Duschwasser wieder ab, dann stieg er aus der Kabine und legte seine nassen Hände auf ihr Haar. Er spielte mit den Fingern darin herum.

Sie nahm ihr Glas zur Hand und hielt es ihm an die Haut. Ihn fröstelte bei der kalten Berührung.

»David«, sagte sie, »was ist mit dir los?«

Er grölte ein lautes, belustigtes Lachen heraus, wurde aber ganz plötzlich wieder ernst. »Du. Ich.«

Wasser lief von ihm herunter, tropfte auf ihr Kleid, bedeckte den Boden mit Pfützen. Er nahm ein Handtuch und begann sich abzutrocknen. »Du bist doch auf dem College gewesen, meine Liebe. Länger als ich. Ich wette, du weißt über alles Bescheid.«

»Nein. Wovon sprichst du?«

Er ließ das Handtuch auf den Boden fallen und wischte das Wasser auf, indem er das Handtuch mit einem Fuß hin und her stieß. »Ruby wird stinksauer, wenn ich die Fliesen ruiniere.«

Er nahm das Handtuch vom Boden auf und steckte es mit einer unterschiedenen Bewegung in den Wäschekorb.

Im Schlafzimmer zog er eine leichte Baumwollhose an. Die Unterhose ließ er einfach weg. »Komm mit.« Er packte ihr Handgelenk. »Ich will dir was zeigen.«

»Hab ich schon gesehen«, sagte sie, und sie lachten beide, aber er zog sie bereits aus dem Schlafzimmer hinaus.

Er blieb beim Kühlschrank stehen, nahm einen Viertelliter Milch heraus und trank die Hälfte davon direkt aus dem Pappbehälter. »Zu geringer Blutzuckergehalt«, murmelte er und stellte die Milch mit der einen Hand zurück, während er mit der anderen die Weinflasche aus dem Kühlschrank angelte. Er nahm ihr Glas zur Hand, um es vollzuschenken, aber dann hielt er plötzlich, über das Glas gebeugt, inne. Ein nachdenklicher Ausdruck legte sich auf sein Gesicht. Er stellte die Flasche hin und führte das Glas zu Pearls Erstaunen ganz sorgfältig in den Zerkleinerer für organische Abfälle neben der Spüle ein.

»David!«

Er bedeckte die Gummioffnung des Zerkleinerers mit dem dicken Gummideckel und schaltete das Gerät mit dem Schalter an der Wand ein. Die Maschine gab ein nervenzerfetzendes Kreischen von sich, als sie die Glasscherben zerkaute. Pearl starrte auf seine Hand, die den Deckel runterdrückte. Sie erwartete jeden Moment, daß die ersten Glassplitter sich durch den Gummideckel schneiden würden. Der Deckel zitterte, aber er hielt dicht. Der Zerkleinerer blieb mit einem Geräusch stehen, das die Vermutung nahelegte, das Glas sei letzten Endes doch unverdaulich gewesen.

»Erinnere mich daran, daß ich den Abfallschlucker reparieren lassen muß«, sagte David, nahm ein neues Glas vom Regal und schenkte es ihr voll.

Völlig durcheinander öffnete sie ihren jetzt ganz trockenen Mund, um noch einmal »David!« zu sagen, da wirbelte er herum und küßte sie gierig, aber bei aller Intensität war der Kuß irgendwie kalt und unpersönlich.

Als er sie losließ, hatte sie kaum Zeit, nach Luft zu schnappen, da zerrte er sie schon durch das Wohnzimmer, die Treppe hinauf zu einem der offenen, oberen Stockwerke. Die verblichenen, staubigen Objekte in ihren Nischen kamen ihr auf einmal bedrohlich und unheilvoll vor. Pearl war völlig außer Atem, als sie nach drei Treppen den obersten Absatz erreicht hatten und vor einer Wand von Büchern standen. David gab dem Ende des Bücherschranks einen Stoß und er glitt langsam nach links, wobei er den Blick auf ein dahinterliegendes Zimmer freigab.

Sie klatschte begeistert in die Hände. »Eine Geheimtür!«

David lachte mit ihr. »Ein Geheimzimmer. Reuben hat die Regalwand für mich gebaut.«

»Reuben?«

»Er fand das lustig. Du auch?«

»Klar.«

Er nahm sie bei der Hand, und sie betraten das geheime Zimmer.

Es war ein langer, schmaler Raum, spärlich möbliert mit einem Futonbett auf einem Podest und einem Schreibtisch mit hölzerner Platte, die unter Bergen von Papier begraben lag. Wände und Fußboden waren Zinnoberrot lackiert und glänzten in dem Licht eines Deckenfensters und einer einzigen Tür wie bemaltes Glas. Abgesehen von der geisterhaften Farbe der Wände war es ein spartanisches Zimmer. Er mußte ihr gar nicht erklären, daß er hier seine dichterischen Arbeiten verfaßte.

Sie war noch damit beschäftigt, das Zimmer auf sich wirken zu lassen, als er einen seiner nackten Füße zwischen ihre Beine stellte und ihr gleichzeitig das Kleid nach oben riß. Sie schrie erschrocken auf und versuchte, mit der einen Hand das Kleid wieder runterzuziehen, während die andere damit beschäftigt war, ihn daran zu hindern, ihr das Unterhöschen auszuziehen.

»Ich wollte schon immer mal einer Frau das Kleid übers Gesicht ziehen«, sagte er, während sie sich auf den Futon fallen ließen. »Baumwollunterhosen!« Er brüllte vor Lachen.

»Wir haben Sommer«, sagte Pearl. Den Kampf um das Unterhöschen hatte sie inzwischen verloren.

»Wir stellen uns jetzt vor, du seiest eine katholische Jungfrau.« Er zog sich mit einer Hand aus.

»Langsam«, sagte sie.

»Nein.«

»Bitte. Ich bin nicht bereit für dich.«

»Um so besser. Dann stellen wir uns vor, ich würde dich vergewaltigen.«

Sie gab ihm eine kräftige Ohrfeige, aber er lachte nur.

»Das ist kein Spaß. Du wirst mich nicht vergewaltigen.«

»Nein, aber wir alle brauchen doch unsere Fantasie, stimmt's nicht?« murmelte er und drang plötzlich in sie ein.

Sie keuchte, krallte sich an ihn, aber er lachte nur fröhlich.

»Komm, Baby«, säuselte er ihr ins Ohr, »ich brauche das. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich das brauche. Ich bin am Ertrinken, und du mußt mich retten.«

Dieser Mann ist verrückt, dachte sie, ernstlich verrückt. So zerbrochen wie das Glas in dem Abfallzerkleinerer. Scherben und Splitter. Sie klammerte sich fest an ihn, weil ihr nichts Besseres einfiel. Sie glaubte ihm, was er gesagt hatte. Er war am Ertrinken.

Ihr Zustand ging sehr schnell von Müdigkeit in totale Erschöpfung über, aber er machte weiter, und dabei sprudelten Worte aus seinem Mund, von denen nur wenige einen Sinn machten. Ein tiefes Gefühl der Resignation breitete sich in ihr aus, das aus der Erkenntnis gespeist wurde, daß sie ihn nicht retten konnte, in welcher gefährlichen Gewässern er auch treiben mochte. Sie konnte nicht einmal sich selbst retten. Sie ertranken beide, so, wie er es geschrieben hatte.

Sie schliefen und waren wach, immer abwechselnd. Sie hatte jegliche Fähigkeit, sich verantwortlich zu fühlen, verloren, trotzdem schien er nicht sehr befriedigt zu sein. Sie wachte immer wieder auf, wenn er über ihr war, wußte nicht, wann es begonnen hatte, wann er fertig sein würde.

Sie hatte nur eine einzige Erinnerung, an einen Moment, wo er im Dunkeln aufwachte und mit deutlicher Stimme sagte: »Mein Gott, jetzt habe ich mich endlich blind gefickt.« Dann lachte er und machte sich gleich noch einmal über sie her.

Langsam wurde sie wach, als der Himmel schon wieder heller wurde. Ihr wurde klar, daß die Nacht bald vorbei sein würde. Und es kam ihr zum Bewußtsein, wie sehr diese Nacht der zweiten Nacht glich, die sie zusammen verbracht hatten, nur daß dieses mal alles noch viel heftiger und intensiver gewesen war. Als sie zu ihm hin-

übersah, schlief er so tief, daß er kaum atmete, und da wußte sie, daß er an den Grenzen seiner Kraft angekommen war und ertrank.

❧ 2 ❧

Du hättest es wissen müssen, warf sie sich selber vor. Das kommt davon, wenn man mit jemanden ins Bett geht, bevor man ihn kennengelernt hat. Ein schöner Schlamassel, in den du dich da reingeritten hast. Sie schleppte sich nach Hause, fühlte sich total zerschlagen, und es wurde auch nach einer Dusche und einem Aspirin nicht viel besser. Sie versuchte tapfer, einen trockenen Toast hinunterzuwürgen. Ein kleiner Segen war, daß Karen nicht zum Guten-Morgen-Kaffee vorbeischaute. Es würde ein harter Tag werden. Jeans erster Tag.

Als David ins Restaurant kam, wirkte er entschieden wacklig auf den Beinen. Seine Augen hatte er hinter den dunklen Brillengläsern versteckt. Er bestellte mit gedämpfter Stimme ein riesiges Frühstück, nahm einen Bissen und schoß wie von der Tarantel gestochen in die Toilette.

Pearl folgte ihm. »Hoffentlich ist es nicht mein Frühstück.«

Er wischte sich den Mund ab und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich muß mit dir reden. Später.«

Sie nickte. »Geh nach Hause. Leg dich ins Bett und schlaf dich aus.«

Er lehnte mit geschlossenen Augen am Türrahmen.

»Glaube kaum, daß ich schlafen kann.« Aber plötzlich packte er schwungvoll den gegenüberliegenden Türpfosten, zog sich entschlossen hoch und schlenderte durch den Hinterausgang hinaus.

Karen hielt Pearl an der Tür zum Vorratsraum auf und flüsterte ihr zu: »Stimmt was nicht mit David?«

»Schlimme Nacht«, antwortete Pearl kurz und ging weiter.

Schlimme Nächte. Das war etwas, was Karen verstand. »Zuviel gekost«, murmelte sie mitfühlend.

»Zum Teufel«, schnauzte Pearl, »Jean fängt gleich an zu weinen. Wieder einmal. Sieh lieber nach, was jetzt wieder passiert ist.«

Reuben rief an.

»Sam hat gestern im Tanzlokal zu tief ins Glas geschaut«, berichtete er. »Er war zum erstenmal betrunken. Josh hat ihn heil nach Hause

gebracht. Er fühlt sich hundeeelend. Ich werde heute abend hierbleiben und mir mit ihm zusammen ein Baseballspiel ansehen. Bist du böse?«

»Nein, nein. Hier geht alles drunter und drüber. Ich werde eine ruhige Nacht gut gebrauchen können.«

Später teilte Karen ihr mit, daß Walter nicht aufgetaucht war, weil Jean Haare auf den Zähnen gezeigt und ihm befohlen habe, zu Hause zu bleiben. »Sie hat Angst, daß er sich hier häuslich einrichtet und anderen Gästen den Platz wegnimmt.«

Es machte Pearl traurig, wenn sie daran dachte, daß der alte Mann ihr Lokal meiden sollte. Er würde sich einsam fühlen und Jean würde ihn vermissen. Aber was sollte sie tun. Roscoe war nicht mehr da, und es gab zwanzig neue Plätze, die bedient werden mußten.

Nach der Arbeit saß David auf den Stufen zum Hintereingang ihres Hauses, die Hände zwischen den Knien, und wartete auf sie.

Sie setzte sich neben ihn.

»Ich wollte dir sagen, daß es mir leid tut«, sagte er ohne Einleitung.

Sie hatte Kopfweh, so gewaltig wie der Mount Washington. »Ich bin so gottverdammmt müde, David.«

»Ich auch.« Er streckte eine Hand aus. Sie zitterte. »Jetzt weißt du wenigstens Bescheid.«

»Den Teufel weiß ich«, antwortete sie und wunderte sich über ihren eigenen Zorn.

Er wunderte sich nicht. »Ich habe dir Angst gemacht, stimmt's.«

Sie nickte.

»Ich fand's auch sehr lustig«, sagte er voller Sarkasmus. »Ich denke daran wie an eine Narbe.« Er fuhr mit dem Finger an den verheilenden Schwielen entlang, welche die Krallen des Hundes auf ihrem Arm hinterlassen hatten. »Die Haut über einer Narbe ist glatt, beinahe wie Seide. Sie ist beides, sowohl härter als auch empfindlicher als jungfräuliche Haut. Ein Schönheitschirurg kann Narbengewebe abbrennen oder es dort mit Silikon auffüllen, wo es tiefer liegt als die umgebende Haut, aber es ist immer noch da, wie wenig sichtbar es auch sein mag. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

»Ein bißchen, glaube ich.«

Er lachte. »Und jetzt kommen wir zum mühsamen Teil, sagte der Politiker zur Schauspielerin. Ein anderer weiser Mann hat einmal gesagt: *»Wir leben in einem Zeitalter der Wunder und Sensationen.«*

Es gibt eine Medizin. Eine Medizin gegen das Dichten, Pearl. Und ich mag sie nicht nehmen.« Er lachte ungläubig. »Scheiße.«

Ihr Kopfweh hatte inzwischen die Ausmaße des Mount St. Helen angenommen und drohte die Schädeldecke zu sprengen. Sie stellte sich ihre Gehirnzellen vor, wie sie leise auf den Gebirgskamm herunterschneiten.

»Ich verstehe weder etwas vom Dichten noch weiß ich, was mit dir los ist, David. Ich weiß darüber genauso wenig wie über Kernspaltung oder Astronomie. Ich bin nicht diejenige, die darüber Urteile abgeben könnte. Wie oft überkommt es dich?«

Er legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie näher zu sich heran. »Nicht oft genug. Weißt du, Pearl, während es passiert, genieße ich es wirklich. ›Nimm mich so, wie ich bin‹, sagte das Arschloch.« Ganz schnell fügte er hinzu: »Das war nicht ernstgemeint.«

Sie stieß ihn von sich und schloß die Tür auf.

»Ich weiß nicht mal, wie ich meinen eigenen Kopf über Wasser halten soll. Wie sollte ich mich da auch noch um deinen kümmern können?«

Not sah von ihrem Körbchen in der Ecke hoch, sprang hinaus und jagte unter den Tisch.

David war entzückt. »Die Katze kann sich richtig schämen.«

Pearl lächelte. »Das ist eine lebenswichtige Eigenschaft.«

»Nimm mich *nicht* so wie ich bin«, sagte er. »Niemals. Wehr dich gegen mich. Ich kann es schaffen, wenn ich jemanden habe, der mit mir dagegen angeht, der mich nicht aufgibt.«

Pearl lehnte sich gegen den Küchenschrank. »Ich hatte eigentlich nicht im Sinn gehabt, für jemanden die Therapeutin zu spielen. Und wenn ich mich jetzt nicht bald hinlege, dann falle ich ganz von selbst um.«

Er umarmte sie spontan. »Mein Gott, natürlich bist du erledigt. Pearl, ich will dich nicht als Ersatz für einen Kursus in Primärtherapie. Ich habe mein Leben damit verbracht, nach dem richtigen Wort zu suchen, aber ich werde es wohl kaum jemals finden. Es wäre so schön, wenn du einmal die ganze Nacht bei mir bleiben würdest. Ich wache auf, und du bist nicht mehr da. Jedes Mal.«

Und dann ging er. Er schien bei bester Gesundheit zu sein. Die Schwäche, die er am Vormittag kurz gezeigt hatte, war verschwun-

den. Er muß eine Art Vampir sein, dachte sie, und warf sich auf das Tagesbett, um einen langen Schlaf der Erschöpfung zu schlafen.

❧ 3 ❧

Sam war immer noch blaß, aber er machte etwas Popcorn und setzte sich wenigstens mit einem Teil jener Vorfreude vor den Bildschirm, mit der er früher mit Reuben zusammen auf den Beginn eines Baseballspiels gewartet hatte.

Gegen Ende des dritten Spielabschnitts hatte Reuben sich entschieden. Er richtete die Fernbedienung auf den Bildschirm und stellte den Ton leiser.

Sam, der es sich auf der Couch bequem gemacht hatte, sah zu ihm herüber.

»Sam«, sagte Reuben, »ich treffe mich mit Pearl Dickenson.«

Sam setzte sich auf. »Ich war manchmal nachts noch auf und habe gesehen, daß du noch nicht zu Hause warst. Hab mir schon gedacht, daß du hinter 'ner Frau her bist, und ich hab mir auch gedacht, daß es Pearl sein könnte.«

»Tatsächlich?«

»Du warst in letzter Zeit so selbstzufrieden«, antwortete Sam, und sie mußten beide lachen. »Das große Los. Wirklich. Wollt ihr heiraten?«

»Ich warte auf Pearl. Sie braucht noch etwas Zeit, sie ist neu hier, ist gerade dabei, sich ein Geschäft aufzubauen. Pearl ist jetzt seit 'ner ganzen Weile alleine gewesen. Sie wird sich an den Gedanken erst gewöhnen müssen.«

»Weiß Karen Bescheid?«

»Nein. Ich habe ein wenig Angst vor ihrer Reaktion.«

»Ach, zum Teufel mit ihr.«

»So einfach ist das nicht, Sam.«

»Ja, ja. Sie will schließlich auch nicht, daß man ihr vorschreibt, was sie zu tun und zu lassen hat, also soll sie dir auch nicht in dein Leben reinreden.«

»Ich würde meine Absichten nicht ändern, wenn sie dagegen wäre, aber ich fände es schön, wenn sie glücklich darüber wäre.«

»Die hat gar keinen Sinn fürs Glücklichein.« Sam dachte schon weiter. »Wird das irgend etwas an der Sorgerechtsache verändern?«

»Glaube kaum. Es wird nichts schaden, aber auch nichts nützen.«

»Weiß Mom Bescheid?«

»Nein.«

»Die wird stocksauer sein.«

»Die war schon oft stocksauer. Ich werd's aushalten. Da sind noch zwei Sachen, Sam.«

»Was denn?«

»Das eine ist, daß Bri Spearin auf Rache sinnend wird, sowie der Gips wieder ab ist. Er wird sich an dich halten, wenn er mich nicht erwischen kann. Ihr müßt beide gut aufpassen, Josh und du.«

Sam grinste. »Schon verstanden.«

»Und die zweite Sache. Ich möchte gerne deine Frage beantworten. Ich weiß nicht, was ich getan habe, daß Laura so böse auf uns wurde. Vielleicht habe ich einfach nur die falsche Frau geheiratet.«

Sam nickte. »Josh hat mich deswegen schon ein Arschloch genannt. Er hat gesagt, sie sei wütend auf sich selbst, weil sie uns verlassen hat, und jetzt müsse sie sich eine gute Ausrede ausdenken.«

Reuben lächelte. »Josh ist ein kluger Bursche.«

»Ja.« Sam fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare und lachte. »Ich wünschte, er wäre klug genug gewesen vorzusehen, wie böse dieser Kater werden würde und hätte mich einen Sechserpack früher auf den Rücksitz des Maverick geworfen.«

»Das wäre deine Sache gewesen, nicht seine.«

»Ja, ja. Willst du noch Popcorn?«

Reuben stellte den Kommentator des Baseballspiels wieder lauter.

Die ›Sox‹ hatten keinen besonders guten Abend, und schon gar keine gute Saison. Auf einmal konnte sich Reuben darüber gar nicht mehr sehr ärgern. Er fühlte sich viel zu erleichtert. Endlich, dachte er, habe ich wenigstens bei einem meiner Kinder einmal das Richtige gemacht.

❧ 4 ❧

Karens sanftes Schütteln weckte Pearl am nächsten Morgen.

Sie streckte sich, gähnte, dann kam ihr zu Bewußtsein, daß sie von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durchgeschlafen hatte.

»Sie haben noch Zeit, etwas zu essen. Gehen Sie unter die Dusche. Ich setze Kaffeewasser auf und mache ein paar Toasts«, sagte Karen.

Ein paar Minuten später war sie hellwach und hatte endlich wieder das Gefühl, sie selbst zu sein. Sie setzte sich zu Karen an den Küchentisch.

»Ich habe Bri besucht«, sagte Karen.

»Warum denn das?«

Karen wurde rot und kaute auf einem Fingernagel herum. »Ich glaube, ich wollte mich vergewissern, daß es aus ist.«

Pearl schluckte einen Bissen trockenen Toasts herunter. Sie war wieder einmal heilfroh, daß das Mädchen nicht ihre Tochter war.

»Und? Ist es aus?«

Karen nickte. »Er hat gesagt, er würde sich Dad noch vorknöpfen.«

»Na wunderbar! Es wird ja immer besser.«

»Wenn ich meinem Vater das erzähle, dann weiß er, daß ich Bri besucht habe.«

»Reuben ist schon ein großer Junge, er kann auf sich selbst aufpassen. Ich würde keinen Cent auf Bri setzen.«

Nach der Arbeit fand Pearl eine Nachricht von Norris auf ihrem Anrufbeantworter. Er bat sie um einen Rückruf. Als er den Hörer nach dem ersten Klingelzeichen abnahm, wußte sie, daß er neben dem Telefon auf ihren Anruf gewartet hatte.

»Daddy, ich hatte längst anrufen wollen, aber hier geht alles drunter und drüber.«

»Hab's mir gedacht«, sagte Norris. »Hast alle Hände voll zu tun, stimmt's?«

Sie konnte seine Vermutung nur bestätigen.

»Hört sich ja so an, als könntest du deinen alten Dad brauchen, damit er dir zur Hand geht.«

Pearl lachte. Allein das sanfte Genuschel seines Südstaatenakzents hatte etwas Tröstliches. »Ach, Dad, ich würde mich so sehr über deinen Besuch freuen. Aber es wäre nicht sehr nett, dich zum Arbeiten herzubestellen.«

»Mein Kleines«, lachte Norris, »ich sitze hier rum und gucke Löcher in die Luft. Ich könnte doch ein paar Tische für dich bedienen, und wenn ich müde werden sollte, setze ich mich auf meinen Hintern. Ich hab in der Zeitung 'ne Anzeige gesehen. Ein Flug nach Portland kostet weniger als ein Busticket. Morgen abend kann ich bei dir sein.«

»Aber den Flug bezahle ich. Ich fände es toll, wenn du am Vierten hier sein könntest. Ich wünsche mir schon so lange, daß du mich mal besuchen kommst.«

»Ich mir auch, mein Kind.«

Er versprach, sofort bei der Fluginformation anzurufen.

Sie fühlte sich so erleichtert, daß sie sich fragte, warum sie ihn nicht schon längst einmal angerufen hatte, einfach nur, um mit ihm zu reden, gar nicht, um ihn zu drängeln, ihr bei der Arbeit zu helfen. Es würde ihr eine Atempause verschaffen, ihn hier zu haben. Gewisse Leute würden wenigstens eine Zeitlang wissen, wo ihr eigenes Bett steht. Vielleicht würde es ihr endlich gelingen, mit sich selbst ins reine zu kommen. Ein paar Nächte Schlaf und Norris' fröhliche Gesellschaft könnten ihr dabei helfen. Sie mußte mit ihm ja nicht ihr Liebesleben diskutieren, aber wenn sie Glück hatte, würde etwas von seiner Lebensweisheit auf sie abfärben. Sie war so voller Vorfreude auf seine Ankunft, daß sie nicht einmal enttäuscht war, als er sie noch einmal anrief, um ihr mitzuteilen, daß er erst für die Maschine am Montagabend einen Platz bekommen habe.

David rief an. Sie erzählte ihm, daß Norris zu Besuch kommen würde.

Er schwieg einen Moment lang und ließ sie ein paar muntere Sätze über den alten Mann weiterplappern.

»Es muß eine große Erleichterung für dich sein.«

Es machte ihm nichts aus. Eigentlich hatte sie es auch gar nicht erwartet.

Er seufzte und fragte sie, ob sie Lust hätte, mit ihm auf einen Drink in den ›Dog‹ zu kommen.

»Zu zweit fühle ich mich sicherer«, fügte er hinzu. »Aber wir haben immerhin den Hin- und Rückweg, um miteinander zu reden.«

Er schien die Kontrolle über sich zurückgewonnen zu haben, und das war für sie eine ebenso große Erleichterung wie Norris' Besuch.

❧ 5 ❧

Roscoe schlief in der Hängematte auf seiner Veranda, als sie auf seinen Hof fuhr. Als sie näherkam, merkte sie, daß er nicht schlief, sondern bewußtlos war. Unzählige leere Bierdosen bedeckten die Bodenbretter der Veranda, andere hatte er wie faules Obst unter den

Fliederbusch geworfen. Die Gerüche nach Bier, Urin und ungewaschenen Füßen lagen miteinander im Wettstreit. Mit offenem Mund lag er da, die Füße steckten in schmutzigen Socken, den ungeschnittenen, rissigen, eingewachsenen Zehennägeln wurde durch große Löcher in diesen Socken der ungehinderte Blick ins Freie gewährt. Roscoe schien um zehn Jahre gealtert und mindestens zwanzig Pfund schwerer geworden zu sein. Sie unterdrückte das Bedürfnis, ihn ins Haus zu schleppen, eine Badewanne volllaufen zu lassen, ihn hineinzuwerfen und zu schrubben wie einen schmutzigen Köter.

Als Pearl die Tür ihres Lastwagens zuschlug, bog die schwarze Labradorhündin um die Hausecke herum. Die Kadaver von Lämmern und Tieren des Waldes hatten offensichtlich ausgereicht, einen kräftigen Wachstumsschub zu ermöglichen. Die Hündin war inzwischen doppelt so groß wie an jenem Tag, an dem Barbara Bragg Roscoe mit ihr beglückt hatte. Sie sah Pearl mit böse funkelnden, schwarzen Augen an, knurrte und kam näher, wobei sie mit jedem ihrer trottenen Schritte an Geschwindigkeit gewann.

Pearl machte das einzige Richtige und sprang zurück in die sichere Kabine ihres kleinen Lastwagens. Sie überlegte einen Moment, ob sie Roscoe so einfach mit dem Jagdhund alleinlassen durfte. Sie betätigte die Hupe des Lastwagens. Die Hündin bellte wie verrückt, aber Roscoe rührte sich nicht.

Pearl wünschte, sie hätte einen Baseballschläger oder einen Wagenheber zur Hand. Sie wartete erst einmal ab. Es war heiß, und nach einer Weile begann der Jagdhund, sich immer im Kreis zu drehen, offensichtlich in der Absicht, sich schlafen zu legen. Pearl wartete lange, dann öffnete sie vorsichtig die Wagentür. Der Hund schlief weiter.

Sie ließ das Tier nicht aus den Augen, während sie sich leise zur Veranda schlich. Sie setzte einen Fuß auf die unterste Stufe, mit der Hand griff sie nach dem Geländer. Als sie den Fuß mit ihrem Körpergewicht belastete, knarrte die Treppenstufe. Sie blieb wie angewurzelt stehen.

Die Hündin zuckte ein bißchen im Schlaf zusammen, dann lag sie wieder ruhig.

Pearl schlich die Stufen hinauf, bis sie Roscoe endlich erreicht hatte. Sie flüsterte in eines seiner dreckigen Ohren.

»Roscoe.«

Er rührte sich nicht, sandte nur weiter seine übelriechenden Dünste aus.

Sie schüttelte ihn sanft.

Er murmelte etwas, das sich wie »Verpiß dich.« anhörte.

Sie schüttelte ihn etwas kräftiger, ohne daß es etwas nützte.

Zum Teufel mit dir, dachte sie. Wenn er sich unbedingt von einem wildgewordenen Köter in den Arsch beißen lassen wollte, sollte er.

Sie erhob sich und sah zu dem Jagdhund hinüber. Er war nicht mehr da. Während sie sich mit Roscoe beschäftigt hatte, war er davongeschlichen. Vielleicht zurück in den Wald. Vielleicht aber auch nur hinter die Ecke der Scheune.

Sie sah nach links und rechts, dann stieg sie leise die Stufen hinunter. Keine Spur von dem Biest. Sie ging auf ihren Lastwagen zu. Es waren nur ein paar lange Schritte, die sie so leichtfüßig wie möglich hinter sich brachte. Kurz darauf umklammerte sie mit einer Hand den Griff ihrer Wagentür, als das Biest unter dem Laster hervorgeschossen kam und sie am Fußgelenk erwischte.

Pearl schrie auf und packte die Hündin an der Gurgel. Das Tier stieß selbst beim Zubeißen noch ein wütendes Knurren aus. Verrückt vor Angst drückte Pearl ihm die Kehle zu, und sofort lockerte es den Biß. Sie holte mit einer Hand aus und schlug der Jagdhündin mit aller Kraft zwischen die Augen. Die dummen, schwarzglänzenden Augen wurde glasig, und die Zähne gaben Pearls Fußgelenk frei.

Sie stieß den halb bewußtlosen Hund mit ihrem unverletzten Fuß zur Seite, zog sich in das Führerhaus ihres Lastwagens und knallte die Tür zu. Schluchzend brach sie über dem Lenkrad zusammen. Nicht viel hätte gefehlt, und sie wäre ohnmächtig geworden. Sie hörte, wie die Hündin sich aufrappelte und wischte sich die Tränen aus den Augen, um sehen zu können, wie das Tier sich in den Wald schleppte. In diesem Moment hätte sie gerne ein Gewehr zur Hand gehabt.

Evvie Bonneau hatte ein sauberes, kleines Haus. Nichts Besonderes. Es hätte einen neuen Anstrich vertragen können. Neben dem Haus war ein Zwinger, und Pearl wurde von lautem Gebell und Gejaule begrüßt. Es diente offensichtlich als Türglocke, denn Evvie kam gleich an die Tür, erkannte ihre Besucherin und rief ihr zur Begrüßung ein »Hallo!« zu.

Pearl rutschte aus ihrem Lastwagen, und Evvie hielt sie, damit sie nicht stürzte.

»Mein Gott!« sagte Evvie.

»Dieser verdammte Köter«, zischte Pearl zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Sie scheint etwas gegen Sie zu haben«, meinte Evvie und half ihrer Besucherin ins Haus.

Nachdem sie das Blut abgewaschen und die Wunde untersucht hatte, murmelte Evvie: »Sie haben Glück gehabt. Das Biest ist nicht so recht zum Zubeißen gekommen.«

»Ich fühle mich aber ganz und gar nicht glücklich.«

Evvie lachte und holte Pearl ein Bier.

»Als Anästhesie«, sagte sie. »Ich werde Sie zum Arzt fahren.«

»Ich brauche doch keinen Arzt, oder?«

»Wahrscheinlich nicht. Der Knochen ist nicht gebrochen, und ich glaube nicht, daß die Wunde so tief ist, daß sie genäht werden müßte. Gegen Tetanus sind Sie ja wohl geimpft. Der Arzt könnte Ihnen natürlich ein paar Schmerzkiller verabreichen. Sind Sie sicher, daß Sie nicht einen guten Schuß Kodein gebrauchen könnten?«

Pearl schüttelte den Kopf.

»Dann werde ich es jetzt verbinden.« Evvie brachte etwas Gaze und Klebepflaster und machte sich an Pearls Fußgelenk zu schaffen.

»Wie steht's mit Ihrem Liebesleben, Lady?«

Pearl verschluckte sich vor Schrecken an ihrem Bier.

Evvie klopfte ihr auf den Rücken.

»Tatsächlich so schlimm? Sie müssen mir natürlich nichts erzählen. Hoffentlich sind Sie mir nicht böse, weil ich so neugierig bin. Ich habe eben nicht genug mit mir selbst zu tun, deshalb muß ich meine Nase immer in anderer Leute Angelegenheiten stecken.«

Pearl hustete und schüttelte den Kopf. »Ich würde es begrüßen, wenn jemand sich für mich den Kopf zerbrechen würde. Ich selbst bin nämlich nicht besonders erfolgreich damit gewesen.«

Evvie lachte. »Glauben Sie mir, wenn alle Menschen kapieren würden, was sie so den ganzen Tag lang treiben, dann würde kaum noch jemand morgens aus dem Bett steigen.« Sie richtete sich auf. »Soll ich Sie nach Hause fahren?«

»Nein, das kriege ich schon hin. Ich habe 'n automatisches Getriebe, da brauche ich nur einen gesunden Fuß.«

»Wo ist es passiert?«

»Bei Roscoe.«

Evvie nahm ihren Revolvergurt von einem großen Messinghaken an der Wand. »Ist er okay?«

»Er war es jedenfalls noch, als ich wegfuhr. Hat sich bewußtlos gesoffen. Ich hab ihn nicht zu sich gekriegt.«

Evvie nickte. »Elender alter Saufbold. Ich werde ihn reinschaffen, bevor ich mich dem Köter an die Fersen hefte.«

Die Beamtin für Tierschutz der Gemeinde Nodd's Ridge half Pearl beim Einsteigen in den Lastwagen. »Seien Sie vorsichtig. Es tut mir leid, daß Sie mit dem Hund soviel Ärger hatten.«

»Ich war verrückt, daß ich noch einmal aus meinem Lastwagen geklettert bin«, sagte Pearl. »Sie sind diejenige, die vorsichtig sein sollte. Geben Sie auf das Biest acht. Vielleicht sollte ich Ihnen helfen?«

Evvie lachte. »Machen Sie sich keine Sorgen um mich. Fahren Sie nach Hause, und schonen Sie Ihren Fuß.«

Da Pearl eigentlich gar nichts anderes übrigblieb, machte sie sich auf den Heimweg.

FÜNFZEHNTE KAPITEL

❧ 1 ❧

Das rote Lämpchen brannte. Sie humpelte müde zu ihrem Anrufbeantworter und drückte auf den Wiedergabeknopf. Reubens Stimme ließ sie zusammenschrecken. Er bat sie, sofort zurückzurufen. Sie sah auf die Uhr und dachte an David. Nachdem sie den Hörer aufgenommen hatte, zögerte sie mit dem Wählen. Sie sah sich im Spiegel, wand sich die Telefonschnur um den Hals, zog sie fest, streckte die Zunge heraus und verdrehte dazu die Augen. Das war es, was sie verdiente, aber es war nicht besonders komisch. Sie befreite sich wieder von der Schnur und rief Reuben an.

»Kann ich heute nacht zu dir kommen? Es würde allerdings spät werden«, fragte er sie ohne Umschweife.

Sie dehnte die Schnur auf ihre volle Länge aus und ließ sie dann auf die Spule zurückschnappen, während sie sich seinen Vorschlag durch den Kopf gehen ließ. Sie wollte ihn ja wirklich gerne sehen.

»Okay.«

David klopfte schon gegen die Hintertür, als sie noch unter der Dusche stand. Er öffnete sich selbst die Tür, polterte die hintere Treppe hoch und schlenderte in ihr Schlafzimmer, während sie, in ein Handtuch gewickelt, aus dem Badezimmer humpelte.

»Ach, du bist's«, sagte sie.

»Was ist mit deinem Fuß?«

Sie setzte sich auf das Bett und untersuchte ihre Wunden. »Roscoes Köter.«

David setzte sich im Schneidersitz neben sie auf das Bett und nahm das Fußgelenk in beide Hände. »Sieht entzündet aus. Du bist nicht beim Arzt gewesen?«

»Es ist entzündet, und, nein, ich brauche keinen Arzt.«

»Soll ich es dir verbinden?«

Sie legte sich auf dem Bett zurück und ließ ihn machen.

Er wickelte es fester ein als Evvie, dann ließ er eine Hand langsam an der Wade entlang zu ihrem Knie gleiten.

»Das Biest mag dich nicht.«

»Sieht so aus, und fang hier jetzt bitte nichts an.«

Er lachte und zog seine Hand zurück. »Du solltest besser im Bett bleiben. Macht mir nichts aus, heute nicht in den ›Dog‹ zu gehen.«

Sie hatte Angst, das Im-Bett-Bleiben könnte zu den üblichen Komplikationen führen. Wenn sie ihr Leben wieder in den Griff bekommen wollte, mußte sie jetzt auf die Füße kommen.

»Ich denk nicht daran, ich laß mir doch nicht von einem Köter vorschreiben, wann ich auszugehen habe. Das Fußgelenk wird bestimmt steif, wenn ich den ganzen Abend herumsitze.« Sie gab ihm einen flüchtigen Kuß. »Ich ziehe mich nur schnell an.«

2

Vielleicht lag es daran, daß der ›Dog‹ ein ziemlich heruntergekomener Laden war, jedenfalls war Pearl auf einmal sehr niedergeschlagen und betrat das Lokal widerwillig. Möglicherweise handelte es sich auch nur um einen Gefühlskater, der auf den Angriff des Hundes zurückzuführen war, aber sie konnte sich der bösen Ahnung nicht erwehren, daß hier so etwas wie gerechte Strafe mit im Spiel war.

Sie war beinahe erleichtert, Evvie Bonneau unter den Gästen zu entdecken, in Begleitung von Sonny Lunt. Mit ihnen am Tisch saßen Lurch Mullins und sein Rendezvous für diesen Abend, eine Frau, die Pearl an ihrem Gesicht und an ihren Bewegungen erkannte – sie nahm den Tee immer ohne Zucker und Sahne und war verrückt nach Donuts auf Hausmannsart – aber deren Namen sie nicht wußte. Karen Styles saß mit einem halben Dutzend junger Burschen ihres Alters an einem anderen Tisch. Einer der Jungen, ein dunkelhaariger Bursche mit einem fröhlichen irischen Gesicht, machte ihr ganz ohne Zweifel den Hof. Er hielt ihre Hand und flüsterte ihr ständig ins Ohr. Barbara Bragg war auch da, sie saß an einem Tisch mit mehreren Leuten, die, ihren Gesichtszügen nach zu urteilen, aus derselben Familie stammten. Es war fast so, als sei an diesem Abend ganz Nodd's Ridge im ›Dog‹ eingekehrt. Pearl fühlte sich unbehaglich, ihr war, als stünde sie einem Gericht von ihr Gleichgestellten gegenüber.

Evvie Bonneau winkte sie an ihren Tisch, wo sie herzlich begrüßt wurden.

»Pearl«, rief Sonny. »Sie gehen tanzen mit Ihrem zerkauten Fußgelenk? Sie haben mehr Mumm in den Knochen als ein Tiger Saft in den Eiern.«

»Na!« schalt Evvie ihn, dann sagte sie zu Pearl: »Sie sollten den Fuß lieber nicht so viel belasten.«

Pearl setzte sich. »Tu ich ja jetzt nicht mehr.«

David ging zur Bar, um ihr ein Bier und sich selbst ein Gingerale zu kaufen.

»Die Hündin war längst über alle Berge, als ich hinkam«, gestand Evvie. »Dafür habe ich Roscoe versorgt.«

»Er lag völlig besoffen rum«, erklärte Sonny die anderen Anwesenden auf. »Erzähl ihnen, was du zu ihm gesagt hast, Evvie.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Ich hab zu ihm gesagt, er möge den Kopf endlich aus seinem Arsch rausziehen. Es würde keinen interessieren, ob er sich zu Tode saufe, das sei sein verfassungsmäßig garantiertes Recht, aber er locke inzwischen die Fliegen an. Erst einmal solle er ein Bad nehmen und dann zu den Anonymen Alkoholikern gehen.«

»Die Treffen sind montags, mittwochs und freitags in der Congo Church, an den übrigen Tagen in der Kirche Christi«, fügte Sonny hinzu. »Bin letzte Woche zweimal hingelaufen, aber ich weiß nicht recht...«

»Du bist schon jenseits von gut und böse«, warf Lurch ein. »Genau wie ich.«

Sonny betrachtete nachdenklich das Bier vor ihm auf dem Tisch.

»Das war 'ne ganz schön harte Sache. Weiß nicht, ob ich das packen würde. So'n Leben kann ohne einen Drink ganz schön lange dauern.«

David, der gerade zurückkam, klopfte ihm auf die Schulter.

»Ich hab seit Jahren keinen Schluck getrunken, Sonny, und mir fehlt dabei gar nichts.«

Sonny sah ihn neiderfüllt an. »Du hast ja auch Geld, deine Jugend und siehst gut aus. Wozu brauchst du Schnaps?«

David lachte. »Eben.«

Pearl mußte genau hinhören, um trotz der ganzen Unterhaltung an den umstehenden Tischen alles verstehen zu können. Es war noch nicht so laut, wie es später noch werden sollte, aber es war auch nicht

gerade leise. Jemand klopfte ihr auf die Schulter, und sie sah hoch zu Barbara Bragg.

»Hab gehört, daß Sie Ihre Muschi rasieren lassen mußten.«

Lurch prustete einen ganzen Mund voll Bier über den Tisch. David schlug ihm zwischen die Schulterblätter.

»Beim nächsten Mal werde ich Sie vorher anrufen«, erwiderte Pearl. »Dann können Sie kommen und zusehen. Ich wußte nicht, daß Ihnen so was gefällt.«

Barbara lächelte affektiert und stolzierte triumphierend davon.

»Tollwütige Hündin«, murmelte Evvie. »Ich hätte nicht übel Lust, ihr eine Überdosis Betäubungsmittel in den Hintern zu schießen.«

David erklärte Evvie, Sonny, Lurch und seiner Freundin, daß Pearls Kätzchen geschoren werden mußte, weil sich Hunderte von Kletten in seinem Fell verheddert hatten. Sie amüsierten sich lautstark darüber.

Pearl wünschte, sie wäre zu Hause geblieben und hätte ihr Fußgelenk auskuriert.

Die Kellnerinnen waren nirgends zu sehen, also stand David auf, um eine neue Runde zu bestellen. Er war eine Zeitlang weg, um an der Bar zu warten, bis er an der Reihe war.

Evvie zog ihren Stuhl näher zu Pearl. Unter dem Schutz des lärmenden Geblödel der anderen sagte sie leise: »Sie haben ja gut zu tun, meine Liebe.«

Pearl war nicht beleidigt. Sie mochte diese beherzte, etwas exzentrische Frau, auch wenn sie die Sympathie, die sie für Evvie empfand, nicht ganz verstand.

»Ich kann Sie verstehen«, fuhr Evvie fort. »Ich würde ihn auch nicht aus dem Bett schmeißen. Aber es muß Ihnen doch über den Kopf wachsen, oder?«

Pearl sah sie nur an. Evvie nickte.

»Sie können immer zu mir kommen«, sagte die kleine Frau. »Es hilft manchmal, wenn man sich aussprechen kann. Ich nehme keine Gebühren fürs Zuhören.«

»Könnte sein, daß ich drauf zurückkomme.«

David kam mit einer Runde frischer Getränke zurück. Seine Stimmung hatte sich verändert. Er wirkte bedrückt und beklommen.

»Laß uns gehen«, sagte Pearl zu ihm.

Sie bemerkte das Aufblitzen von Erleichterung in seinen Augen, und plötzlich war er wieder bester Laune. Er schüttelte allen die Hände und sagte, es sei richtig nett gewesen.

»Entschuldige«, sagte er draußen auf dem Parkplatz. »Dein Fuß tut dir weh, stimmt's?«

»Ist nicht so schlimm.«

»Du hättest im Bett bleiben sollen.« Er rollte sich eines ihrer Nackenlöckchen, das der Haarnadel entkommen war, um den Finger. »Was hat Barbara eigentlich gegen dich?«

»Ich weiß es nicht genau. Schlechte Schwingungen, nehme ich an. Es war so etwas wie Abneigung auf den ersten Blick.«

Er lächelte. »Sie hat so 'ne Art negatives Charisma.«

Sie waren schon auf der Landstraße, als er weitersprach. Sie sah seinem Blick an, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

»Erinnerst du dich noch an das, was ich dir von Reuben und meiner Mutter erzählt habe? Ich glaube, es sollte deutlich gesagt werden, daß sie Aggressorin war. Er war eher das unschuldige Lämmchen. Man kann nicht unbedingt von Verführung sprechen. Ich glaube eher, daß sie ihn belästigte.«

Pearl schüttelte den Kopf. »Und woher weißt du das?«

Er grinste sie an, und sie glaubte einen Moment lang den neugierigen, schwierigen kleinen Jungen zu sehen, der er ohne Zweifel einmal gewesen war. »Ich hatte ein übernatürliches Talent, mich unsichtbar zu machen, wann immer ich wollte.«

Sie lachte. »Das hat sich inzwischen verwachsen. Aber warum erzählst du mir das alles?«

Ein finsterer Ausdruck legte sich auf sein Gesicht. »Ich will damit sagen, daß ich Reuben Styles schon sehr lange und auf eine gewisse Weise sehr genau kenne. Und wenn ich dir jetzt erzähle, was ich vorhin an der Bar aufgeschnappt habe, dann wirst du verstehen, wie wütend mich das gemacht hat.«

Pearls Mund wurde trocken. Jemand mußte es ihm erzählt haben, jemand hatte Reuben zu spät in der Nacht oder zu früh am Morgen aus ihrem Haus kommen sehen, Roscoe hatte zu laut fantasiert oder Evvie Bonneau hatte den Mund doch nicht halten können. Das Theater war endgültig vorbei. Sie machte sich auf alles gefaßt.

»Was?«

Wieder zögerte er einen Moment, dann sagte er mit einem Seufzen: »Es gibt einfach keine zartfühlende Art, es zu erzählen. Also: Es macht das Gerücht die Runde, Reuben hätte Bri Spearin krankenhaushausreif geschlagen, weil Bri ihm in die Quere gekommen sei. Man erzählt sich, Reubens Beziehung zu Karen sei inzestuös.«

Ihr Magen zog sich schmerzvoll zusammen. Sie schloß die Augen und stöhnte.

»Natürlich ist das nicht wahr«, fuhr David fort, »das kann gar nicht wahr sein. Es ist ein Gerücht, das Bri und sein Bruder Ryan in die Welt gesetzt haben, um sich zu rächen. Aber Karen, Reuben und Sam wird auch die Lüge sehr weh tun. Das Ganze könnte verheerend Folgen haben.«

Sie hatte das Gefühl, winzig klein und ganz weit weg zu sein. »Weißt du, manchmal glaube ich, ich hasse die menschliche Rasse.«

David zog sie fest zu sich heran. Er seufzte. »Es tut mir so leid. Ich weiß, wie sehr dir alle drei am Herzen liegen.«

Sie nickte. Sie hörte seinen Herzschlag, und das war etwas sehr Beruhigendes. Er roch gut. Wie ein frischgebadetes Baby, dachte sie. Was war er doch für ein Rätsel, mit seiner Selbstsicherheit des reichen, unabhängigen Jungen, seiner merkwürdigen Art, Frauen zu erobern, seiner körperlichen Kraft, seiner Schönheit, das alles war nicht mehr als ein äußerer Panzer. Er versteckte sich selbst hinter dieser Fassade, den wirklichen David, diesen Spielball von Flutwellen, die es auf seinen Verstand abgesehen hatten, und er tat es, weil er keine andere Wahl hatte. All die Wut und die Angst, die seine hemmungslosen Forderungen an ihren Körper in ihr hervorgerufen hatten, schmolzen dahin wie Schnee in der Sonne. Er hielt sie fest, den Unterarm unter ihre Brust gelegt, als wolle er sie vor dem Ertrinken ans sichere Ufer retten.

Sie sprachen erst wieder, als sie vor ihrem Haus angekommen waren. Er brachte sie zur Tür und gab ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange, doch als sie sich in die Augen sahen, konnten sie sich voneinander nicht mehr verstecken, und sie schlossen sich zu einem leidenschaftlichen Kuß in die Arme.

Es war David, der sich mit einem kurzen Lachen von ihr löste. »Wenn wir nicht sofort aufhören, bin ich noch hier, wenn dein Stiefvater eintrifft, und es gibt einen großen Skandal. Außerdem sollst du wissen, daß ich aufhören kann.«

»Ich bin nicht sicher, daß ich deine komplette Erneuerung unterstützen kann.«

Sie gab ihm noch einen Kuß und entließ ihn mit einem Lächeln aus ihrer Umarmung.

Das Haus war dunkel und leer. Selbst Not, das nackte Kätzchen, lag in tiefem Schlaf. Sie humpelte zu ihrem Schreibtisch, knipste die Lampe an und setzte sich über ihre Geschäftsbücher. Aber sie konnte sich nicht konzentrieren. Das Fußgelenk schmerzte gotterbärmlich, und keine Addition wollte zum richtigen Ergebnis führen.

❧ 3 ❧

Sie machte das Licht aus und kroch auf das Liegebett auf der Sonnenveranda. Not sprang zu ihr hinauf, um sich in ihrem Schoß zusammenzurollen. Trotz aller Anspannung döste Pearl sofort ein.

Ein hohes Miauen durchbrach die dünne Schutzdecke ihres Schlafs, als Reuben das Kätzchen von ihrem Schoß nahm und sanft auf den Boden setzte. Not beklagte sich noch einmal, gähnte dann und stakste davon, nachdem sie die Hinterbeine gestreckt hatte.

»Was ist mit der Katze passiert? Sie ist ja ganz nackt.«

Pearl war noch nicht ganz wach. Ihre Stimme kam ihr vor, als flüsterte sie ein Geheimnis, den genauen Zeitpunkt der Flucht beispielsweise, durch eine Gefängnismauer. Ihr Kopf schwirrte noch von den wirren Träumen. »Wenn ich gestorben sein sollte und dies die Wiederauferstehung ist, dann ist es zu spät. Mein Gehirn ist schon vermodert. Ich habe Kopfschmerzen, von meinem Fuß gar nicht zu reden.«

Sein Interesse für die Katze löste sich in Luft auf. »Dein Fuß?«

Sie probierte ein Lachen, aber es geriet etwas rostig. »Roscoes Hündin hat mich erwischt.«

Er war sehr besorgt. Nachdem er den Verband abgenommen und sich die Wunde mit einem Kopfschütteln angesehen hatte, brachte er ihr ein Aspirin und ein Glas Wasser.

Sie schielte nach der Tablette auf seiner Handfläche. »Ich hatte auf Tylenol gehofft. Die mit dem Zyanidzusatz.«

Er setzte sich neben sie und zog sie, ohne daß sie sich widersetzte, auf seinen Schoß. »Ich wüßte noch eine Therapie«, sagte er und fuhr ihr mit einer Hand unter das T-Shirt. »Manche Leute sind der Mei-

nung, mehr als eine Handvoll sei zuviel. Ich bin froh, daß ich so große Hände habe.«

Aber er war sanft und geduldig mit ihr, er wartete, bis auch ihr Körper wieder ganz zu sich gekommen sein würde.

Sie hatte das Gefühl, als sei ihr Körper träger und schwerer geworden, als wehre er sich gegen das Aufwachen. Der Schwerpunkt lag tief in ihr drin, und die Nacht kam ihr finster und undurchdringlich vor.

»Was ist mit dir?« fragte er sie schließlich ganz direkt.

Sie biß sich auf die Lippe. »Ich glaube, ich bin nicht in der Stimmung.«

»Dein Fußgelenk tut dir weh, stimmt's? Tut mir leid. Ich glaube, ich habe nur an mich gedacht. Vielleicht solltest du morgen zum Arzt gehen.«

In der Stille hörte man die Geräusche der Nacht, die Grillen und die Mücken, das Rauschen der Blätter ganz laut und deutlich. Sie schloß die Augen, um gegen die Tränen anzukämpfen.

»Da ist doch noch was anderes«, sagte er. »Erzähl's mir. Jetzt gleich.«

»Da macht eine Geschichte die Runde...«, stammelte sie. Ihre Innereien fühlten sich an, als hätte sie eine Handvoll Kieselsteine verschluckt. »Es ist so furchtbar...«

Er faßte sie zärtlich unters Kinn und drehte ihr den Kopf so, daß sie ihm direkt in die Augen sehen mußte. »Ich bin ein großer Junge. Erzähl's mir.«

Sie wandte das Gesicht ab. »Du und Karen...«

Er sog die Atemluft ein, als hätte ihm jemand mit einem Bleirohr in die Nieren geschlagen, oder mit einem Baseballschläger.

Sie warf sich gegen ihn, klammerte sich fest an ihn. Der nächste Moment verging wie eine eiskalte Druckwelle, und sie dachte: *Irgend jemand wird getötet werden.*

Schließlich sagte er in distanzierterem, beinahe akademischem Tonfall: »Ich fühle mich, als hätte der Köter an mir rumgekauert. Nur etwas weiter oben. Wo hast du das gehört?«

»Ich hab mit David im ›Dog‹ ein Bier getrunken. Irgend jemand dort hat ihm die Geschichte erzählt.«

Reuben seufzte. »David? Wie geht's ihm.«

Sie legte ihre Hände auf seine. »Nicht besonders. Mal oben, mal unten.«

»Nett von dir, daß du dich um ihn kümmerst.«

Sie schwieg, fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoß.

Schließlich fragte er ganz beiläufig: »Was denkst du?«

»Ich liebe dich«, sagte sie. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß ein solches Geständnis sich so jämmerlich anhören konnte.

Er warf mit einem erstaunlich fröhlichen Lachen den Kopf in den Nacken und drückte sie so fest an sich, daß es ihr beinahe den Atem raubte.

»Du weißt ja wohl, woher dieses Gerücht stammt? Da möchte jemand eine offene Rechnung begleichen.«

Sie nickte, während er ihr sanft über das Haar streichelte. »Ich weiß nicht, was ich ohne dich täte«, murmelte er.

Aber es war alles nicht so einfach. Die Nacht war kühl, und es roch nach frischem Grün, der Neumond stand glasig am Himmel. Die Stille wurde tiefer, nachdem die Landstraße endlich auch von den ganz späten Heimkehrern befreit war, nachdem Kriechtiere und Greifer und andere nächtliche Waldbewohner gefressen worden waren oder gefressen hatten und sich für diesen Tag zur Ruhe begeben hatten. Sie und Reuben schliefen erstaunlich friedlich nebeneinander ein.

❧ 4 ❧

Am nächsten Morgen saß Karen bereits still am Küchentisch, als Pearl angezogen nach unten kam. Das Mädchen hatte den Kaffee schon aufgesetzt. Ihre Haut war wachweich, und die Schatten unter den Augen wirkten beinahe wie blaue Flecken. Ganz offensichtlich hatte sie nicht viel Schlaf gekriegt.

Pearl legte ihr den Arm um die Schultern, und Karen brach in Tränen aus. Ihr ganzer Körper zitterte vor Kummer und Leid.

Als sie sich endlich und immer noch schluchzend die Augen trocknete, brachte sie mit zittriger Stimme hervor: »Mein Gott, ich vermisze meine Mutter so sehr.«

Pearls Augendeckel zuckten, auch ihr wollten die Tränen kommen. Sie drehte hastig den Kopf zur Seite. Immer wenn man denkt, man sei endlich darüber hinweg, dann kommt jemand und stößt einem so

kräftig gegen die alte Wunde, daß sie wieder schrecklich weh zu tun beginnt.

Karen sagte mit schleppender Stimme: »Bri läuft herum und erzählt jedem, der es hören will, mein Vater...« Sie brach mitten im Satz ab und begrub das Gesicht in Pearls Busen. »Ich kann es nicht glauben«, schluchzte sie. »Ich habe mir eingebildet, diesen Scheißkerl zu lieben. Was ist, wenn Sam davon hört?«

»Ihr haltet schon zusammen, ihr Styles'«, beruhigte Pearl das Mädchen. »Ihr werdet darüber hinwegkommen.«

»Sam und Dad werden mir niemals verzeihen. Wenn ich nicht wäre, wäre das alles nicht passiert.«

»Unsere Handlungen haben nun mal Konsequenzen«, sagte Pearl, »und wir können sie nicht alle vorhersehen. Aber eines ist ganz gewiß: Sie lieben dich. Am besten gehst du jetzt gleich zu ihnen.«

»Dad wird schon zur Arbeit gegangen sein. Ich... ich kann nicht vor Sam oder Jonesy oder weiß der Teufel vor wem noch darüber reden. Ich muß bis heute abend warten.« Karen schnaubte heftig durch die Nase und warf sich wieder in Pearls Arme.

»Geh, wasch dein Gesicht«, sagte Pearl zu ihr.

Karen tat, wie ihr geheßen, dann brach sie in aller Eile auf. Der Plymouth qualmte und knatterte, beim Wegfahren hinterließ er eine bläuliche Rauchfahne.

Pearl schüttelte mit dem Kopf und begab sich ebenfalls auf den Weg zur Arbeit. Ihr Fußgelenk machte ihr den ganzen Tag Ärger, es behinderte sie, und der Schmerz flammte auf, wenn sie es auch nur im geringsten belastete. Sie merkte, wie sie begann, die Stunden zu zählen, bis sie sich die nächste Dosis Aspirin verabreichen konnte. Sie versuchte, nicht darauf zu achten, wenn ein Kunde einem anderen mit leiser Stimme etwas zuflüsterte, keinen Schrecken zu bekommen, wenn sie ein leises, unterdrücktes Lachen hörte, nicht zusammenzuzucken, wenn eine Frau mit angehaltenem Atem den geflüsterten Offenbarungen einer anderen lauschte. Es konnte doch nicht so schnell die Runde gemacht haben, redete sie sich ein. Aber das Herz wollte sich ihr zusammenziehen, als sie immer und immer wieder bemerkte, wie eine die andere anschaute und dann wieder wegsah, schockiert, verlegen oder besorgt.

Sonny Lunt ließ sich nicht blicken. Das war zwar irgendwie eine Erleichterung, aber sie machte sich ein bißchen Sorgen, ob er vielleicht soviel getrunken hatte, daß er nicht wieder hochkam.

Jean McKenzie hatte ihren bisher schlechtesten Tag. Langsam sah es so aus, als würde sie sich als völlig unbrauchbar für diesen Job erweisen, aber Pearl behielt diesen Gedanken für sich und übte sich in Geduld.

Auch David kam nicht. Er rief auch nicht an. Gott sei Dank, dachte sie.

Sie war erleichtert, als sie den Laden endlich absperren durfte. Sie übergab Walter eine zutiefst entmutigte Jean. Im Laufe des Tages hatte Jean sich wohl durch ein Paar Packungen Papiertaschentücher geweint, aber als Walter fragte, wie es denn gelaufen sei, versicherte seine Tochter ihm mit zittriger Stimme, es sei ganz gut gegangen.

Pearl tätschelte Jean die Hand. Die ältere Frau lächelte verlegen und kletterte ziemlich ungraziös in Walters Jeep.

»Na also«, sagte er. »Hab doch gewußt, daß du es schaffen kannst. Hab's dir doch gesagt.« Dann aber fügte er mit unübertrefflicher Taktlosigkeit hinzu: »Ich hoffe, sie hat nicht noch mehr Teller zer schlagen als beim letzten Mal, Pearl.«

Als sie im Hof ihres Hauses aus dem Wagen kletterte, machte sich Pearl auf ein Gedicht oder etwas in der Art von David gefaßt. Die Tür war nicht verschlossen, und das Kätzchen tollte auf der Veranda herum, obwohl sie sicher war, den Riegel vorgeschoben und das Kätzchen eingesperrt zu haben. Sie fragte sich, ob sie langsam den Verstand verlöre, sei es nun vor Müdigkeit oder wegen ihres ausschweifenden Lebens. Aber dann klärten das Hemd auf der hinteren Treppe und die abgeschnittenen Shorts auf dem Treppenabsatz sie darüber auf, daß bei ihr eingebrochen worden war, und sie wußte auch, wer der Einbrecher war.

David lag auf ihrem Bett. In der einen Hand hielt er eine alte Ausgabe von Newsweek, die andere war damit beschäftigt, eine wunderschöne Erektion in Gang zu halten. »Hi. Mein Gott, ist es heiß in deinem Zimmer. Warum kaufst du dir keine Klimaanlage? Wie geht's deinem Fußgelenk?«

Sie ließ ihm seine Klamotten auf den Kopf fallen. »Ich habe heute keine Zeit für deine Spinnereien.«

Mit großem Theater nahm er den Wecker vom Nachttisch und sah auf das Ziffernblatt. »Du wirst dir die Zeit nehmen. Es wird eine verdammt lange Woche. Pearl.«

Sie stand mit verschränkten Armen über ihm und versuchte, ein möglichst ernstes Gesicht zu machen, aber seine männliche Schwelung war so unglaublich, daß sie einfach lachen mußte. »Ist es so toll, dein Newsweek? Welches Bild ist es, das von George Will oder das von Jane Bryant Quinn?«

»Nein, nein, das hat nur mit dir zu tun, Liebste. Und vielleicht ein ganz kleines bißchen mit George. Seine Fliege, weißt du?«

Sie lachte. »Und wie war das mit dem Aufhören?«

»Es ist ein Opfer. Ich muß immer an dich denken.«

Er nahm ihre Hände und zog sie zu sich herunter.

❧ 5 ❧

Pearl verließ Nodd's Ridge nicht einfach, sie hatte das Gefühl zu fliehen. Die lange Fahrt wirkte beruhigend, es war eine Gelegenheit, einmal ohne jede Unterbrechung nachzudenken. Sie sah in den Rückspiegel. Die Berge lösten sich langsam in einem allgemeinen Blau auf. Hinter ihr lag ein riesiger Misthaufen, eine Unordnung in ihrem Privatleben, derer sie sich niemals für fähig gehalten hätte.

Das Hinweisschild, das ihr den richtigen Weg zum Flughafen wies, war eine Erleichterung. Das hatte sie wenigstens gefunden. Auf dem Schild stand: PORTLAND INTERNATIONAL JETPORT. Sie mußte lächeln, als sie an die alten Science-Fiction-Storys ihrer Jugendzeit dachte: *Lucky Starr hebt ab* – und vorne drauf eine bunte Zeichnung von Luckys Weltraumrakete, wie sie von einem gewaltigen Feuerstoß zwischen leuchtenden Wolkenkratzern und schlanken Kirchtürmen hervorgeschossen wird.

Sie bekam bei Norris' Anblick, der zusammen mit den anderen Passagieren zum Ausgang Zwei herauskam, einen Schrecken, aber es war ein vertrauter Schrecken. Er war jedesmal so viel kleiner und älter als die Vorstellung, die sie von ihm herumtrug. Als er seine Arme um sie legte, fühlte sie sich wieder wie ein kleines Mädchen.

Kurz darauf wischte sie sich die Tränen trocken und lachte.

»Es muß wohl etwas in der Luft sein, oder die Sterne stehen schlecht. Alle meine Bekannten haben heute geweint, und jetzt war ich wohl an der Reihe.«

Er lachte das brummende Lachen alter Männer, als er sie noch einmal in die Arme schloß. »Das ganze Weinen muß dich furchtbar durstig gemacht haben. Wie war's mit einem Drink. Dann kannst du mir auch genau erzählen, was mit deinem Fuß passiert ist.«

Ihre Kehle war auf einmal so trocken, daß sie tatsächlich einen Drink gebrauchen konnte. Sie gingen hinüber in die Bar, wo sie sich von ihm eine Pepsi spendieren ließ und ihm von der Hündin erzählte. Als sie geendet hatte, war sie in kalten Schweiß gebadet. Jetzt erst wurde ihr klar, was für eine Angst sie gehabt hatte, als es passiert war.

Eine halbe Stunde später hatten sie sein Gepäck abgeholt und in ihrem Lastwagen verstaut und fuhren der Sonne entgegen. Der Horizont war in ein Flammenmeer von göttlichem Licht getaucht. Das Sonnenlicht, das in Pearls Augen explodierte, während ringsherum alles in der Dämmerung versank, löste bei ihr heftige Kopfschmerzen aus. In ihrem Fußgelenk pochte es, aber sie ignorierte es, wie sie es schon den ganzen Tag lang getan hatte.

Sie fuhren über Hügelkuppen hinweg und in Serpentinien wieder herunter, und Norris kam aus dem Staunen nicht heraus. »Mein Gott, das schaue sich einer an.« Er starrte auf die dunklen Mauern der Wälder und schüttelte ungläubig den Kopf. »Hier gibt's mehr Bäume als Menschen. So viele Bäume hab ich noch nie gesehen.« Er sah, wie sich der Himmel in den vielen Seen und Teichen spiegelte, an denen sie vorüber fuhren, und lachte. »Wie schön. Sieht es nicht aus wie Quecksilber. Bin jetzt schon froh, daß ich gekommen bin.«

Als sie den Ridge erreichten, war es bereits zu dunkel, um noch etwas davon zu erkennen. Sie zeigte auf ihr Speiselokal, als sie daran vorbeifuhren, und er strahlte über das ganze Gesicht. Ihr Haus versetzte ihn in Entzücken.

»Du mußt jetzt deinen Fuß hochlegen«, sagte er. »Sag mir, was ich machen soll.«

Sie spielte mit dem Kätzchen, während er unter ihrer Anleitung das Abendessen bereitete.

Nachdem sie die Stühle vom Tisch abgerückt hatten, sagte sie: »Meine Hochachtung für den Koch.«

»Ich habe nur gemacht, was du mir gesagt hast.«

Sie betrachtete ihn, wie er ihr gegenüber am Küchentisch saß.

»Weiß du, Daddy, das ist das erste Mal, daß ich mich in dieser Küche wie zu Hause fühle.«

Norris lachte. »Gut. Das ist gut.« Er sah sie sich längere Zeit an, dann sagte er: »Du siehst ein bißchen dünn aus. Vielleicht hast du in letzter Zeit zuviel gearbeitet und dabei das Essen manchmal zu kurz kommen lassen. Aber du siehst aus, als würdest du hierher gehören. Deine Mutter wäre glücklich, wenn sie wüßte, daß du an diesem Ort Wurzeln geschlagen hast.«

Pearl langte über den Tisch und drückte seine Hand.

Norris zog eine Zigarre aus der Tasche. »Ist es okay, wenn ich draußen auf der Treppe mit dem Ding rumstinke?«

»Ich werde ein bißchen kalten Tee mit rausnehmen und mich zu dir setzen.«

Er richtete sich auf den Eingangsstufen ein und steckte seine Zigarre in Brand. Ein zufriedenes Grunzen vermeldete den Erfolg.

»So, nun erzähl mal. Hast du einen Freund?«

Pearl hätte sich beinahe an ihrem Tee verschluckt.

Norris klopfte ihr auf den Rücken. »Das sollte wohl ein Ja sein. Ich hoffe, er ist ein Fortschritt gegenüber dem Emporkömmling von Firmenanwalt, dem du Gott sei Dank irgendwann einmal die Tür gezeigt hast. Manchmal ist es für einen Vater unmöglich, zu verstehen, was seine Tochter an diesem oder jenem Kerl findet, aber einen besseren Geschmack als bei dem hattest du eigentlich immer. Ich nahm an, daß er dich bestochen hatte und du dich ihm verpflichtet fühltest. Hoffentlich war er wenigstens im Bett nicht so egoistisch wie er aussah.«

»Daddy, du schockierst mich.«

Norris schnaubte wütend. »Ist doch wahr. Kerle, die außerhalb des Betts böse, selbstsüchtig und hart sind, die sind's im Bett meistens auch.« Er rollte die Zigarre zwischen seinen Fingern, bewunderte den Mondschein, steckte sie wieder zwischen die Lippen und redete um sie herum. »Ich bin zu alt, Pearl, ich will nicht mehr um den heißen Brei herumschleichen. Dafür habe ich keine Zeit mehr. Du bist fünfunddreißig, wirst bald sechsenddreißig. Es wird Zeit, daß du unter die Haube kommst.«

Pearl lehnte sich zurück und stützte sich mit den Ellenbogen auf der obersten Stufe ab. Ihr Fuß war steif und geschwollen von der langen Fahrt. Vor dem Schlafengehen würde sie ihn noch einmal fest einwickeln. »Ich werde so lange abwarten wie nötig. Du weißt, daß ich nichts überstürze.«

Mit einem sanften Kopfnicken stimmte Norris ihr zu. Er seufzte. »Ach, Pearl, ich würde so gerne noch deine Kinder sehen, bevor ich sterbe.«

»Hör sich einer den an! Du wirst ewig leben, Norris.«

Er lächelte sanft. »Das bezweifle ich, Kleines. Das bezweifle ich wirklich.«

Es war ein langer Tag für ihn gewesen. Genau wie für sie. Der Ausflug nach Portland war immerhin hundertzwanzig Meilen lang gewesen. Zu schade, daß Lucky Starrs Pendelservice zum Jetport von Portland noch nicht funktionierte.

»Bist du müde?« fragte sie ihn.

»Ich rauche den Glimmstengel noch eben fertig. Ich nehme an, wir stehen mit der Sonne zusammen auf?«

»Du mußt dich ausschlafen«, erwiderte sie. »Und wenn du willst, darfst du den ganzen Tag hier rumsitzen. Da steht ja noch der Kombi. Wenn du Hunger hast oder dir nach Gesellschaft ist, du weißt, wo du das Restaurant findest.«

»Sehr nett von dir, mein Liebling. Ich werde mit der Sonne zusammen aufstehen. Ich werde gleich mit dir fahren und sehen, ob ich mich irgendwie nützlich machen kann. Vielleicht zerdeppere ich ein paar Teller, aber dann hat deine Jean wenigstens die Beruhigung, daß sie nicht das dämlichste Kamel auf der ganzen Welt ist.«



Karen fuhr von der Arbeit direkt zu ihrem Anhänger und rief Sams Freund Josh an. Er zeigte sich hilfsbereit. Als sie nach Hause fuhr, kam Josh ihr in seinem Maverick entgegen. Sam saß auf dem Rücksitz, gegen die Fahrtrichtung. Die Jungen winkten ihr zu, sie winkte nicht nur zurück, sie grinste über das ganze Gesicht. Reuben kam aus der Tür, als er das Getöse ihres Autos hörte. Plötzlich kam es ihr selbst unverschämt laut vor. Ihr wurde klar, wie es sich für ihn erst anhören mußte, und sie schämte sich ein wenig. Sie hätte überlegter

handeln sollen, etwas länger warten und mehr Geld zusammensparen sollen.

Er kam zu ihr herüber. »Hi, Kleine.«

Sie wurde von einer plötzlichen Schüchternheit überfallen, die sie so heftig packte wie ein Magenkrampf.

Er öffnete ihr die Wagentür, als sei sie eine vornehme Dame.

»Daddy, ich wollte dir nur sagen, wie leid mir alles tut.«

Er faßte sie um die Hüften und drehte sie einmal im Kreis herum, genauso, wie er es immer getan hatte, als sie noch ein kleines Mädchen war.

»Komm rein. Es gibt Neuigkeiten, die ich dir erzählen muß.« Er hatte die Hand schon auf den Türkopf gelegt, als plötzlich lautes Gebell ertönte. Sie fuhren beide herum und sahen die schwarze Hündin, die aus dem Wald auf sie zustürzte. Karen war wie gelähmt. Reuben stellte sich eben in dem Moment zwischen sie und die Hündin, als das Tier mit einem Knurren zum Sprung ansetzte, das einem das Blut in den Adern gefrieren ließ. Karen hatte das Gefühl, sich in Zeitlupe zu bewegen, als sie sich auf die Seite warf. Die Hündin, die es auf Karens Kehle abgesehen hatte, war nicht mehr in der Lage, ihre Bewegungsrichtung zu verändern. Reuben bekam die ganze Wucht des Aufpralls auf den Solarplexus. Die Krallen der Hinterpfoten, die nach irgendeinem Halt suchten, zerkratzten ihm die Brust und die Arme, die er instinktiv in die Höhe geworfen hatte, um sich zu schützen. Die Vorderpfoten verfehlten sein Gesicht und krallten sich durch das Hemd in seine Schultern. Mit entblößten Zähnen und schäumendem Maul wurde der dreieckige Kopf des Tiers von dem Gewicht des ganzen Körpers gegen die muskulöse Brust des großen Mannes geworfen. Die Hündin überschlug sich und rutschte auf dem Rücken die Stufen runter in den Sand, wo sie einen Moment lang bewußtlos liegen blieb. Reuben hatte das Gleichgewicht verloren und stürzte rückwärts durch die Fliegentür.

Es entstand eine plötzliche, irritierende Stille, die nur durch das schwere Atmen des Tieres und das Geräusch des zu Boden fallenden Metallgitters, das aus dem Türrahmen gerissen worden war, durchbrochen wurde. Dann rollte Reuben sich auf die Seite und streckte sich. Karen stolperte in die Küche und sank neben ihrem Vater auf die Knie.

Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und schüttelte den Kopf. »Ist deine Mutter hiergewesen?« murmelte er und lachte rauh auf.

Ein Schatten fiel über die beiden und sie sahen hoch. Laura stand vor ihnen, ihre Autoschlüssel in der Hand.

»Was soll denn das bedeuten?«

Reuben mußte noch einmal lachen.

Karen sprang auf und sah zur Tür hinaus. Der Hund war nicht mehr da.

»Du blutest, Reuben.« Laura hatte es so gesagt, als sei das etwas ganz und gar Unanständiges.

»Er ist weg, Dad.«

Lauras Mißvergnügen steigerte sich wie eine geometrische Reihe. Wenn sie etwas nicht ausstehen konnte, dann war es, ignoriert zu werden. »Was ist weg?«

Karen versorgte sie mit der fehlenden Einzelheit. »Der gottverdammte Köter, der ihm beinahe die Kehle aufgerissen hätte. Kapiert?«

»Karen!« schrie Laura wütend heraus.

Reuben sammelte sich vom Boden auf. »Laßt es gut sein. Was willst du, Laura?«

»Karen. Und Sam. Wo ist Sam? Weißt du überhaupt, wo er sich rumtreibt?«

Karen drehte sich auf dem Absatz herum und rannte hinaus.

Noch während Reuben und Laura sich erstaunt ansahen, erwachte der Motor des Plymouth dröhnend zum Leben, und Kies spritzte unter den Hinterrädern hervor, als Karen davonraste.

»Hol sie dir, wenn du meinst, daß du es kannst«, sagte er. Er öffnete einen Schrank, um Eimer und Wischlappen herauszunehmen. Er stellte den Eimer in die Spüle, gab einen Spritzer Reinigungsmittel hinein und drehte den Wasserhahn auf.

»Wo ist Sam?« kreischte Laura. »Raus mit der Sprache! Aber sofort!«

Reuben stöhnte und schloß die Augen. Sein Magen zog sich zusammen, ihm war, als müsse er sich erbrechen. Der Zitronengeruch des Reinigungsmittels explodierte förmlich in dem schäumenden Eimer. »Schrei du nur weiter, Laura. Vielleicht hört er dich bis Greenspark.«

Als er die Augen wieder öffnete, hatte Laura sich einigermaßen unter Kontrolle. Die Arme hielt sie fest vor ihrem kleinen Busen verschränkt, dennoch zitterte sie vor Wut. »Ich habe gestern abend einen Anruf bekommen.«

Reuben wrang den Wischlappen aus und warf ihn direkt vor ihren Füßen auf den Boden. »Entschuldige. Und? Freunde von dir?«

Ihr Mund verzog sich zu einer so häßlichen Grimasse, daß es ihn auf seltsame Weise deprimierte. »Kannst du dir denken, worum es ging?«

»Sind die Besenstiele schon wieder teurer geworden?«

Das war zuviel. Sie zeigte mit dem zitternden Finger auf ihn. »Wenn das stimmt, wenn du Karen tatsächlich angerührt haben solltest, dann werde ich dafür sorgen, daß du ins Gefängnis wanderst.«

»Du hast ganz vergessen, nach dem Jungen zu fragen. Oder sollte tatsächlich niemand angerufen haben, um zu behaupten, ich hätte auch ihn belästigt?«

Sie riß die Augen weit auf und schlug die Hand vor den Mund.

»Das kann nämlich zur Gewohnheit werden«, fuhr er fort. »Aber jetzt sieh zu, daß du dich hier verpißt. Das ist schließlich nicht mehr dein Haus.«

»So hast du früher nicht geredet. Ordinär warst du nicht.«

Reuben lachte verbittert. »Ich wußte gar nicht, was das Wort verpissen bedeutet, Laura, bis zu dem Augenblick wo du mich verlassen hast.«

Sie trat wütend einen umgefallenen Stuhl aus dem Weg und stolzierte hinaus.

Reuben machte mit seinen Aufräumarbeiten weiter. Die zerbrochene Fliegentür nahm er aus den Angeln und zerkleinerte sie in handliche Stücke. Dann ging er in sein Schlafzimmer, schloß den Gewehrschrank auf und nahm die Winchester 410 heraus. Er klappte die Schrotflinte auf und lud sie mit grobem Schrot. Mit leichtem Druck seines Handgelenks ließ er sie wieder zuschnappen. Er klemmte die Waffe unter den Arm, nahm den Telefonhörer auf und wählte eine Nummer. Während er auf das Rufzeichen lauschte, betrachtete er sich im Spiegel. Sein Hemd war zerrissen und blutbefleckt, aber die Striemen auf Armen und Schultern hatten sich schon wieder geschlossen. Dort, wo ihn das ganze Gewicht der Hündin getroffen hatte, verspürte er einen dumpfen Schmerz, einen empfind-

lichen Druck in den Muskeln, und er war sicher, daß am nächsten Tag ein buntschillernder Fleck seine Brust zieren würde.

»Hi, Evvie«, sagte er. »Wie wär's mit 'ner kleinen Hundejagd?«

❧ 7 ❧

Evvie Bonneau sprang vor Reubens Haus aus ihrem Lastwagen. »Mein Gott, wie haben 'se dich zugerichtet.«

Reuben lachte. »Roscoes Hündin war hier. Sie ist auf meine Tochter losgegangen. Pearl hat sie schon angeritzt, und das war das zweite Mal, daß sie mir ans Leder gegangen ist. Sie lebt jetzt seit 'ner ganzen Weile im Wald. Hoffentlich hat sie nicht 'nen tollwütigen Waschbären erwischt.«

Evvie seufzte. »Also los, es wird bald dunkel werden.«

Aber nachdem sie zweieinhalb Stunden lang durch die Büsche gekrochen waren, zwang die hereinbrechende Nacht sie zur Aufgabe. Die Spur des Hundes war leicht zu verfolgen gewesen, aber er war schnell vorwärtsgekommen, war immer vor ihnen geblieben und hatte sie mit seinem Gebell und Gejaule erfolgreich an der Nase herumgeführt. Sie waren einige Meilen von Reubens Haus entfernt.

»Scheiße«, sagte Evvie und zündete sich eine Zigarette an. »Hast du 'ne Ahnung, wo wir sind?«

Reuben blieb einen Moment lang stehen. Beide konnten sie das dumpfe Hämmern entfernter Musik hören.

»Etwa eine Meile vom Bierhahn entfernt«, sagte Reuben.

Der ›Dog‹ war überraschend gut gefüllt. Es war heiß und die Türen standen offen. Jemand hatte die Musikbox auf donnernde Lautstärke gedreht, eine Unterhaltung war so gut wie unmöglich. Trotzdem wurden Reuben und Evvie von Sonny Lunt, Lurch Mullins und anderen Stammgästen ausgelassen begrüßt. David Christopher half Sonny und Lurch bei der Belagerung der Bar.

»Was zum Teufel ist das?« grölte Sonny. »Sind die verdammten Sandinistas gelandet, oder was ist los?«

David lachte fröhlich.

Das Gesicht des Inhabers glänzte schweißnaß, so nervös war er. »Laßt die Knarren draußen«, brüllte er. »Wollt ihr, daß ich meine beschissene Lizenz verliere?«

»Ach, halt doch die Klappe, Fudgy«, sagte Evvie. »Gib uns lieber 'n Bier, bevor wir verdursten.«

»Gebt mir die Schießseisen«, bot Sonny sich an. »Ich sperr sie in meinen Lastwagen.«

Reuben und Evvie gaben ihm ihre Waffen, und er torkelte nach draußen, begleitet von Zurufen, er solle aufpassen, daß er sich nicht in die unterschiedlichsten Teile seiner Anatomie schieße.

»Ich fühle mich übergangen«, beschwerte sich Lurch. »Wenn ihr auf einen nächtlichen Jagdausflug geht, warum laßt ihr mich an dem Spaß nicht teilhaben.«

»Wir haben eine Hündin gejagt«, erklärte Evvie.

Lurch suchte die Umgebung mit seinen Blicken gründlich ab, dann sagte er: »Nun, Barbara Bragg ist nicht hier.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Theke und brüllte vor Lachen.

»Wieso hängst du hier mit diesen Taugenichtsen rum?« wollte Reuben von David wissen.

David erhob sein Glas Gingerale auf seine Trinkkumpane. »Perspektiven gewinnen. Du siehst aus, als hattest du eine kleine Meinungsverschiedenheit hinter dir, Reuben.«

Reuben lächelte. Der Inhaber schob ihm ein Glas Bier rüber. David reichte es weiter.

Sonny war inzwischen an die Bar zurückgekehrt.

»Roscoes gottverdammter Ausreißer hat Reuben angegriffen«, erklärte Evvie ihm.

Lurch stieß Sonny den Ellenbogen in die Seite. »Siehst du nicht, daß er ganz blutig ist?«

»Daß du mir nicht umkippst, David«, flachste Sonny. »David kann den Anblick von Blut nämlich nicht ertragen. Das kommt, weil er Abstinenzler ist. Gingerale zieht einem den Mumm aus dem Sack.«

David lachte und schob Sonny ein frisches Bier rüber. »Deshalb lungere ich ja auch bei euch richtigen Männern rum, Sonny.«

Sonny grinste und bewunderte Reubens Kriegsverletzungen. »War das nun der Jagdhund Barbara oder die Barbara, die du neulich abend nicht flachlegen wolltest?«

»Bestell dir ein Bier«, sagte Reuben. »Es konnte das letzte sein, das ich dir ausbebe, wenn die Töle tatsächlich tollwütig sein sollte.«

»In dem Fall«, rief Sonny, »los, Fudgy, schieb noch zwei rüber, aber schnell.«

»Sag mal, Reuben...«

Reuben drehte sich um und guckte direkt in das Gesicht von Bri Spearins Bruder Ryan, der gleich hinter ihm stand. David Christopher drehte sich ebenfalls um und schaute Ryan an.

»Sag mal, Reuben«, sagte Ryan langsam, »hat Karen dich so zerkratzt, als es ihr gekommen ist? Es macht ihr Spaß zu kratzen, stimmt's?« In diesem Moment begann der Kampf.

❧ 8 ❧

Tom Clark gab Reuben einen kurzen Stoß in den Rücken. Reuben wehrte sich nicht. Er stolperte vorwärts und stieß gegen die Seite des Streifenwagens. Der Wagen schaukelte ein bißchen. Reuben hoffte, daß Tom Clark es dabei bewenden lassen würde.

»Hände aufs Dach«, befahl der Deputy. »Beine auseinander.«

Reuben tat, wie ihm befohlen.

Jeff Deluca stieß David Christopher gleich neben ihm gegen den Wagen.

»Hast du heute abend deinen Spaß gehabt, Reuben?« fragte ihn Tom Clark, nachdem er ihm die Hosenbeine abgetastet hatte.

»Und du?« fragte Reuben zurück.

David Christopher lachte. Jeff Deluca filzte auch ihn.

»Hey, Reuben«, sagte David, »mich tastet wenigstens ein hübscher Junge ab.«

Das brachte David einen zweiten, wesentlich heftigeren Schubser gegen den Streifenwagen ein, aber er hörte nicht auf zu lachen.

»Ihr sperrt jetzt beide die Ohren auf, denn ich werde das nur einmal sagen«, bellte Tom Clark. Er las den beiden ihre Rechte vor, dann versuchte er, Reuben eine Handschelle anzulegen. »Scheiße. Wird ein bißchen weh tun, aber größer gibt's die Dinger nun mal nicht.«

Reuben zuckte mit den Achseln.

Der Deputy packte Davids rechte Hand und fesselte die beiden Männer aneinander. Dann öffnete er die hintere Tür des Streifenwagens. »Rein da! Das ist euer Taxi.«

David schwankte plötzlich und riß an den Handschellen. Reuben packte ihn und hielt ihn mit einer Hand fest, während der jüngere der beiden Männer auf den Parkplatz kotzte.

»Du mußt mit dem Gingerale vorsichtiger sein, David«, sagte Reuben, und David mußte schon wieder lachen.

Tom Clark hatte angewidert einen Schritt zurück gemacht.

Noch zwei Streifenwagen des County Sheriffs und ein Wagen der State Police bogen auf den Parkplatz vor dem Wirtshaus. Zwei Deputies, die gleichzeitig mit Clark und Deluca eingetroffen waren, hielten die restlichen Streithähne noch mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden.

Jeff Deluca hatte inzwischen das Funkmikrophon zur Hand genommen und sprach mit der Zentrale.

»Wo bleibt der gottverdammte Krankenwagen?« wollte Clark wissen.

»Die freiwilligen Krankenwagenfahrer liegen da drüben mit den anderen auf dem Boden«, antwortete Deluca kleinlaut. »Sie sind unter den Festgenommenen.«

»Entzückend«, grunzte Clark. »Und was ist mit dem Gefangenenwagen?«

Das County unterhielt einen solchen Gefangenenwagen für eben-solche Wirtshausprügeleien und für gelegentliche Unruhen unter den Minenarbeitern. Aber der Wagen war natürlich nicht so schnell wie die Streifenwagen, und er wurde ganz von Greenspark her auf den Weg geschickt. »Noch etwa zehn Minuten, Sir.«

Tom Clark lehnte sich durch das offene Fenster nach drinnen. »Sitzen die Herren auch bequem? Wenn er wieder kotzen muß, Reuben, dann steckst du seinen Kopf zum Fenster raus. Ist das klar?«

David fand das alles furchtbar komisch. Er zog die Knie bis vor seine Brust und lachte, bis ihm die dicken Tränen über die Wangen liefen.

SECHZEHNTE KAPITEL

❧ 1 ❧

Karen nahm den Hörer nach dem zweiten Klingeln ab. Ihr Kopf war schwer und schmerzte, das Sprechen fiel ihr schwer.

»Hallo.«

»Karen?«

Im Hintergrund hörte sie einen Mann laut fluchen.

Sie setzte sich aufrecht hin und schüttelte den Kopf, um ihn vom Schlaf zu befreien. »Daddy?«

»Bist du jetzt wach?«

»Geht so. Wo bist du?«

»Festgenommen. Es gab eine kleine Meinungsverschiedenheit im ›Dog‹. Die Cops sind gerade beim Aussortieren.«

»Mein Gott!«

»Ich werde vor morgen früh nicht zu Hause sein. Ich möchte, daß du hinfährst, es Sam erzählst und die Nacht über bei ihm bleibst. Ich möchte weder, daß er sich Sorgen macht noch daß er hierher kommt.«

»Ich soll Sam erzählen, daß du im Kittchen sitzt?«

»Er wird es so oder so erfahren. Warum also nicht gleich?«

Karen sprach langsam. »Daddy, wieso bist du schon wieder in eine Schlägerei geraten?«

»Durch Dummheit.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen zwischen ihnen.

»Meine oder deine?« fragte Karen ihn vorsichtig, aber trotz dieses schüchternen Versuchs, einen Scherz zu machen, füllten ihre Augen sich mit Tränen.

Reuben lachte. »Fahr nach Hause, Karen. Bitte.«

❧ 2 ❧

Der Wärter führte David zurück zur Arrestzelle.

Er war bleich, blutete aus verschiedenen Platzwunden, ein Auge war zugeschwollen, die Lippen waren ebenfalls am Anschwellen, und trotzdem war er bemerkenswert aufgekratzt.

»Ich habe seit Jahren nicht mehr soviel Spaß gehabt.«

»Halten Sie die Klappe«, sagte der Wärter. »Mr. Styles.«

Reuben stand auf und folgte dem Wärter.

»Bist du okay?« fragte er David beim Hinausgehen.

David warf sich auf die Pritsche, auf der Reuben vorher gesessen hatte und lachte.

Reuben wurde in die kleine Kabine geführt, in der Tom Clark seine Verhöre durchführte.

»Hinsetzen«, sagte der Deputy und schob seinen Stuhl zurück, um einen langen Zug aus seiner Zigarette zu nehmen, an der bereits zwei Zentimeter Asche hingen. Er tauschte die Kassette des Recorders aus, der links von ihm stand. Dann schlug er eine neue Seite in dem Buch auf, in dem er seine Notizen machte. »Name und Adresse bitte.«

Reuben sagte sie ihm.

»Für das Protokoll«, sagte Tom Clark. »Mr. Styles und der verhörende Beamte sind gut miteinander bekannt. Von den Festgenommenen der vergangenen Nacht waren laut Analyse des Blutalkoholgehalts vier Männer nüchtern. Einer dieser vier wurde verletzt und liegt im Krankenhaus. Ich verhöre die restlichen drei Männer, die nüchtern waren und nur kleinere Verletzungen davontrugen. Von dem Aufsichtsbeamten wurden Fotografien aller Verletzungen angefertigt, es wird noch zu Protokoll genommen werden, wie es im einzelnen dazu gekommen ist. Evangeline Bonneau hat mir bereits erzählt, wie Sie in den ›Dog‹ gekommen sind, aber ich würde Sie bitten, an dieser Stelle zu beginnen und mir die Vorfälle in Ihren eigenen Worten zu schildern.«

»Ich befand mich zusammen mit meiner Tochter Karen auf der hinteren Veranda meines Hauses«, antwortete Reuben.

»Würden Sie Ihre Tochter bitte mit vollem Namen, Alter und Wohnsitz identifizieren?«

Reuben tat es.

»Ihre Tochter, Karen, ist also sechzehn Jahre alt und lebt mit keinem der beiden Elternteile unter einem Dach? Ist das richtig?«

Reuben nickte.

»Ihre Mutter und Sie sind geschieden? Sind Sie der Elternteil, dem das Sorgerecht zugesprochen wurde?«

»Ja, Sir.«

»Also haben Sie Karen praktisch aus der elterlichen Gewalt entlassen und somit diesen Teil der Sorgerechtsvereinbarung aufgehoben?«

»Jawohl, Sir. Ein Anwalt ist mit der Sache befaßt. Karen hat auch die Schule aufgegeben.«

»Sie arbeitet als Kellnerin? Bekommt sie von Ihnen irgendwelche finanzielle Unterstützung?«

»Sie will kein Geld von mir annehmen.«

»Wie würden Sie Ihre Beziehung zu Karen beschreiben?«

»Bis vor kurzem waren wir uns sehr fremd.«

»Warum?«

»Sie ist böse auf uns, weil wir uns haben scheiden lassen. Ich glaube, sie wollte uns mit Ungehorsam strafen.«

»Kommen wir zurück auf den Angriff des Hundes.«

»Wir wollten gerade das Haus betreten, als der Jagdhund aus dem Wald geschossen kam und auf meine Tochter losging.«

»Kennen Sie diesen Hund?«

»Es handelte sich um eine schwarze Labradorhündin, etwa acht Monate alt. Sie streunt schon seit einigen Wochen in der Gegend herum und reißt Schafe. Sie hat auch schon andere Menschen angegriffen.«

»Wissen Sie, wem sie gehört?«

»Ich glaube, auf dem Papier gehört sie niemandem. Gezüchtet wurde sie von Barbara Bragg. Mrs. Bragg schenkte den Hund ihrem Onkel, Roscoe Needham, aber der wollte ihn nicht haben. Der Hund war von Anfang an ohne Aufsicht.«

»Fahren Sie fort mit Ihrem Bericht über den Angriff der Hündin.«

»Nun, sie wollte meine Tochter anspringen, aber statt dessen erwischte sie mich. Sie prallte so heftig gegen meine Brust, daß ich das Gleichgewicht verlor und rückwärts durch die Tür fiel. Außerdem hat sie mich ein bißchen aufgekratzt.«

»Welche von Ihren Verletzungen ist auf den Angriff des Hundes zurückzuführen?«

»Die Kratzer auf meinen Armen und meiner Schulter und die Prellungen auf meiner Brust.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Danach ist der Hund gleich geflüchtet. Ich habe die Tier-
schutzwartin, Evvie Bonneau, angerufen, und wir haben uns dann zu
zweit auf die Verfolgung begeben, um den Hund zu töten.«

»Hatten Sie Erfolg?«

»Nein. Es wurde dunkel, und wir mußten Schluß machen. Wir wa-
ren in der Nähe des Wirtshauses, also gingen wir hin, um ein Bier zu
trinken.«

»Der Inhaber, Mr. Perry, hat bereits angegeben, daß Sie und Mrs.
Bonneau bewaffnet waren, als Sie die Bar betraten, und daß er Sie
aufforderte, die Schußwaffen sofort wieder hinauszubringen.«

»Das ist richtig. Mrs. Bonneau ist als Beauftragte für den Tier-
schutz legitimiert, eine Waffe zu tragen, und ich habe einen Waffen-
schein für mein Schrotgewehr. Sonny Lunt hat die beiden Schußwaf-
fen in seinem Lastwagen verschlossen.«

»Für das Protokoll: Bei Sonny Lunt handelt es sich um Sanford Ha-
rold Lunt den Dritten, dessen Zeugenaussage später zu Protokoll
genommen wird, da er immer noch in einem Zustand des Rausches
ist. Also, war Mr. Lunt bereits betrunken, als Sie ihm die Waffen
übergaben?«

»Ja, das war er.«

»Aber Sie vertrauten ihm die Schußwaffen doch an?«

»Ja.«

»Und nun erzählen Sie mir bitte, was in der Bar passierte. Was hat
die Schlägerei ausgelöst, Mr. Styles?«

»Ich stand an der Bar und trank ein Bier, in Begleitung mehrerer
Personen, die mir gut bekannt sind.«

»Die Namen, bitte.«

»David Christopher, Sonny Lunt, Lurch Mullins, das ist Melvin
Mullins, Evangeline Bonneau.«

»In welchem Zustand befanden sich diese Personen?«

»Sonny und Lunt waren bereits gut abgefüllt. Evvie, David und ich
waren nüchtern. David trinkt überhaupt nicht, Evvie und ich waren
gerade angekommen.«

»Und was passierte dann?«

»Ryan Spearin kam dazu und machte mir gegenüber eine beleid-
igende Bemerkung.«

Tom Clark sah von seinem Notizbuch auf.

»Würden Sie mir bitte aus Ihrer Erinnerung möglichst genau wiederholen, was er zu Ihnen gesagt hat?«

Reuben zuckte mit den Achseln.

»Er sagte: ›Hey, Reuben, sag, hat Karen dich so zerkratzt, als es ihr gekommen ist? Es macht ihr Spaß zu kratzen, stimmt's?««

»Bei der Karen, auf die Ryan Spearin sich bezog, handelt es sich um Ihre Tochter?«

»Ja.«

»Und was passierte dann?«

»Ich packte ihn und schleuderte ihn quer durch den Raum.«

»Und?«

»In dem Moment brach eine allgemeine Schlägerei aus. Spearins Freunde gegen meine.«

»Daraus ergab sich ein Aufruhr?«

»Ja, Sir.«

»Lassen Sie uns wieder etwas zurückgehen. Warum hat Spearin Sie in aller Öffentlichkeit beleidigt?«

»Um eine Schlägerei anzuzetteln. Rachefeldzug, weil ich seinen Bruder zusammengeschlagen habe.«

»Vor einer Woche waren Sie in eine andere heftige Auseinandersetzung mit Ryans Bruder Brian verwickelt. Mein Protokoll über diesen Zwischenfall wird diesem Verhör beigelegt werden.«

»Ja, das war ich.«

»Worum ging es dabei?«

»Brian Spearin hatte meine Tochter Karen zusammengeschlagen.«

»Können Sie mir das genaue Datum, die Tageszeit und den Ort dieses Zwischenfalls nennen?«

Reuben beantwortete die Frage.

»Daraufhin verprügelten Sie ihn?« fragte Tom Clark.

»Ja, Sir, das tat ich.«

»Hat Ihre Tochter einen Arzt aufgesucht, nachdem Brian Spearin sie angeblich zusammengeschlagen hatte.«

»Ja.« Reuben nannte den Namen des Arztes und fügte, nach einem kurzen Zögern, hinzu: »Er hat ihr noch mehr angetan als nur die Prügel. Sie werden es im Bericht des Arztes finden. Spearin hat Karen gezwungen, einen Klumpen Kokain zu verschlucken. Es war sein Koks. Er hatte ihn bei Karen zurückgelassen, und er war von der Sonne verdorben worden.«

Tom Clark runzelte die Stirn. »Das haben Sie mir letzte Woche nicht erzählt.«

Reuben seufzte. »Ich wollte Karen nicht in eine Rauschgiftsache verwickeln.«

»Hat Karen Drogen genommen?«

»Ich vermute es. Spearin nimmt regelmäßig Drogen, ich nehme an, daß sie zusammen mit ihm etwas genommen hat.«

»Welcher Art war ihre Beziehung zu Brian Spearin?«

»Er war ihr Liebhaber.«

»Über welchen Zeitraum hatten sie geschlechtlichen Verkehr miteinander?«

»Etwas länger als zwei Jahre.«

»Soll das heißen, daß Brian Spearin geschlechtlichen Verkehr mit Ihrer Tochter hatte, als sie noch minderjährig war?«

»Ja, Sir.«

»Für das Protokoll: Brian Spearin ist vierundzwanzig Jahre alt.«

»Und was ist mit Ryan Spearin, Brians Bruder? Hatte Ihre Tochter auch mit ihm geschlechtlichen Verkehr?«

»Ich weiß es nicht.«

Tom Clark sah von seinen Notizen auf. »Es tut mir leid, Reuben, aber ich muß dir diese Frage stellen.«

Reuben nickte.

»Haben Sie tatsächlich sexuelle Beziehungen zu Ihrer Tochter Karen gehabt?«

»Nein.«

Tom Clark nickte.

»Gibt es sonst noch etwas, das Sie zu Protokoll geben möchten?«

»Nein.«

Der Deputy schaltete den Kassettenrecorder aus. »Der Anwalt wird bald hier sein, um dich und Evvie und den jungen Christopher gegen Kaution rauszuholen. Ihre Geschichten stimmen mit deinen überein. Du wirst nächste Woche, bei der nächsten Zusammenkunft der Grand Jury, angeklagt werden. Ich nehme an wegen vorsätzlicher Körperverletzung und Aufruhrs, vielleicht auch, weil du unanständige Witze über den Papst erzählt hast, was weiß ich. Der Staatsanwalt wird gegen alle Anklage erheben, auch gegen Spearins Gang. Ich weiß nicht, ob man dich in den Knast schicken wird, aber ich weiß, daß du 'ner Menge Ärger entgegensehst, Reuben. Es wird nicht aus

deinem Führungszeugnis rauszuhalten sein. Und Karen wird der Grand Jury etwas über das Kokain erzählen müssen, über die Körperverletzung und die Unzucht mit Minderjährigen.«

Reuben nickte.

»Raus jetzt«, sagte Tom Clark. »Ich bin hundemüde. Ihr Jungs habt euren Spaß gehabt. Spearin hat drei gebrochene Rippen und eine Gehirnerschütterung. Geh zurück in deine Zelle und erfreue dich noch ein wenig am Gestank der Besoffenen.«

David lag auf der Pritsche ausgestreckt und hatte die Hände über der Brust gefaltet, so, als hätte man ihn im Beerdigungsinstitut aufgebahrt, nur daß er seine Füße auf Reubens Schoß gelegt hatte. Er schlief.

Reuben stieß Davids Füße von seinem Schoß. »Aufwachen. Unser Anwalt ist da.«

David öffnete ein Auge. »Dabei hatte ich gerade begonnen, diese Zelle in mein Herz zu schließen.«

Reuben lachte.

❧ 3 ❧

Karen kam zu spät.

Pearl stellte sie Norris vor, und das Mädchen schleuderte ihre Handtasche in den Wandschrank und schnappte sich ihre Schürze.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. Dickenson«, sagte sie.

»Pearl, Dad sitzt im Kittchen.«

»Wie bitte?«

»Er, David, Sonny, Lurch und Evvie haben gestern abend den ›Dog‹ auf gemischt. Sie haben sich mit Bris Bruder Ryan und Bris Kumpeln geprügelt.«

Pearl zuckte richtig zusammen. »Wie ist das passiert?«

»Das ist 'ne lange Geschichte. Ich erzähl sie Ihnen, wenn wir etwas Luft haben.«

Norris sah Karen zu, wie sie davon sauste, um die Bestellungen aufzunehmen.

»Das könnte eine interessante Woche werden«, sagte er leise.

David kam kurz darauf, zusammen mit Walter McKenzie.

Jean warf ihrem Vater einen nervösen Blick zu, dann sah sie ängstlich zu Pearl hinüber, die ihr beruhigend zunickte.

»Pearl«, schrie Walter entzückt, »sehen Sie sich diesen Burschen an. War der im Krieg, oder was?«

Davids dunkle Brille konnte etwas von dem Schaden verdecken, aber er war trotzdem nicht zu übersehen. Er nahm die Sonnenbrille ab, um die ganze, ruhmreiche Pracht eines blauen Auges zur Schau zu stellen. Andere Prellungen und Platzwunden entstellten sein Gesicht. Seine Unterlippe war beträchtlich angeschwollen und aufgeplatzt. Ironie leuchtete ihm aus den Augen, aber der Versuch eines Lächelns geriet eher zu einem unkontrollierten Zucken.

Es drehte Pearl den Magen um, ihn so zu sehen. Sie atmete tief durch und rang sich ein schwaches Lächeln ab. Dann wurde sie auf einmal sehr geschäftig. Sie wollte nicht, daß Norris etwas merkte. Sie stellte ihrem Vater Walter und David vor.

Norris kündigte an, er werde die beiden bedienen, damit ihm kein Wort von der spannenden Geschichte entginge.

David und Walter lachten.

Karen eilte geschäftig umher.

David warf ihr einen Blick zu, dann setzte er die Sonnenbrille wieder auf.

»Es war nur eine Rauferei. Jemand hat zu jemand anderem etwas gesagt, und die Hölle brach los.«

Walter war enttäuscht. »Und dabei dachte ich schon, für dich würde es noch so etwas wie Hoffnung geben. Ich hab zu mir gesagt, schau an, hab ich zu mir gesagt, gar nicht so schlecht für einen Abstinenzler, wenigstens hat er sich mal in einen wirklichen Kampf zwischen Männern geworfen. Und dann erzählst du mir die Geschichte, und es ist doch wieder nur eine langweilige Wirtshausrauferei. Fades Gingerale, mein Junge, mehr ist deine Geschichte nicht.«

David schien wirklich untröstlich. »Tut mir leid, Walter.«

Norris zwinkerte David zu. »Wahrscheinlich steckt ein Mädchen dahinter, Walter. Ich nehme an, dieser junge Bursche hat die Ehre einer Dame verteidigt.«

Walter wurde hellhörig. »Ist es so, David?«

Karen bekam einen dunkelroten Kopf und tat noch etwas geschäftiger.

David lächelte über seinen Kaffeebecher hinweg zu Pearl hinüber. »Klingt doch ganz plausibel.«

Er ließ das Lederetui für die Sonnenbrille neben seinem Teller liegen, als er ging. Pearl nahm es und lief hinter ihm her. Sein Auto war vom Inneren des Restaurants aus nicht zu sehen. Er hatte sich gegen den Wagen gelehnt und wartete auf sie.

»Du hast das hier vergessen«, sagte sie.

»Nein, hab ich nicht.«

Sie lachte. »Hatte ich auch nicht im Ernst angenommen. Alles in Ordnung mit dir?«

Er nickte.

»Was zum Teufel ist denn bloß passiert?«

»Lange Geschichte. Ich ruf dich später an.«

Walter machte es sich in einer der Sitzcken bequem und eröffnete dort eine Schwatzbude für alle und jeden. Leute blieben an seinem Tisch stehen, um ein paar Worte mit ihm zu schwatzen, ein paar alte Rentner hockten sich mit ihren Kaffeebechern oder Gläsern kaltgewordenen Tees zu ihm. Hauptgesprächsthema waren die nächtlichen Ereignisse im ›Dog‹.

»Karen«, rief Walter laut durch das Lokal, »ich glaube, ich werde langsam schwer von Begriff. Du warst natürlich der Anlaß für den ganzen Budenzauber.«

»Das ist nicht wahr. Das waren nur ein paar Besoffene.«

Walter hörte gar nicht hin. »Hätte dich schon vor 'n paar Jahren heiraten sollen. Zwei-, dreimal 'n dicken Bauch und kein Mensch hätte sich in 'ner Bar wegen dir geprügelt.«

Karen brach in Tränen aus und lief nach hinten auf die Toilette.

Pearl sah ihr mit einem Gefühl des Grolls nach, über das sie selber erstaunt war. Reuben hatte großen Ärger, Sam würde wahrscheinlich aus seinem Zuhause gerissen werden, und David, der nicht einmal zur Familie gehörte, war verletzt worden, und das alles nur wegen Karen. Vielleicht war es ganz gut, wenn sie sich ein wenig schuldig fühlte, wenn Pearl jetzt nicht hinter ihr herlief, um sie zu trösten und ihr zu sagen, es sei doch nicht ihre Schuld. Es war nicht alles ihre Schuld, aber einen Teil der Schuld trug sie ohne Zweifel. Und wenn jetzt endlich alles vorbei wäre, dann hätte sie verdammtes Glück gehabt. Die Dinge hatten sich wirklich zum Bösen entwickelt, und Pearl hatte so eine Ahnung, daß es noch viel schlimmer kommen könnte.

Kurz darauf kam Karen ziemlich kleinlaut zurück. Sie putzte sich die Nase und schniefte.

Pearl seufzte und gab ihr einen Klaps auf den Hintern, als sie an ihr vorbeiging. Das Mädchen sah sie über die Schulter hinweg an und brachte sogar ein etwas klägliches Lächeln zustande.

Der Tag nahm seinen Lauf. Pearls Fußgelenk behinderte sie, aber sie versuchte, nicht darauf zu achten.

Wann immer es ihr gelang, Norris zu einer Pause zu bewegen, ging er hinüber zu Walters Tisch.

Nach ein paar Stunden hörte Jean auf, nervös und ängstlich zu ihrem Vater hinüberzusehen und gewöhnte sich an den Gedanken, daß er dort saß.

»Ich hoffe, er stört nicht zu sehr«, flüsterte sie Pearl zu, während sie einen feuchten Lappen beinahe erwürgte und dabei auf den Boden sah.

»Aber nicht im geringsten.«

Jean entließ einen Stoßseufzer der Erleichterung.

Pearl fing Karens Blick voller Abscheu und Wut auf, den das Mädchen auf Walter abgeschossen hatte.

Karen wurde rot und wandte sich schnell der Geschirrspülmaschine zu.

»Diese alten Knacker. Ich hoffe, daß ich jung sterbe.«

Pearl wischte sich die Hände an der Schürze ab und riß das Mädchen an den Schultern zu sich herum. »Ich mag alte Leute. Sie kennen viele Geschichten.«

Karen biß sich auf die Lippe.

Pearl ließ sie los. »Wenn du einmal alt werden solltest, dann wünsche ich dir, daß die Welt nicht voller junger Leute ist, die so denken, wie du im Augenblick.«

Das Mädchen schluckte.

»Entschuldigen Sie.« Sie stürzte an Pearl vorbei und verschwand wieder auf der Toilette.

Jean hatte schon wieder Probleme und weinte, weil sie etwas nicht verstand. Norris erklärte es ihr in aller Ruhe.

Meine gesamte weibliche Belegschaft ist mit Weinen beschäftigt, dachte Pearl. Und mir ist auch zum Heulen.

Reuben rief an, um ihr mitzuteilen, daß er sie sehen wolle und sie zu fragen, ob es ihr recht sei, wenn er nach der Arbeit zu ihr nach Hause käme.

»Du kannst kommen, wann du magst«, versicherte ihm Pearl.
»Geht's dir gut?«

»Wenn man bedenkt, in was für einer Scheiße ich stecke, geht's mir sogar ausgezeichnet.«

❧ 4 ❧

Sie saßen zusammen in der Küche und schnitten Gemüse klein, als Reuben hereingefahren kam.

»Noch einer von deinen tapferen Kriegern«, sagte Norris.

»Der Vater von Karen.« Pearl trocknete sich die Hände an der Schürze ab. Sie fragte sich, wie lange Norris wohl brauchen würde, bis er über sie und Reuben Bescheid wüßte. »Komm rein, Reuben.«

Obwohl auch er ein paar Kratzer und blaue Flecken hatte, sah er doch nicht annähernd so spektakulär aus wie David.

Sie stellte die beiden Männer einander vor und fügte hinzu: »Das Geschäft war heute morgen lau, weil die meisten meiner Stammgäste im County Jail saßen.«

Reuben warf den Kopf zurück und lachte: »Alles meine Schuld.«

»Deshalb sage ich es ja.«

»Kommt so was bei euch öfter vor?« fragte Norris.

»In letzter Zeit«, mußte Reuben zugeben, »etwas zu oft.«

Pearl reichte ihm ein Glas kalten Tees. »Karen hat gesagt, daß der verrückte Hund dich auch schon wieder erwischt hat.«

Reuben klopfte sich vorsichtig auf die Brust. »Hab im Krankenhaus einen Tollwuttest machen lassen. Nächste Woche liegt das Ergebnis vor. Wenn es positiv sein sollte, müssen alle Cops und die Festgenommenen aus dem ›Dog‹ auch einen Test machen. Ich könnte sie ja gebissen oder angespuckt haben. Evvie wird den Hund jetzt wohl kriegen. Ein paar Cops helfen ihr bei der Jagd.«

»Mein Gott.« Pearl rückte ihm einen Küchenstuhl zurecht. »Setz dich.«

»So, wie du eben ›Mein Gott‹ gesagt hast, Erinnerst du mich an die Dorothy aus *The Wizard of Oz*.«

Pearl lachte, dann fiel ihr auf, daß Norris nachdenklich von einem zum anderen schaute. Er hatte also nicht einmal dreißig Sekunden gebraucht.

»Das Schlimmste an den ganzen Prügeleien ist die Zeit, die ich deshalb bei Anwälten rumsitzen muß. Der Staat wird mir das Sorgerecht für Sam wieder entziehen und es seiner Mutter zurückgeben. Du weißt ja, daß er nicht zu ihr will. Irgendwann in den nächsten Wochen wird Josh Sam zu meiner Schwester Ilene nach Oregon fahren.« Reuben startete auf die Tischplatte, dann streckte er eine Hand aus, um das Farnkraut in der Vase mit Gräsern aus dem Wald zu berühren, die dort auf dem Tisch stand. »Ich fand die Art, wie manche Menschen sich gegenseitig die Kinder stehlen, schon immer sehr beschämend. In letzter Zeit habe ich ein paar Dinge getan, die ich für mich nie für möglich gehalten hätte. Der Junge will nicht bei Laura leben, er haßt diesen Reverend Dick, und der Mann haßt Sam. Das kann doch gar nicht gut sein für Sam.« Er sah Norris an. »Entschuldigen Sie, Mr. Dickenson, daß ich Sie mit meinen privaten Sorgen überhäufe, wo wir uns noch nicht einmal richtig kennengelernt haben.«

Norris schüttelte den Kopf. »Macht doch nichts. Ich weiß, daß Sie gekommen sind, um mit Pearl zu reden. Ich werde mich dünnmachen, wenn Sie wollen.«

Er wollte schon seinen Stuhl vom Tisch wegschieben.

Reuben erhob sich. »Nicht nötig. Bleiben Sie. Sie passen so gut hierher.«

Norris lachte und lehnte sich wieder zurück.

»Ich muß nach Hause und mit meinen Kindern zusammen essen, solange ich sie noch habe.«

Auch Pearl erhob sich. »Ich bringe dich raus.«

Die beiden Männer schüttelten sich noch einmal die Hände und tauschten Höflichkeiten aus.

Auf der Veranda stahlen sich Reubens Finger zu ihrer Hand, und sie legte den Arm um seine Hüfte.

»Bist du okay?« fragte sie ihn.

»Ich würde dich heute nacht gerne sehen, aber wahrscheinlich ist dein Dad wie alle alten Leutchen und findet nicht ins Bett.«

Sie lachte.

Sie schmiegten sich ein wenig enger aneinander, und er zuckte zusammen, als sie seine Brust berührte. Sie seufzte besorgt auf und berührte sein Schlüsselbein ganz sanft mit der Zungenspitze.

»Oje«, sagte er nur.

Norris rieb gerade eine Karotte in den Salat, als sie zurückkam. »Nur keine Schüchternheit in meiner Gegenwart«, sagte er. »Wenn du den Mann küssen willst, dann küsse ihn.«

»Er ist derjenige, der schüchtern ist.« Pearl nahm ein Stück Sellerie zur Hand, sah es an, überlegte es sich anders und tat es wieder zur Seite, um nach ihrem Glas mit kaltem Tee zu greifen.

»Oh«, sagte Norris, »das erklärt natürlich alles. Nur nicht das mit dem anderen Burschen.«

Pearl verschluckte sich beinahe an einem Schluck Tee.

Norris klopfte ihr auf den Rücken. »Alles in Ordnung?«

Zwischen zwei Hustenanfällen brachte sie ein gequetschtes »Ja« hervor. Sie ließ sich auf einen Küchenstuhl fallen, und Norris klopfte ihr weiter auf den Rücken.

Sie sah ihm direkt in die Augen und beschwerte sich: »Vor dir kann man auch gar nichts verheimlichen.«

»Das dürfte ja wohl das geringste deiner Probleme sein.« Er setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. »Da hast du dir ja einen schönen Streß eingehandelt. Ist das nicht eine verdammt kleine Stadt, um mit zwei Kerlen gleichzeitig rumzumachen? Womöglich hast du mich nur eingeladen, um wenigstens für eine Weile deine Ruhe zu haben.«

Pearl platzte heraus vor Lachen. »Nein, nicht wirklich. Ich wollte vom ersten Moment an, daß du mich hier oben besuchst. Aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich bin diesem Nebeneffekt gar nicht so abgeneigt.«

»Nun, mich geht das alles nichts an.«

Pearl legte die Hände in den Schoß und dachte gründlich nach, bevor sie weiterredete. »Vielleicht werden wir mal drüber sprechen. Aber jetzt muß ich erstmal mit mir selbst ins reine kommen.«

Norris schlug auf die Tischplatte. »Also Schluß jetzt. Wir wollen essen. Ich habe einen Bärenhunger. Schließlich habe ich den ganzen Tag gearbeitet, und daran bin ich nicht mehr gewöhnt. Ich gehöre einfach schon zu lange zum alten Eisen.«

Am nächsten Tag kam Walter erst gegen Mittag. »Ich setz' mich nach draußen«, kündigte er an. »Dann lauf ich Ihnen nicht immer vor den Füßen rum, Pearl.«

Pearl sah zu Jean hinüber, deren Wangen sich verdächtig rosa zu färben begannen. »Ich habe nichts dagegen, wenn Sie eine kleine Pause machen.«

Walter fächelte sich mit seinem Hut Luft zu. »Verdammt heiß hier drinnen. Draußen wird's kühler sein.«

Man hatte ihn nicht gerade fortgeschickt, aber niemand hielt ihn auf, als er hinausging und es sich auf einer Bank an einem der Picknicktische bequem machte.

»Gehen Sie und machen Sie mit Ihrem Dad zusammen Mittagspause«, drängte Pearl ihre neue Mitarbeiterin.

Sie half Jean, zwei Körbchen mit Hähnchenteilen an den Tisch rüberzutragen, den Walter sich ausgesucht hatte.

Der alte Mann blinzelte ihr entgegen. »Pearl, Sie sehen gut aus.«

Pearl lachte. »Das verdanke ich harter Arbeit und einer guten Nachtruhe.«

»Ja, ich stand auch mal voll im Saft«, beklagte sich der Alte, »aber jetzt hab ich überhaupt keinen Mumm mehr in den Knochen.« Er nickte mit dem Kopf in Richtung Restaurant, wo man Karen beim Bedienen eines Tisches sehen konnte. »Seh'n Sie sich Karen an, sie ist die ganze Nacht in Tanzlokalen unterwegs oder treibt sich mit irgend 'nem Burschen rum und versetzt eine ganze Stadt in Aufruhr, und trotzdem arbeitet sie den ganzen Tag und sieht dabei noch aus wie ein frischgepflückter Pfirsich.«

»Ich glaube, sie braucht meine Hilfe. Wir reden später weiter.« Pearl lief wieder hinein.

»Karen ist heute sehr verwirrt«, sagte Jean zu ihrem Vater. »Sie macht Fehler, die sie sonst nie gemacht hat. Wahrscheinlich ist sie wegen der ganzen Streitereien so durcheinander.«

»Kümmere du dich nicht auch noch um den gottverdammten Klatsch, Jean.«

»Na hör mal!« Sie rümpfte die Nase.

Walter kaute ein paar Minuten lang an einem Hühnerbein herum, dann legte er es zur Seite.

»Hast du Ärger mit den Zähnen, Dad?«

»Man müßte noch mal umkehren können.« Er schaute düster vor sich hin.

»Wie meinst du das, Dad?«

Er drehte sich zu ihr um. »Wie machen Frauen das?«

»Machen was, Dad?«

»Woher nehmen sie diese Leidenschaft?«

Jean ließ ihrem Ärger freien Lauf. »Dad, was redest du da?«

»Ich hätte Karen vor zwei Jahren heiraten sollen«, murmelte er.

»Früher wäre so etwas vielleicht möglich gewesen, aber heutzutage kann man so etwas doch nicht mehr tun, Dad.« Er schien wieder durcheinander zu sein. Er ist doch sehr alt geworden, dachte sie. Aber es war so ein schöner Tag, und das Hähnchen schmeckte vorzüglich. »Ist das Hähnchen nicht köstlich, Dad?«

Er achtete nicht auf sie. Nach dem Essen stand er auf und fuhr direkt zur Tankstelle.

Reuben kam unter der Hebebühne hervor, um ihm zu begrüßen.

»Reuben«, sagte Walter ohne Einleitung, »du solltest Karen auf der Stelle unter die Haube bringen.«

Reuben lachte und klopfte dem Alten auf die Schulter. »Leichter gesagt als getan, Walter.«

Walter schüttelte den Kopf und wand seinen Hut zwischen den Händen. Seine Nase lief, aber er schien es nicht zu merken. »Es wäre das beste.«

»Ich wüßte nicht wie. Spearin entspricht nicht gerade meinen Vorstellungen von einem Schwiegersohn.«

»'türlich nicht. Finde einen anderen.«

»Ich werde mich gleich auf die Suche machen«, sagte Reuben.

»Gut.« Walter wollte schon davon schlurfen, da kam ihm noch eine Idee. »Du solltest auch wieder heiraten.«

Reuben lachte. »Das denke ich auch.«

»Pearl wird eine prima Ehefrau sein, du wirst es sehen«, versicherte Walter ihm. »Und eine gute Mutter für deine Kinder.«

Reuben sah den alten Mann überrascht an.

Walter zeigte mit einem zittrigen Finger auf ihn. »Du bist kein gottverdammter Teenager mehr. Kinder brauchen einen Vater *und* eine Mutter.«

»Ich weiß.« Reuben legte Walter beinahe zärtlich den Arm um die Schulter. »Ich weiß.«

Walter schlug mit der Hand sanft auf seinen Schlapphut. »Ich will dich ja nicht drängeln, aber manchmal gehen die Gelegenheiten zum Teufel, ohne daß man es mitkriegt. Ich spreche aus Erfahrung.«

»Walter, altes Haus, du darfst mich drängeln soviel du willst.«

Walter sah ihn einen langen Augenblick lang an, wischte sich die laufende Nase mit dem Handrücken voller Leberflecken, dann schüttelte er befriedigt den Kopf. »Gut«, sagte er und watschelte davon.

Sam kam aus der Werkstatt. »Was wollte Walter?«

»Die Zeit totschiagen.«

Reuben rollte sich unter den alten, schlecht gepflegten LeBaron, der dem Inhaber des ›Dog‹ gehörte. Eine der Auswirkungen der letzten Schlägerei in der Bar war gewesen, daß der Deputy Wind davon bekommen hatte, daß Fudgy Perry Schnaps an Ryan Spearin verkaufte, der erst im nächsten Monat einundzwanzig werden würde. Es spielte dabei keine Rolle, daß Ryan wie fünfundzwanzig aussah, daß seine ein Meter und neunzig große Gestalt mit zweihundert Pfund muskulösen Fleisches bepackt war, daß er sich zweimal am Tag rasieren mußte und daß er einen Sonderführerschein besaß. Auch wenn Fudgys Umsatz dramatisch gestiegen war, weil er sehr viel Bier an die Leute verkaufen konnte, die alles über die Schlägerei erfahren wollten, so trieb ihm doch die Angst vor Tom Clarks Anzeige den Schweiß auf die Stirn. Tom Clark kannte seine Pappenheimer, er wußte, daß eine ernsthafte Verwarnung effektiver sein würde als eine Strafverfolgung. Fudgy war erleichtert, gleichzeitig aber nervös und leicht reizbar. Reuben hatte ihm eine Überholung seines klapperigen, alten LeBaron angeboten. Fudgy, der nichts ablehnen konnte, was ihm umsonst angeboten wurde, hatte ihn beim Wort genommen.

Aber Reubens Gedanken waren woanders. Walter war so erregt gewesen. Konnte man wirklich nichts für Karen tun? Alles, was er versucht hatte, war fehlgeschlagen. Sie würde schon irgendwann einen Mann finden, mit oder ohne seine Hilfe. Aber einen Mann finden und einen Mann behalten, das waren zwei Paar Stiefel.

Merkwürdig, daß Walter von seiner Beziehung zu Pearl erfahren hatte. Oder hatte er es erraten? Vielleicht waren sie doch nicht vorsichtig gewesen, wie sie geglaubt hatten. Wahrscheinlich ließ sich so etwas nicht verbergen. Er war nun mal kein guter Schauspieler, er

konnte gar nicht anders, als seine Gefühle zeigen. Er hatte ja auch nie einen Grund gehabt, sie zu verstecken. Wenn es Pearl nicht anders ging, dann war das doch ein sehr gutes Zeichen, zumindest was ihre Gefühle für ihn betraf.

Der alte Mann hatte in den letzten paar Jahren ziemlich abgebaut. Er würde eine Lücke hinterlassen, wenn seine Zeit gekommen sein würde, der alte Walter würde eine Lücke hinterlassen, und das galt für die meisten der Leute, für die Reuben eine Grube auf dem Friedhof neben Pearls Haus graben mußte. Aber man konnte diese alten Vögel natürlich erst der Ewigkeit übergeben, wenn sie steif und kalt waren. Davor kamen noch die Jahre, während derer sie sich hartnäckig ans Leben klammerten und die Leute den Kopf über sie schüttelten und erstaunt feststellten, wie sehr dieser oder jener alte Knochen doch in letzter Zeit abgebaut hatte.

Wenn es erst einmal Herbst wäre, sollte der alte Mann wenigstens eine Hochzeit haben, auf der er sich nach Herzenslust betrinken konnte. Wenn er nüchtern war, war Walter taktlos, hatte er aber erst einmal ein paar Bierchen intus, dann fing er an, zotige Lieder zu singen, versuchte zu tanzen und machte jedem Beobachter klar, wieviel Spaß man am Leben haben kann, egal wie alt man ist.

Draußen schlug die Glocke an, und Sams Füße in den großen Stiefeln schlurften nach draußen, um einem klapprigen, alten Pacer entgegenzugehen. Reuben erkannte den Wagen, ebenso wie er die Fußgelenke der Besitzerin und die Spitze ihres Gehstocks erkannte. Sie hatte schöne Fesseln, aber ein kaputtes Knie zwang Olivia Russel, an einem Stock zu gehen. Reuben rutschte unter dem LeBaron hervor und ging hinaus, um guten Tag zu sagen.

Liv hatte zugenommen, mindestens zwanzig Pfund. Sie trug ein schäbiges Männerhemd über schmierigen Militärhosen, ihr Haar fiel von einem nachlässig gebundenen Nackenknoten herab. Die Augen versteckte sie hinter verspiegelten Brillengläsern. Ihre Backenknochen standen weit heraus, man konnte deutlich erkennen, daß es in ihrem Stammbaum einen Indianer geben mußte. Vor ein paar Jahren hatte sie einen Schlag erhalten, der einen Gesichtsnerv zerstörte, deshalb war ihr Lächeln so verzerrt. Reuben hatte dieses zerbrechliche, verzerrte Lächeln mit der Zeit lieben gelernt. Sie hatte wunderschöne Zähne, alle künstlich, nur lächelte sie leider sehr selten.

Sie schüttelten sich die Hände.

Sie tippte mit der Stockspitze gegen einen der Reifen des Pacer.
»Der alte Stinker läuft immer noch. Würde ihn gern hierlassen, damit du eine Inspektion machst.«

»Wird mir ein Vergnügen sein. Der hat so viele Geheimnisse unter der Haube, das ist, als würde man ein Puzzle machen. Aber vor dem Vierten werde ich kaum dazu kommen.«

»Okay.« Sie trafen eine Verabredung, nach der sie den Wagen irgendwann nach dem Vierten bringen und einen Leihwagen nehmen sollte.

»Wie geht's Walter?« wollte sie wissen.

»Wie immer.«

»Gut. Ich hab eine Nachricht von ihm gekriegt. Er will sich zurückziehen. Ich werde einen neuen Hausbesorger brauchen, wenn der Herbst kommt. Kannst du eine neue Kundin gebrauchen?«

»Ich schick dir meine Preisliste mit der Post, dann kannst du mich wissen lassen, ob du einverstanden bist.«

Sie nickte. »Needham's hat den Besitzer gewechselt, wie ich sehe. Ich war heute morgen zum Frühstück dort. Karen ist ja noch immer da. Und Jean McKenzie arbeitet dort. Das war eine Überraschung. Das Essen ist um einiges besser geworden. Ich hab 'ne Zeitlang da rumgesessen und Zeitung gelesen, dabei habe ich hören müssen, daß du den kleinstädtischen Frieden gestört hast.«

»So kann man's nennen.«

Olivia Russell platzte heraus vor Lachen.

Er mußte auch lachen.

Sie zog die Autoschlüssel heraus. »Gut, wieder hier zu sein«, sagte sie leise.

Sie zwängte sich in den Wagen, er schlug die Tür zu und lehnte sich zum Fenster hinein.

»Wie geht's dir, Liv?«

»Hast du mich schon mal gefragt.«

»Da hast du mir keine Antwort gegeben. Wie geht's dir?«

Sie wandte die verspiegelten Brillengläser über ihren Augen von ihm ab und schaute über die Windschutzscheibe hinaus nach vorne.

»Ich bin froh, wieder hier zu sein. Reicht das nicht?«

»Liv, wenn ich irgend etwas für dich tun kann, wenn du etwas brauchst, laß es mich wissen.«

»Vielen Dank, Reuben.« Sie war nicht kühl, nur traurig, trübsinnig.

Während er ihr nachschaute, erinnerte er sich daran, wie er ihr den Schneeanzug vom Bein geschnitten hatte, nach dem Bandenüberfall und dem Feuer, das ihr altes Sommerhaus und das von Miß Alden vernichtet hatte. Es war wie das Tranchieren eines Fisches gewesen, wie er den glatten Nylonstoff aufgetrennt hatte. Darunter hatte er nur noch Matsch gefunden. Es kam ihm vor wie eine böse Ironie, daß der Stoff ihres Schneeanzugs aus dem gleichen Material gefertigt war wie künstliche Gelenke. Liv hatte damals die Wahl gehabt: Entweder sofort ein Nylonknie oder zwanzig Jahre später ein Nylonknie *und* eine Nylonhüfte. Sie hatte eine lange Narbe, wie ein Reißverschluß, und trug weder Shorts noch Kleider oder Röcke, nur Militärhosen oder Jeans. Die Narbe an ihrem Bein und ein Mundvoll sündhaft teurer, falscher Zähne und die Art, wie ihr Mund für immer verzerrt war, das waren die sichtbaren Überbleibsel eines Überfalls, bei dem sie vergewaltigt und beinahe ermordet worden war. Der größte Schaden aber war in ihrem Inneren entstanden, versteckt wie das Korn in einer Auster, aus dem später das Herz der ausgewachsenen Perle wird. Er konnte sehen, daß Liv immer noch an ihrer Perle arbeitete, daß sie immer noch damit beschäftigt war, Lagen von vernarbtem Fleisch aufeinanderzuschichten. Er schüttelte den Kopf. Es gab schon eine ganze Menge Unglück auf dieser Welt.

SIEBZEHNTE KAPITEL

❧ 1 ❧

Pearl führte Norris nach North Conway zum Essen mit anschließendem Kinobesuch aus. Als sie auf dem Rückweg bei Reubens Tankstelle vorbeifuhren, sah sie noch Licht in der Werkstatt.

Sowie sie zu Hause ankamen, gähnte Norris und verkündete, daß er hundemüde sei und reif für sein Bett.

»Ich bin so müde, ich werde schon eingeschlafen sein, bevor ich meine Schuhe ausgezogen habe.«

»Ich hab dich heute zu hart arbeiten lassen.«

Er lachte. »Nein. Die meisten Tage tu ich so wenig, daß ich meine Nachtruhe gar nicht verdient habe. Ich werde heute nacht so gut schlafen wie lange nicht mehr.« Er nahm sich eine Zigarre und sah sie lange an, dann legte er sie wieder weg. »Ich glaube, ich werde es lassen. Es ist so heiß, Kleines, wenn ich du wäre, dann würde ich noch einen Spaziergang machen oder eine kleine Ausfahrt, um kühlere Luft abzuwarten, bevor ich ins Bett ginge. Du darfst nicht vergessen«, fuhr er fort, »daß ich von den Keys komme. Für mich ist das keine richtige Hitze. Mir ist kühl genug. Es ist eben alles relativ.«

Sie war so erstaunt, daß ihr Stiefvater sie mitten in der Nacht noch zur Tür hinausdrängte, damit sie sich ›abkühlen‹ könnte, daß sie kein Wort hervorbrachte. Aber schließlich hatte Norris ihr noch nie einen schlechten Rat gegeben. Sie gab ihm einen Kuß auf die Backe und sah ihm nach, wie er die Treppe hinauf stampfte. Dann nahm sie ihren Schlüssel und verließ das Haus.

Als sie den Türknapf drehte, stellte sie fest, daß die Tür zur Werkstatt offen war. Sie trat ein und ging durch das kleine Büro hindurch in die Werkstatt.

»Ein solches Bremsen ist schlecht für die Reifen, und deine Bremsen mögen es auch nicht, Pearl.« Reuben lag unter dem häßlichen alten Chrysler LeBaron. »Hast du's so eilig?«

»Woher wußtest du, daß ich es bin?«

»Der Klang deines Motors. Und dann der Anblick deiner Füßchen, als du reingekommen bist. Dein Fußgelenk ist noch nicht besser, stimmt's. Ich mag nichts lieber als weiße, hochhackige Sandalen mit Fesselriemen, vor allem wenn die eine Fessel noch in einen Verband eingewickelt ist.«

Sie lachte. »Magst du nicht hervorkommen?«

»Von hier kann ich dir so schön unter den Rock sehen. Ich komme sofort.«

Er rollte unter dem LeBaron hervor.

»Ich mag den Geruch in Autowerkstätten«, sagte Pearl. »Machen die Dämpfe dich nicht high?«

Er lachte. »Ich werde das Zeug abwaschen.«

»Untersteh dich.«

Er packte ihr Handgelenk und führte sie zur Hintertür.

Die Tür öffnete sich auf einen Platz hinter der Werkstatt, wo etwa ein halbes Dutzend Fahrzeuge geparkt war. Das einzige Licht kam von einer Glühbirne über dem Vordach, ein schwacher Lichtschein fiel auch durch die rückwärtigen Werkstattfenster. Ein riesiger, pechschwarzer Caddie sog das Licht wie ein großes, finsternes Loch auf.

»59er Eldorado Biarritz«, sagte er. »Mit der V8 Maschine der 63er Limousine unter der Haube. Von null auf sechzig Meilen in zehn Sekunden, auf achtzig in sechzehn Sekunden. Gehört mir. Ich hab ihn hergerichtet. Er wäre straßentauglich, wenn die Stoßdämpfer nicht wären. Ich hatte geglaubt, sie noch 'ne Weile fahren zu können, aber sie sind hinüber.«

Pearl strich über die kühlen, stabilen Flanken der Maschine. Die geöffnete Motorhaube ließ sich zusammenklappen wie die Haube einer Mönchskutte, das Ganze erinnerte sie an den dunklen Leib eines Raumschiffs auf der Titelseite eines Science-Fiction-Magazins der 50er Jahre. Könnte direkt vom Portland Jetport abgeschossen werden.

»Ich hatte ganz vergessen, daß man einmal so große Autos gebaut hat.«

Er lachte und legte seine Arme um sie. »Damals hat man sie noch so gebaut, daß man auf den Rücksitzen bequem bumsen konnte.«

»Und woher weißt du das so genau?«

»Ich kannte mal 'ne Frau, die hatte es am liebsten auf dem Rücksitz eines Cadillacs. Sie sagte, es täte dem Leder gut.«

Die hintere Tür des Caddies hörte sich sogar beim Öffnen schwer an.

»Du kanntest sie gut, stimmt's?«

»Sie hat mir alles beigebracht, was man über die Pflege der Leder-sitze im Fond von Cadillac-Automobilen wissen muß.«

»Erzähl mir davon. Es interessiert mich.«

Der Rücksitz war wie eine lange Wiege, und so schmal wie die Liege, auf der sie es zum erstenmal miteinander getrieben hatten. Es erschien ihr unmöglich, daß ein Mann von Reubens Größe es sich auf so engem Raum bequem machen könnte, und ebenso unmöglich erschien ihr, daß sie sein Gewicht aushalten könnte. Tatsächlich aber wurde es ganz gemütlich, ja, beinahe behaglich. Der Lederbezug war im Alter so weich wie Haut geworden und hatte seinen ganz eigenen, herbwürzigen Duft, der sich mit dem salzigen Geschmack von Reubens Haut, dem Werkstattgeruch nach Öl und Schmierfett und der Nachtluft vermischte, die geschwängert war mit dem Aroma von Wasser und Wald. Das Fahrzeug schaukelte sanft. Sie stellte sich vor, sie sei ein Teil des Rücksitzes, Teil eines mechanischen Ungeheuers, das man so perfekt abgestimmt hatte, daß es zu wirklichem Leben erwacht war.

Sie fragte sich, ob er wohl an diese Frau dachte, während er mit ihr schlief. Wie hätte er es vermeiden können? Es war so merkwürdig, sich vorzustellen, daß er der Liebhaber von Davids Mutter gewesen war. Er war nur ein paar Jahre älter als sie selbst, etwa so viel, wie sie älter war als David. Aber das reichte schon, um die Brücke zu einer anderen Generation zu schlagen. Er hatte keine Ahnung, daß sie es wußte. Was die Berührungen und Bewegungen anbelangte, waren sie doch alle gleich. War es nicht so? Sie hatte ein Gefühl, als sei zusammen mit Reuben ein Geist in sie eingedrungen, ein Dämon, als sei sie jetzt besessen, als lebe in ihrer Haut jetzt nicht mehr nur Pearl, sondern auch diese andere Frau, die sie nie gesehen hatte, die Davids Gesicht hatte und David einst aus demselben Körper gebar, den Reuben geliebt hatte, die David seine Beredsamkeit vererbt hatte, seine Verrücktheit, vielleicht auch seine Besessenheit im Bett. Vielleicht war es damals für Reuben so gewesen, wie es jetzt mit ihr und David war. Vielleicht hatte Davids Mutter ihre Hände nach Reuben ausgestreckt, in der Hoffnung, Erlösung zu finden. Und sollte sie keine Erlösung gefunden haben, so hatte sie doch wenigstens etwas

anderes gehabt, diese Augenblicke im Wald und auf dem Rücksitz eines Cadillac, als Reuben mit ihr das gemacht hatte, was er jetzt mit Pearl machte, diese wunderschönen Augenblicke.

Als sie fertig waren, veränderte er ihrer beider Stellung so, daß sie auf ihm lag. Er zog sich nicht aus ihr zurück. Sie waren beide schweißnaß, sie klebten beinahe aneinander.

»Ich würde dich am liebsten überall in diesem Nest bumsen«, sagte er. »Dann würde ich eine Karte anfertigen, sie vervielfältigen lassen und an unsere Hochzeitsgäste verteilen. Und ich würde immer weitermachen, an jedem Hochzeitstag würde ich die Karte erweitern, und wenn wir dann einmal tot sind, dann hätten wir vielleicht auf jedem einzelnen Quadratmeter des Ridge miteinander geschlafen.«

Sie mußte so sehr lachen, daß sie einen Schluckauf bekam. Er wurde wieder steif, und sie machten noch ein bißchen weiter.

2

Gegen zwei Uhr kroch sie in ihr Haus zurück. Sie fiel wie ein gefällter Baum ins Bett. Als der Wecker klingelte, hatte sie das Gefühl, als könnten höchstens fünf Minuten vergangen sein. *So fühlen sich also die Toten, wenn der Virus aus dem Weltraum in sie fährt und sie wieder aufstehen müssen, um lebendiges Fleisch zu essen*, dachte sie. Ihr Fußgelenk fühlte sich an, als hätten die Toten schon darauf herumgekauert. Sie versuchte, sich wach zu duschen, oder zumindest sich in einen Zustand zu duschen, der ihr das Gefühl gab, einigermaßen das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Der Zustand gefiel ihr nicht. Danach probierte sie es mit einem Aspirin und einem Glas voll Wasser. Sie steckte die Finger in die Mundecken und verzog ihre Lippen zur Parodie eines fröhlichen Lächelns, dann stieg sie die hintere Treppe hinunter, hinein in den Duft frischgebrühten Kaffees.

Norris drehte sich zu ihr um. Er hatte einen Teller mit Toastscheiben in der Hand. »Guten Morgen, mein Liebling.«

»Worüber grinst du so unverschämt?« Er machte ein ernstes Gesicht. »Es ist so ein schöner Tag. Ich habe geschlafen wie ein Baumstamm.«

Der Toast half ihr. Sie stellte fest, daß sie wahnsinnigen Hunger hatte und hetzte Norris hinaus, damit sie ihnen beiden im Restaurant

ein Frühstück mit allem Drum und Dran machen konnte. Sie hatte ihres beinahe aufgegessen, als Sonny Lunt gegen die Tür hämmerte.

»Iß du weiter«, sagte sie zu Norris. »Wenn der Tag kommt, an dem Karen und ich mit Sonny Lunt nicht mehr fertigwerden, kann ich mich genausogut begraben lassen.«

»Sollte das ein Angebot sein?« wollte Sonny sogleich wissen. »Ich bin vielleicht schon etwas zu alt für euch beide, aber ich werde mein bestes geben, Pearl. Großes Pfadfinderehrenwort.«

»Trinken Sie Ihren Kaffee und halten Sie den Mund.«

»Jawohl, Ma'am.«

Karen gab Sonny zwei Krapfen, damit er erst einmal was zu kauen hatte, bis seine gebratenen Eier fertig sein würden.

»Du siehst heute aus wie ein Regenbogen.«

Sonnys eine Augenbraue war mit mehreren Stichen genäht worden, die Fadenenden standen wie Borsten zwischen den blonden Härchen hervor.

»Ich habe eine Prellung auf meinem Arsch, wo einer der Bullen seine Stiefelspitze verewigt hat, die sieht aus wie der Sonnenuntergang in Margaritaville.«

Karen schüttelte sich. »Ich will sie nicht sehen.«

»Weiber«, sagte Sonny. »So danken sie es einem, wenn man etwas für sie tut.«

»Einen Scheißdreck hast du für mich getan«, erwiderte Karen verärgert. »Du wolltest dich doch bloß prügeln.«

Pearl wies das Mädchen zurecht. »Paß auf dein loses Maul auf, wenn du hier drinnen bist. Du repräsentierst die Geschäftsführung.«

»Was haben Sie denn auf einmal für Probleme? Sie haben doch vorher selbst so darüber geredet. Ihr Schönheitsschlaf ist letzte Nacht wohl nicht lang genug ausgefallen?«

Ein kurzes, unbehagliches Schweigen stellte sich wie eine dünne Trennwand zwischen die beiden Frauen.

»Geh, mach dich an deine Arbeit, Karen.«

Pearl wandte sich von ihr ab.

Norris sah Karen nach, die davonschlich, um von den ersten Gästen in den Sitzecken die Bestellungen entgegenzunehmen. Er schüttelte den Kopf.

Pearl legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

Der Tag nahm seinen Lauf. Ihr war schlecht, und sie bedauerte, gleich am Morgen ein so üppiges Frühstück zu sich genommen zu haben, ganz zu schweigen von den Ausschweifungen der Nacht. Jedesmal, wenn sie den verletzten Fuß mit dem ganzen Körpergewicht belastete, mußte sie vor Schmerz die Zähne zusammenbeißen. Sie haderte mit sich selber, weil sie ihre Prioritäten so sehr durcheinandergbracht hatte. Irgendwie schleppte sie sich durch den Tag. Wenn niemand auf sie achtete, nahm sie ein Aspirin. Kurz vor Geschäftsschluß stolperte sie auf die Toilette und übergab sich.

Norris äußerte seine Besorgnis über ihren Zustand und bestand darauf, daß sie nach Hause fahren.

Sie kamen gerade durch die Haustür, als sich ihr der Magen wieder umdrehte. Nun gut. Eine Darmgrippe. Rotierender Darmkatarrh. Hab ich seit fünf Jahren nicht mehr gehabt. Ich freu mich schon auf das tolle Gefühl, wenn's wieder vorbei ist.

Norris stand etwas ratlos herum, als sie von der Toilette kam.

»Grippe«, sagte sie. »Irgend 'ne Art von Darmgrippe.«

»Vielleicht.« Er nahm sie beim Ellbogen. »Du hast Fieber. Ich will mir deinen Fuß ansehen.«

Sie hatte nicht genug Kraft, sich zu widersetzen. Sehr vorsichtig wickelte er das Fußgelenk aus, trotzdem verzog sie das Gesicht. Als er es sah, tat er es ihr nach und zog ebenfalls eine Grimasse.

»Verdammt«, sagte er. »Du mußt sofort zum Arzt.«

Die Fahrt nach Greenspark dauerte zwanzig sehr, sehr lange Minuten. Das Warten auf den Arzt in der Notaufnahme dauerte ein weiteres Jahrhundert.

»Mein Gott«, sagte Dr. Hennessey, »eine Blutvergiftung wie aus dem Lehrbuch. Sie hätten gleich nach dem Biß die Tetanusimpfung erneuern lassen sollen, um ganz sicher zu gehen.«

Die Peinlichkeit, eine Spritze mit Antibiotika in den Hintern geschossen zu bekommen, machte ihr so gut wie gar nichts aus. Außerdem sollte sie noch mehr Antibiotika einnehmen, auf oralem Wege, und wenn es am nächsten Morgen nicht besser wäre, wollte Dr. Hennessey sofort informiert werden.

Sie hielten bei der Apotheke, um die Antibiotika und das Darvocet zu kaufen, das der Arzt ihr ebenfalls verschrieben hatte. Nachdem sie von letzterem eine Tablette genommen hatte, war sie auf dem Rückweg nur noch halb bei Bewußtsein. Norris steckte sie sofort ins Bett.

Irgendwie bekam sie mit, daß er mehrmals während der Nacht nach ihr sah.

❧ 3 ❧

Am nächsten Morgen sah sich Norris das Fußgelenk an und schien erleichtert.

»Karen, Jean und ich werden uns heute um das Restaurant kümmern. Du legst den Fuß hoch und schläfst dich aus.«

Sie widersetzte sich seinem Vorschlag nicht. Wurde sie in einer Minute von einem Schüttelfrost durchgerüttelt, warf sie in der nächsten die Bettdecke von sich, um sich abzukühlen. Weitere Durchfälle, offensichtlich von den Antibiotika erst so richtig auf Trab gesetzt, sorgten dafür, daß sie sich schließlich ausgewungen fühlte wie der Tischlappen vom Abend zuvor. Alles, was sie tun konnte, war, von einer Darvocet bis zur nächsten durchzuhalten.

Jean schaute am Vormittag zu ihr herein, weckte sie auf, machte viel Wirbel und verabschiedete sich, Gott sei Dank, ziemlich bald wieder.

David steckte seinen Kopf zum Schlafzimmer herein. Pearl warf ein Glas nach ihm. Sie hörte, wie er draußen die Scherben zusammenkehrte.

Er kam mit einem neuen Glas und einer Vase voller wilder Rosen zurück.

»Hau ab!« sagte Pearl zu ihm.

»Später.«

Er machte sich am Bett zu schaffen, an den Laken, er zog ihr, gegen ihren schwachen Protest, das Nachthemd über den Kopf. Danach wusch er sie mit einem Schwamm, wobei er dem verletzten Fuß besondere Aufmerksamkeit widmete. Später machte er sich noch einmal an den Bettlaken zu schaffen, und ehe sie sich versah, lag sie in frischem Leinen, und er knöpfte sie in eine saubere Pyjamajacke.

»Du würdest eine gute Krankenschwester abgeben.«

David lachte.

»Ich hab's bei meiner Mutter gelernt, während der letzten paar Monate. Entschuldige bitte, wenn ich dich jetzt an einer ungewohnten Stelle küsse.«

Er rollte sanft ihre Jacke etwas herunter, küßte sie auf das linke Schulterblatt, legte sie vorsichtig zurück auf das Bett und war auch schon verschwunden. Sie hörte noch, wie die Verandatür hinter ihm zufiel.

❧ 4 ❧

Reuben weckte sie auf. Er zog sich einen Stuhl heran, drehte ihn herum und setzte sich verkehrt herum drauf, gleich neben ihrem Bett.

Sie öffnete ein Auge, ihr Magen meldete sich wieder, und sie schoß aus dem Bett heraus ins Badezimmer.

Er ging ihr nach und hielt sie fest, während sie Speichel schluckte und das Gefühl hatte, soeben ihre ganze Speiseröhre in die Toilette gespuckt zu haben. Sie brach in heftiges Zittern aus, er trug sie zurück und packte sie wieder ins Bett.

»Ich hoffe, es war nicht der Anblick meines Gesichts, von dem dir so übel geworden ist«, sagte er, während er ihr Gesicht mit einem feuchten Frotteetuch abwischte. Er ging fort und kam mit einem neuen Tuch zurück. »Hier, du mußt dran lutschen.«

Sie wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Also tat sie, was er verlangt hatte. Die Fasern des Frotteetuchs schmeckten wunderbar, das Wasser kam ihr vor wie ein süßer, kühler Nektar.

Reuben verabschiedete sich, Norris kam und ging, sie fiel von einem Schlummer in den nächsten, von einer Übelkeit in die nächste. *Morgen wird es wieder besser sein*, dachte sie. *Wenn ich nicht vorher sterbe. Sterben. Was für eine gute Idee. Endlich den seligen Onkel Joe treffen. Mit ihm zusammen die Wurzeln des wilden Rosenbuschs herausreißen.*

Sie starb zwar nicht, aber es ging ihr auch nicht besser am nächsten Tag. Sie war ausgepumpt und fühlte sich schwach, als hätte sie einen Ringkampf mit einem Riesen hinter sich. Norris würde sie sicher nicht zur Arbeit gehen lassen, und sie war viel zu schwach, um sich dagegen zu wehren.

❧ 5 ❧

Pearl wachte auf von der Sonne, die durch ihr Fenster schien, warm und schön, wie der Liebesschauer der Danae. Sie hob einen Arm in die Höhe, um die Augen zu schützen, bis sie sich an die strahlende

Helligkeit gewöhnt hatten. Der Einfallswinkel des Lichts und seine Intensität verrieten ihr, daß es bereits Mittag war. Ein neuer Tag, aber sie wußte nicht, was für einer. Im Haus war es außergewöhnlich still. Sie fühlte sich schwach, aber ihr war nicht mehr schlecht. Dann bemerkte sie, daß Reuben auf dem Stuhl neben ihrem Bett saß.

»Hallo«, krächzte sie.

Er stand auf und kam um den Stuhl herum, um sich auf ihr Bett zu setzen. Er sah aus, als wäre er ebenfalls krank gewesen. Er nahm ihre Hand und verwob seine Finger mit ihren.

»Was für ein Tag ist heute?«

»Der vierte Juli.«

Sie mühte sich in eine sitzende Stellung. »Aber irgend etwas stimmt doch nicht.«

»Walter ist tot.«

Sie schloß die Augen.

»Er war tot, als Jean heute morgen aufwachte. Ich nehme an, sein Herz hat einfach aufgegeben.«

Sie weinte. Sie versuchte, es nicht zu tun, aber es ging nicht.

»Jean hat zuerst mich angerufen. Sie war gar nicht so hysterisch, wie man hätte vermuten können. Ich muß nachher mit ihr nach Greenspark, damit sie einen Sarg aussuchen und die letzten Vorkehrungen treffen kann.«

Nachdem Reuben gegangen war, brachte Norris ihr eine klare Brühhe, einen trockenen Toast und die Zeitung. Den ganzen Tag lang hörte sie die Kanonenschläge und Knallfrösche. Sie wurde an jenes weit zurückliegende Erntedankfest erinnert, als sie auch krank im Bett gelegen hatte, und der Duft des Truthahnessens zu ihrem Zimmer hochgezogen kam. Damals war sie elf Jahre alt gewesen. Sie hätte niemals gedacht, daß Knallfrösche so furchtbar traurig klingen können.

David kam vorbei. Er brachte frische Wiesenblumen mit, einen Stapel Bücher und eine Mappe, von der er beiläufig sagte, er habe ein paar Gedichte rein gesteckt, die sie aber nicht zu lesen brauche, wenn sie keine Lust dazu habe. Er hielt ihre Hand und sagte: »Mir fehlen einfach die Worte.«

»Mir auch.«

Er nickte.

Sie mußte losschluchzen, und er drückte sie so lange an sich, bis sie wieder aufgehört hatte. Dann schickte sie ihn fort und schlief weiter und schlief und schlief...



Am nächsten Tag ging Pearl trotz der Proteste ihres Vaters zur Arbeit. Jean war nicht da, also hätte er mit Karen zusammen die ganze Arbeit machen müssen. Sie mußte sich oft hinsetzen, aber sie war da. Es war eine merkwürdige Erfahrung, sich so oft hinsetzen zu müssen, sei es nun auf eine der Sitzbänke oder auf einen der Hocker an der Theke. Es ergaben sich ganz neue Blickwinkel für sie, und sie versuchte, herauszuholen, was möglich war. An diesem Tag ging sie früh nach Hause und legte sich sogleich ins Bett.

Am nächsten Tag ging es ihr besser. Sie mußten immer noch ohne Jean auskommen, aber da nicht so viel Geschirr zu Bruch ging, war der Verlust nicht allzu groß. Sie mochte sich der Totenwache im Beerdigungsinstitut in Greenspark nicht anschließen, also fuhren sie und Norris nach der Arbeit direkt nach Hause. Er war sichtlich müde, und sie war so ausgelaugt, daß es ihr schwerfiel, sich die Erschöpfung nicht anmerken zu lassen. Als sie ihm vorschlug, ein Nickerchen zu machen, ließ er sich nicht zweimal bitten.

Pearl setzte sich auf die hintere Veranda, um die Sonne noch ein wenig zu genießen und darüber nachzudenken, was sie alles versäumt hatte. Da war zunächst einmal das Unkraut im Garten. Und auch Davids Gedichte warteten noch auf sie.

Er hatte angerufen, und sie hatte ihm gesagt, sie lasse es immer noch sehr ruhig angehen. Er hatte einen bedrückten Eindruck gemacht. Wahrscheinlich ging ihm Walters Tod sehr nahe, vielleicht hatte es aber auch mit ihrer Krankheit zu tun gehabt.

Der gelbe Schaufelbagger fuhr vorbei, auf dem Weg zum Friedhof. Reuben winkte ihr zu.

Sie humpelte hinüber und setzte sich unter den Ulmen auf die Mauer aus Felsbrocken. Ihr Fußgelenk war noch immer empfindlich, aber sie konnte wieder einigermaßen gehen. Mit verschränkten Armen sah sie ihm zu, wie er die Maschine in die geeignete Position manövrierte, um eines seiner sauberen, rechteckigen Löcher auszuheben. Als er fertig war, setzte er den Bagger zurück, und sie ging zu

ihm hinüber. Er nahm sie bei der Hand, und sie gingen zusammen zwischen den Gräbern hindurch auf den Wald zu.

»Denkst du an Gussies Begräbnis?« fragte er sie.

Sie nickte.

»Ich auch.«

Er war nachdenklich und melancholisch.

»Ich weiß auch nicht genau, warum es so gekommen ist, eines Tages hatte ich die Pflege des Friedhofs am Hals. Als ich damals anfing, hatte ich mir noch nicht klargemacht, daß ich hier für gute Bekannte und Freunde die Gruben ausheben würde. Ich werde sie alle begraben müssen, alle die mir lieb und teuer sind. Die alten Leute, meine ich, die Generation meiner Eltern und Großeltern, ich habe aber auch schon Löcher für ihre Enkel und Großkel gegraben, habe sie begraben, wie ein Hund einen Knochen begräbt. Ich scharre ein Loch, lege sie hinein, schaufle es wieder zu, und schon ist das nächste Loch dran. Ich habe es satt. Ich will es einfach nicht mehr machen.«

Sie klammerte sich an ihn, und er nahm sie einen Augenblick lang in die Arme.

»Du bist ja nur noch Haut und Knochen. Hoffentlich schmilzt du mir nicht weg, wenn ich dich in die Arme nehme.«

Sie überließ sich seiner Umarmung, genoß seinen herben Geruch, die Festigkeit seines Körpers. Im Schatten der Birken standen sie, kamen vielleicht etwas ins Schwanken, fanden aber gleich wieder festen Halt unter den Füßen.

7

Sie sah sich selbst im Spiegel an. Nach der Art zu schließen, wie das schwarze Kleid ihr um den Körper flatterte, mußte sie mindestens zehn Pfund an Gewicht verloren haben. Sie steckte sich das Haar hoch und befestigte die Perlenkette am Hals. Der Duft der Blumen aus dem Schlafzimmer betäubte sie beinahe. Auf einmal konnte sie ihn nicht mehr ertragen. Sie nahm die Blumen und warf sie aus dem Fenster in den Garten hinunter.

Als sie an ihrem Restaurant vorbeifuhren, sah sie das Pappschild, das Norris ins Fenster gehängt und auf das er mit sauberer Schrift geschrieben hatte: GESCHLOSSEN WEGEN DES TODES VON

MR. WALTER McKENZIE. Die traurige Erkenntnis, daß der alte Mann wirklich tot war, überkam sie, und sie suchte nach ihrem Taschentuch.

Der voll besetzte Parkplatz vor der kleinen, weißen Kirche an der Route 5 kündete von einem vollen Haus. Einen leichten Schock löste der Anblick von Reubens hergerichteten, schwarzem Cadillac zwischen den anderen Autos in ihr aus. Der Wagen kam ihr weniger wie ein Transportmittel als vielmehr wie eine Art Denkmal vor. Er hatte ihr nicht gesagt, daß er ihn inzwischen straßentauglich gemacht hatte.

David erwartete sie an der Tür, gekleidet in einen blendendweißen Leinenanzug und eine schlichte, marineblaue Krawatte. Es verwirrte sie, ihn vollständig und förmlich bekleidet zu sehen. Sie hatte ihn bisher immer nur in ausgefransten Shorts und alten, offenen Hemden gesehen, bei denen die meisten Knöpfe fehlten, vielleicht auch mal in Khakihosen und Sporthemd, aber dann war er mit Sicherheit barfuß gewesen. So jedenfalls kannte sie ihn noch nicht. Gegen die Helligkeit des Tages trug er die Sonnenbrille. Sie hatte ganz vergessen, wie sehr die glatten Flächen seines Gesichts dadurch hervorgehoben wurden.

Er nahm wortlos ihre Hand, beugte sich kurz vor, um Norris mit der anderen die Hand zu schütteln, und führte sie beide in die Kirche.

In der Kirche war es noch viel voller als auf dem Parkplatz, die Menschen saßen Schulter an Schulter, sowohl Sitzplätze als auch Luft zum Atmen waren knapp. Evvie Bonneau war da – sie trug Uniform – wie auch Sonny Lunt und all die anderen, deren Gesichter ihr beim letzten Begräbnis noch völlig fremd gewesen waren. Walter hätte sich über die Vorstellung amüsiert, daß er einmal eine Kirche füllen könnte, dachte Pearl, denn sie hatte selbst gehört, wie er sich als einen gottlosen Mann bezeichnet hatte. Es war Jean gewesen, die ihn wenigstens ab und zu dazu überreden konnte, sein Nickerchen am Sonntagvormittag in der Kirche der freien Gemeinde zu halten.

Alle die alten Leute waren gekommen, die sie auch schon auf Gussies Beerdigung gesehen hatte, einige von ihnen trugen wieder genau dieselben dunklen Kleider oder Anzüge. Die Kirche quoll über vor Blumen. Pearl wollte sich wieder der Magen umdrehen, aber sie kam darüber hinweg. David brachte sie zu zwei freien Plätzen am Seiteneingang, flüsterte Norris etwas ins Ohr und verschwand.

»Er möchte, daß du gehen kannst, wenn dir schlecht wird«, murmelte Norris ihr zu.

Sie fragte sich, wohin David verschwunden sein mochte, aber in diesem Moment fing die Orgel an zu spielen, und Walters Sarg wurde durch den Mittelgang hereingetragen. Reuben und David gehörten ebenso zu den Sargträgern wie der junge Sam. Hinter ihnen kam Jean, aber sie war keine einsame Trauernde. Neben ihr ging noch eine Frau mittleren Alters. Das mußte die Schwester sein, von der Reuben gesprochen hatte, und die sehr weit weg in Alaska lebte. Die Schwester war beinahe Jeans Ebenbild, aber sie war von stolzer, aufrechter Haltung, und ihre Gesichtszüge zeugten von Tüchtigkeit. Es war gut, daß nicht alles auf Jeans Schultern lastete.

Pearl versuchte aufmerksam zu sein, aber es gelang ihr nicht, sich zu konzentrieren. Als Norris sanft ihren Arm nahm, wußte sie, daß es Zeit war, sich zu erheben und die Kirche zu verlassen.

Sie fuhren nach Hause. David kam ihnen nach. Er ging mit ihnen zusammen zum Friedhof. Er war mehr als gedrückter Stimmung. Sein Gesicht war blaß. Pearl wurde klar, daß ihm das alles viel mehr zusetzte, als sie jemals für möglich gehalten hätte. Seine Berührung wirkte gespannt und verzweifelt. Offensichtlich versuchte er, die Spannung auf die Weise abzuleiten, die ihm am meisten vertraut war. Er berührte sie kurz, ganz behutsam am verlängerten Rücken, und sie mußte alle Kraft aufbieten, um ein Zittern zu unterdrücken. Ophelia, dachte sie. Er bekommt wieder seinen Ophelia-Anfall. Wenn ich nicht aufpasse, wird er mich in die Grube werfen und mich gleich auf dem Sargdeckel bespringen. Wenn er sich hier noch zusammennehmen kann, dann wird er um so verrückter danach werden. Er wird verlangen, daß ich heute nacht zu ihm komme, und wenn ich mich weigere, wird er an meiner Hauswand hochklettern und durchs Fenster kommen.

Zum Grab kamen fast so viele Trauergäste wie in der Kirche waren. Norris, der trotz seiner kurzen Bekanntschaft mit Walter traurig war, weil er den Alten gleich ins Herz geschlossen hatte, wich ihr nicht von der Seite. Norris war in einem Alter, in dem man oft an den Tod denkt, weil man ihm selbst so nahe ist. Außerdem war er müde, furchtbar müde von dieser Woche, während der er im Restaurant eingespannt war und außerdem noch Krankenschwester hatte spielen müssen. Sie drückte seinen Arm, und er drückte zurück.

David mußte sich wieder zu den übrigen Sargträgern begeben. Sie war froh, daß er beschäftigt war, aber seine Rolle war leider nur von kurzer Dauer.

Während des Begräbnisses fiel Pearl plötzlich Roscoe Needham auf, der am äußersten Rand der Menge stand, ein bißchen abseits von den anderen. Er hatte sich nicht gerade gründlich rasiert, auch die Fliege war nur nachlässig gebunden, aber er war gekommen, den Hut in der Hand, und er erwies dem Toten die Ehre. Als er zu ihr herüberschaute, sah sie, daß seine Augen rote Ränder hatten, entweder vom Weinen oder vom Schnaps oder auch von beidem. Er zuckte unter ihrem Blick zusammen.

Als das kurze Begräbnis seinem Ende entgegenging, fing die Hündin an zu jaulen. Alle Gesichter wandten sich dem Waldrand zu, wo das schwarze Biest saß und heulte wie eine Todesfee.

Evvie Bonneau, die gleich neben Pearl stand, zischte mit leiser Stimme: »Scheiße!«

Bald darauf verschwand das Tier wieder im Wald, aber es war ihm gelungen, alle Anwesenden gründlich zu erschrecken.

Die Abfahrt der Trauergäste begann. Reuben fühlte sich für Jean und ihre Schwester verantwortlich. Er half ihnen in seinen Eldorado. Sein und Pearls Blick begegneten sich.

Der sanfte Druck von Davids Hand auf ihrem Rücken veränderte sich ganz plötzlich. Er sah von Reuben zu ihr. Auch wenn sie ihn nicht anschaute, sie wußte genau, daß es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen war und konnte nichts gegen die Anspannung tun, die von ihr Besitz ergriff. Als sie zu ihm hochsah, hatte er ein Grinsen auf seinem Gesicht eingefroren.

Nichts von alledem entging der Aufmerksamkeit von Norris.

David nahm ihren Arm und zog sie so dicht zu sich heran, daß er ihr mit großer Belustigung ins Ohr flüstern konnte: »Pearl, das ist ja ein Wahnsinn. Hast du eigentlich gewußt, daß Reuben Styles in dich verliebt ist? Ich glaube, ich bin eifersüchtig, ich weiß nur noch nicht genau, auf wen.«

Pearl drehte sich zu ihm um und zischte ihm durch ihre geschlossenen Zähne hindurch zu: »David, bitte, wir haben gerade Walter zu Grabe getragen.«

Er war tatsächlich beschämt.

Sie versuchte schnell davonzugehen, aber auf ihrem wackligen Fußgelenk geriet das Gehen eher zu einem Humpeln. Trotzdem mußte Norris sich beeilen, um sie einzuholen.

David tat es ihm nach. »Tut mir leid«, sagte er zu ihr. »Ich war einfach so überrascht. Klar, es ist natürlich absolut verständlich. Jeder einigermaßen normale, heterosexuelle Mann kann gar nicht anders, als dich attraktiv zu finden, aber mir ist einfach nicht in den Sinn gekommen, daß es Reuben ebenso gehen könnte. Das muß ein ödipaler Defekt bei mir sein. Die Vorstellung hat für mich was völlig Absurdes. Reuben als ländlicher Romeo, der dir, Julia, den Hof macht. Er wird wahrscheinlich bis an sein Lebensende davon träumen. Der Glückliche. Aber überleg dir mal, worüber du dich den ganzen Tag mit ihm unterhalten würdest. Oder hast du vielleicht eine geheime Schwäche für Verteiler, Auspufftöpfe und Drehmomente? Wenn dir dieser Typ zusagen sollte, werde ich mir einen Overall kaufen und Caramba als Aftershave benützen...«

»Halt die Schnauze!« Sie versuchte, schneller auf ihr Haus zuzugehen. »Laß mich in Frieden!«

Als sie die Veranda erreicht hatte und sich umschaute, sah sie, daß David stehengeblieben war. Die Augen waren hinter den toten Flächen seiner Sonnenbrille versteckt.

Die Hände hatte er in den Hosentaschen vergraben. Irgendwie wirkte er niedergeschlagen, vielleicht sogar erschrocken, wie er da stand, mit hängenden Schultern und leicht verzogenem Mund.

Norris kam ihr nach. Sein Gesicht drückte Besorgnis aus.

Sie war erschöpft und leer im Kopf und flüchtete sich in ihr Schlafzimmer wie in einen sicheren Unterschlupf.

Offensichtlich hatte Norris vor dem Haus Posten bezogen wie ein Drache, der einen Goldschatz bewacht, denn nacheinander hörte sie die Stimmen von David, Karen und, viel später, von Reuben, aber niemand wurde eingelassen. Sie fühlte sich wie eine Goldmünze, mit harten Kanten und zwei Gesichtern. Und ausgegeben. Ausgegeben. Aber das war ein bitteres Wortspiel, bitter wie der Biß auf eine Münze, mit dem man prüfen will, ob sie echt oder falsch ist.

Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen, weil sie geglaubt hatte, völlig erschöpft zu sein, aber sie fand heraus, daß sie viel zu ruhelos war, um schlafen zu können. Sie gab auf und nahm die Mappe mit Davids Gedichten zur Hand. Das erste Gedicht hatte keinen Titel.

*Sieh
das weiße Schneefeld
dort
wo im Sommer der See ist.
Da liegt ein Körper in dem See.
Wahrscheinlich
wird er auftauchen
irgendwann
wenn der Frühling endet
und der Sommer beginnt,
treiben wird er
wie eine Schneeflocke
auf der Haut des Wassers.
Jetzt bewahrt das Eis
sein Geheimnis noch,
ein Meer der Stille
bedeckt Felsen und Bootsleinen,
mit zerbrochenen Paddeln, Bierdosen
und diesem einen Körper.
Das Eis mag zerbrechen,
zerbersten mit Kanonendonner,
auseinandertreibende, trübe Schollen
mögen auf die Strände geworfen werden,
mögen jungen Bäumen das Rückgrat
brechen,
mögen gegen die Pfeiler der Steige
splittern,
mit gewichtigem, treibendem
Vergnügen.
Ich sehe nur
die aufgequollene Hand,
die aus narbigem Eis sich reckt
(Fingernägel von Reif überzogen,
mit einem Muster wie zarteste Spitzen)
ein purpurnes Knie,
halb gebeugt zu höflicher
Verbeugung,
kommt zur Ruhe es endlich*

*auf meinem Fleckchen Sand,
wie ein Betrug.
Das Schneefeld da draußen,
das im Sommer ein See ist,
kann diesen Betrug vor mir
nicht verdecken.
Sieh hin
und vergiß nicht, wo es liegt.*

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, und sie stieß die Mappe zur Seite.

Schließlich war es so, daß sie nicht eigentlich einschlief, sondern daß der Schlaf in ihr hochkroch, von ihr Besitz ergriff, wie die Flut einen Küstendamm überspült.

ACHTZEHNTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Als sie am nächsten Morgen kaum früher als nötig aufwachte, geschah das mit jenem Gefühl der Überraschung darüber, daß sie überhaupt geschlafen hatte, welches man oft am Ende einer schlechten Nacht hat. Sie hatte ein bißchen Energie, nicht viel, ihr vermeintlicher Tatendrang war eher Komödie für Norris.

Auf der Fahrt zum Restaurant waren ihre Gedanken vor allem mit der Frage beschäftigt, wie sie ohne zusätzliche Hilfe und behindert durch das immer noch schmerzende Fußgelenk den Tag überstehen sollte. Keine Jean, sie hatte immer noch genug damit zu tun, die Überbleibsel des langen Lebens ihres Vaters zu sortieren. Aber es war beinahe eine Gnade, von Jeans Unfähigkeit verschont zu bleiben. Pearl war wie vom Donner gerührt, als sie Roscoes Kleinlaster auf dem Parkplatz stehen sah. Der alte Mann saß im Führerhaus und starrte auf das Restaurant. Sie gab Norris den Schlüssel und ging hinüber, um mit Roscoe zu reden.

»Hallo, Roscoe.«

Langsam wie ein Truthahn wandte er ihr das Gesicht zu.

»Hallo.«

Heute morgen schien er sich mehr Mühe beim Rasieren gegeben zu haben als sonst. Er roch sogar nach Elfenbeinseife. Es entstand eine längere Pause, bevor er sich räusperte.

»Hab gedacht, Sie könnten eine zusätzliche Hilfe gebrauchen. Ich meine, wegen Jean und so.«

»Ich müßte lügen, wenn ich sagen würde, daß es nicht so wäre.«

Er streckte den Kopf nach vorne, als müsse er sich aus seinem zu engen Kragen befreien.

»Ich schätze, ich bin 'n bißchen zu weit gegangen. Würd' mich gern entschuldigen.«

»Ich schulde Ihnen eine Entschuldigung. Damit wären wir quitt.«

Roscoe nickte und streckte die Hand aus dem Fenster.

Lächelnd griff sie zu.

Karens Plymouth rollte auf den Parkplatz. Ihr Grinsen, als sie Pearl und Roscoe zusammen sah, überzeugte Pearl, daß sie etwas mit Roscoes Auftauchen zu tun hatte.

»Also los«, sagte Roscoe, »dann laßt uns ein paar Eier in die Pfanne hau'n.«

Mit Karens guter Laune war es schnell wieder vorbei. Sie arbeitete gleichmäßig, aber still vor sich hin. Zuerst dachte Pearl, Karen hätte nur eine ihrer üblichen Launen, dann vermutete sie, das Mädchen mache sich wegen irgend etwas mehr Sorgen als sonst. Reubens Tochter hatte etwas Verstohlenes an sich, als trage sie etwas mit sich herum, das sie um nichts in der Welt preisgeben wollte.

Sie brachte den Tag hinter sich. Und auch den nächsten. Aber wie eine Langläuferin, die die richtige Schrittlänge nicht finden kann, suchte Pearl vergeblich nach dem Tatendrang, der sie sonst so beflügelte. Es war entmutigend, zur Zeit des Feierabends nicht mehr Mumm in den Knochen zu haben als ein ausgewrungener Wischlappen und obendrein Norris immer noch vorspielen zu müssen, sie fühle sich prächtig. Er wußte es ja sowieso besser. Sie fing ein paar seiner besorgten Blicke auf, den Rest konnte sie sich denken. Immerhin schaffte sie es, sowohl Reuben als auch David abzuwimmeln, als sie anriefen. Zunächst einmal erzählte sie beiden die Wahrheit, daß sie nämlich völlig erledigt sei und ihre Ruhe brauche.

Das Telefon klingelte, als sie ihre Haustür aufschloß. Es gelang ihr, den Hörer noch rechtzeitig aufzunehmen. Eine Stimme, die sie nicht kannte, verlangte nach Norris.

Bobby. Es ist etwas mit Bobby passiert.

Als sie sah, wie Norris Gesicht zusammenfiel, während er der fremden Stimme zuhörte, wußte sie, daß ihre Vermutung richtig war.

Als er aufgelegt hatte, umarmte sie ihn.

»Tut mir leid«, sagte er. »Bobby braucht mich. Ich muß nach Philadelphia ins Krankenhaus.«

»Ich werde deinen Flug buchen. Geh und pack deine Sachen.«

Es war schon sehr spät, als sie vom Portland Jetport zurückkehrte, wohin sie Norris gebracht hatte. Er wollte nach Maine zurückkehren, sowie Bobbys Krise vorüber wäre. Das Haus kam ihr ohne ihn leer vor. Das Lämpchen an ihrem Anrufbeantworter brannte, aber sie hörte das Band nicht ab.

Nachdem sie geduscht hatte, schlüpfte sie in ihr Nachthemd und warf sich auf das Liegebett auf der Veranda. Not hüpfte zu ihr hinauf, und Pearl kralte sie. Sie hörte den Eldorado, bevor sie noch seine Scheinwerfer sah, es klang wie ein beruhigendes Flüstern, wie eine Welle im Ozean.

Reuben klopfte an die Tür und machte sich selbst auf.

»Norris mußte abfahren.« Sie streckte ihm ihre Arme entgegen.
»Ich komme gerade aus Portland zurück.«

Reuben hob sie hoch. »Da draußen wartet ein Cadillac. Wie wär's mit einer nächtlichen Ausfahrt?«

Er wußte ihre Antwort, genauso wie er gewußt hatte, wann sie wieder zu Hause sein würde.

❧ 2 ❧

Pearl kam am nächsten Morgen die Treppe herunter, als Karens Plymouth auf ihrer Zufahrt gerade klappernd zum Halten kam.

Das Mädchen wirkte angespannt, als es zur Tür hereinkam, es lächelte nervös, aber diese Nervosität trug nur dazu bei, seine Schönheit noch zu betonen. Der Sommer war gar nichts gegen Karens Haut, gegen die Üppigkeit ihres Körpers, die sinnliche Fülle ihrer Unterlippe. Karen sah sich nervös um.

Nach Norris, dachte Pearl. Sie will mir etwas anvertrauen, möchte aber nicht, daß er Zeuge dieses Geständnisses wird.

»Norris mußte nach Philadelphia«, sagte Pearl zu ihr.

Karen schien erleichtert zu sein.

»Fühlen Sie sich besser?« fragte sie, vielleicht eine Spur zu besorgt, als sie sich zu ihrer morgendlichen Tasse Kaffee an den Tisch setzten.

»Ja.«

Pearl war klar, daß das eine Lüge war. Sie fühlte sich eigentlich genauso wie am Tag zuvor: ausgelaugt, als habe sie irgendwo ein Leck, durch das ihre Energie ablief, gurgelnd wie Badewasser, das aus der Wanne läuft.

Karen atmete tief durch.

Auf einmal ging Pearl ein Licht auf. Sie starrte das Mädchen mit aufgerissenen Augen an.

»Du bist schwanger, stimmt's?«

Karen nickte. Ein leises, hysterisches Kichern entfuhr ihr.

Pearl schloß einen Moment lang die Augen. »Bist du sicher?«

»Ja. Ich habe einen dieser Tests gemacht, dann bin ich zum Arzt gegangen.«

»Und was wirst du jetzt machen?«

Karen zuckte mit den Achseln. »Ich kann es nicht bekommen, Pearl.«

Pearl sprang aus ihrem Stuhl hoch und begann, in der Küche auf und ab zu gehen. »Und wie wär's, wenn du es bekommen und dann zur Adoption freigeben würdest?«

Das Mädchen lehnte sich zu Pearl hinüber und sagte mit eindringlicher Stimme: »Ich kann es nicht bekommen. Nach all dem, was er mit mir gemacht hat, kann das Baby gar nicht normal sein.«

Pearl wurde von einem plötzlichen Brechreiz überfallen. »Daran habe ich gar nicht gedacht. Hat der Arzt es auch gesagt?«

»Nun, er hat gesagt, es hätte mit ziemlicher Sicherheit Auswirkungen auf das Baby gehabt.«

»Ach, Karen.« Pearl nahm sie in die Arme.

»Hey«, sagte das Mädchen. »Ich komme schon damit klar. Ich will das Kind nicht haben, das können Sie mir glauben.«

Pearl ließ sie los, trat einen Schritt zurück und versuchte, das Mädchen zu zwingen, ihr in die Augen zu sehen. »Nein, das hatte ich damit nicht gemeint.«

Karen starrte den Kaffeebecher an, der vor ihr auf dem Tisch stand. Ihre Unterlippe zitterte. »Ich nehme an, Sie halten Abtreibung für Mord?«

»Karen, meine Mutter hat mich nicht abgetrieben. Das ist die einzige Antwort, die ich dir auf deine Frage geben kann.«

»Ich bin nicht Ihre Mutter, und Sie sind nicht dieses Baby. Ich werde es loswerden, aber ich brauche dazu etwas Geld.«

Pearl wußte nicht, was zum Teufel jetzt zu sagen oder zu tun war, und das versetzte sie in panischen Schrecken. »Karen, ich würde alles tun, um dir zu helfen, aber Geld für eine Abtreibung, ich glaube kaum, daß ich damit fertig würde. Ich muß darüber nachdenken.«

Das Gesicht des Mädchens nahm einen störrischen Ausdruck an. »Ich werde das Geld zurückzahlen.«

»Karen, du bist noch minderjährig. Du hast Eltern, die von all dem etwas erfahren sollten, die dir helfen könnten, die richtige Entscheidung zu treffen. Bitte. Sprich mit Reuben.«

Karen zuckte zusammen. »Er wird mich umbringen. Sie mögen Ihre Zweifel haben, was Abtreibungen betrifft, aber ich weiß nur zu genau, wie er darüber denkt. Er wird mich umbringen.«

»Nein. Das wird er nicht. Das glaube ich nicht.«

Karen stand auf.

»Ich glaube, ich kenne ihn besser als Sie. Ich hätte Sie nicht fragen sollen. Ich hatte geglaubt, Sie seien eine emanzipierte Frau. Ich werde schon alleine klarkommen. Irgendwie. Ich Sorge schließlich schon seit einiger Zeit für mich selbst, und ich denke, das werde ich auch weiterhin tun müssen.«

Emanzipiert. Pearl wollte das Wort hinter Karen herschreien, als sie hinausstolperte. Wie kommst du auf die absurde Idee, die Sklaven seien befreit, Baby? Wie kommst du darauf, irgend jemand auf dieser Welt sei wirklich frei?

Karen fuhr davon. In Richtung des Restaurants. Vielleicht wäre sie tatsächlich dort, wenn Pearl käme, vielleicht würde sie einfach weitermachen.

Pearl nahm den Hörer ab und begann, Reubens Nummer zu wählen, dann biß sie sich auf die Unterlippe und legte wieder auf. Sie streckte die Hand nach der Handtasche aus, die über der Stuhllehne hing. Ganz bedächtig nahm sie ihren Terminkalender heraus und öffnete ihn auf der letzten Seite, wo die zwölf Monate des Jahres aufgereiht waren. Sie brauchte nur einen einzigen Blick, um sicher zu sein, daß sie bereits eine Woche über die Zeit war.

»Scheiße. Verdammte Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

Emanzipation. Soviel zu Emanzipation und Gratismahlzeiten. Gott gibt in Ihrem Restaurant keine Gratismahlzeiten aus. Oder? Tut Sie das etwa? Keine Begünstigungen, kein Kuhhandel. Gott machte sich Ihren kleinen Spaß mit Pearl. *Emanzipation*. Soll das etwa diese dumpfe Resignation sein, die man fühlt, wenn jede dunkle Vorahnung kommender Verhängnisse sich als wahr erweist?

»Seliger Onkel Joe«, sagte sie laut, »du hast dein Haus einer Vollidiotin hinterlassen, einer Frau, die zu nicht mehr Selbstkontrolle fähig ist als ein sechzehnjähriges Teufelsgeschöpf.«

Der selige Onkel Joe antwortete ihr nicht. Wahrscheinlich war er zu beschäftigt damit, sich über sie totzulachen. Er dürfte da oben Magenkrämpfe vor Lachen bekommen. Vielleicht gelang es ihrem seligen Onkel, Gott günstig zu stimmen und einen Strafaufschub für sie zu erreichen. *Laß es eine Verspätung sein! Bitte, Lieber Gott, mach, daß es nur eine Verspätung ist!* Sie nahm sich zusammen und machte sich auf den Weg zur Arbeit.

❧ 3 ❧

Karen wartete vor dem Restaurant auf sie. Sie versteckte sich hinter einem verkniffenen Lächeln. Heute sollte es an Pearl sein, sich Sorgen zu machen.

David schaute vorbei. Er trug wieder die vertrauten David-Klamotten: Shorts, ein offenes Hemd und alte, ausgebleichte Turnschuhe ohne Schnürbänder. Er verzehrte sein Frühstück und vergaß die Sonnenbrille neben seinem Teller, als er ging.

Pearl nahm die Brille und lief hinter ihm her.

»Danke«, sagte er, als er sie in Empfang nahm. »Darf ich dich für heute abend zu einem Drink im ›Dog‹ einladen?«

Sie zögerte. »Wird es wieder eine Saalschlacht geben?«

Er lachte. »Nur, wenn du darauf bestehst.«

Er kam ihr heute strahlend gesund vor. Die feine Intelligenz seiner Gesichtszüge, der Fluß seiner Worte, die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen kündeten von einer Rationalität und Klarheit, daß er ihr beinahe wie eine sichere Zuflucht vor dem Gefühlsüberschwang und dem Durcheinander ihres Lebens vorkam. Es schien, als wäre sein Pendel gerade einmal zur anderen Seite ausgeschlagen. Merkwürdig, ihn so zuversichtlich und in sich ruhend zu erleben, wie er doch noch vor kurzem ein Mahlstrom gewesen war. Vielleicht war er das Auge eines Hurrikan. Irgendwie schien sich alles um ihn herum zu bewegen.

Reuben ging sie tunlichst aus dem Weg. Sie wußte nicht, wie sie ihm in die Augen sehen könnte, ohne ihm zu sagen, was Karen ihr anvertraut hatte oder was sie bei sich selbst befürchtete. Vielleicht müßte sie nicht einmal etwas sagen. Sie hielt es durchaus für möglich, daß er sie nur einmal anzusehen brauchte, um wie ein Hellseher über ihr kleines Geheimnis Bescheid zu wissen.

Mit David war das etwas ganz anderes. Abgesehen davon, daß er keine schwangere Tochter hatte. Wenn er weiterhin in diesem ausgeglichenen Zustand wäre, dann könnte sie vielleicht mit ihm über ihre Probleme reden, könnte ihm die Situation schildern, wie sie nun einmal war.

»Ja. Ja, ich würde gerne kommen.«

David machte eine Bewegung auf sie zu, hielt sich dann aber zurück und vermied eine Berührung mit ihr. »Tut mir leid, daß ich so gemeine Sachen über Reuben gesagt habe. Ich weiß, wie sehr du ihn magst, und ich mag ihn auch sehr gerne.«

Sie nickte, während irgend etwas ihr die Kehle zuschnürte. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und spürte dabei mit den Fingerspitzen die etwas rauhere Haut an den Ellbogen. Vielleicht würde es doch nicht so leicht werden, mit ihm zu reden.

David's Gesicht verfinsterte sich. »Ich bin wieder okay. Du brauchst keine Angst vor mir zu haben.« Sein Atem ging etwas ruckartig. »Ich kann es nicht ausstehen, wenn du dich vor mir fürchtest. Ich bin ich, David, und damit hat sich's. Ich bin vielleicht ein bißchen verrückt, aber ich kann mich zusammennehmen, solange du nur zu mir hältst.«

»Ich muß zurück an meine Arbeit.«

Er streckte plötzlich seine Hand aus und fuhr ihr mit zwei Fingern erst über die Unterlippe und dann über den Hals. Das Verlangen nach ihm packte sie so heftig, daß es ihr den Magen zusammenzog und ihr beinahe schlecht wurde. Aber vielleicht war es nur ihr kleines Unglück, ihr kleines Geheimnis, das niedliche, kleine, angeknackste Ei, ganz tief drinnen, das sich jetzt teilte und teilte und sich in schwindelerregendem Tempo zu einem neuen Lebewesen multiplizierte. Nein, noch war es nicht der kleine Homunkulus, noch war es ein verschrumpelter Klumpen, wie eine zusammengeknüllte Landkarte, die sich erst noch entfalten mußte, um lesbar zu werden und um ihr die Eingeweide umzudrehen.

Er stieß ein bellendes, scharfkantiges Lachen aus. »Die Alarmglocken habe gerade zu schrillen begonnen. Der Reaktor hitzt sich zu schnell auf.«

Er bückte sich weg von ihr, um sich in sein kleines Auto zu zwängen. Dann schoß er mit dem Ding vom Parkplatz herunter, als wenn der Teufel hinter ihm her wäre.

Sie sah ihm nach, fragte sich, wohin er wohl unterwegs sei, welche dunkle, unbekannte Straße er wohl entlangfahren wolle.

Reuben rief an, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hatte viel zu tun, und war froh darüber. Er sagte, er würde später noch einmal anrufen.

❧ 4 ❧

Welche Straße auch immer David entlanggefahren sein mochte, am Nachmittag war er wieder da und trieb sein kleines Auto ihre Auffahrt hoch. Sie stand auf, legte die Hände in die Hüften, streckte sich und bewunderte den riesigen Haufen Unkraut, den sie ausgerupft hatte. Dann ging sie ihm entgegen und begrüßte ihn an der Treppe zum Hintereingang.

»Du bist ja richtig ins Schwitzen gekommen beim Arbeiten. Wie geht's deinem Fuß?«

»Jeden Tag etwas besser. Magst du einen Rettich?«

Während sie ihre Gartenhandschuhe abstreifte und ein paar Geräte zusammensuchte, ging er in die Küche und wusch den Rettich, den sie ihm gegeben hatte, mit klarem Wasser ab. Es knackte angenehm zwischen den Zähnen, als er hineinbiß.

»Aufhören.«

»Womit?«

»So sexy da hineinzubeißen«, sagte sie über die Schulter, während sie die hintere Treppe hinauf lief. Der Klang seines Gelächters folgte ihr nach oben.

Sie war taub von dem Wasser, das ihr über den Kopf lief, die Augen hatte sie wegen der Seife geschlossen, mit der sie sich die Haare gewaschen hatte, deshalb erschrak sie bei seiner Berührung so sehr. Es war nicht etwa nur die Berührung seiner Hand, es handelte sich um einen Zusammenstoß mit seinem ganzen Körper, als er zu ihr unter die Dusche stieg. Ganz instinktiv stieß sie einen Schrei aus und sprang von ihm weg. Sie öffnete die Augen, und prompt brannte die Seife in ihnen. Er hatte sie schon mit seinen Armen umschlungen und gab sie nicht mehr frei. Ihr rasendes Herz beruhigte sich ein bißchen, dann fand es einen neuen Rhythmus. Sie zwang sich, mit dem Augenzwinkern gegen das Brennen der Seife aufzuhören, damit das klare Wasser ihr die Augen ausspülen konnte. Er drückte sie so

fest an sich, daß es weh tat und zwängte sich mit dem Oberschenkel zwischen ihre Beine. Als sie den Kopf in den Nacken legte, um ihr Gesicht dem Strom des Wassers zuzuwenden, hatte sein Mund bereits ihre linke Brustwarze gefunden.

Stunden später drang die vage Erkenntnis in ihren Schlummer, daß es draußen bereits dunkel war. Sie stützte ihren Oberkörper hoch. David lag im Halbschlaf auf dem Bett ausgestreckt, immer noch verwickelt mit ihr. Sie griff nach dem Wecker, sah auf das Zifferblatt und rüttelte David. Er wühlte sich näher zu ihr, und sie stellte die Uhr wieder weg.

»David, ich muß morgen früh zur Arbeit. Du mußt jetzt nach Hause gehen.«

Er rollte sich auf die Seite, nahm seinerseits den Wecker und hielt ihn sich dicht vor die Augen. »Tatsächlich.« Er rollte noch ein Stück weiter, über sie hinweg und hinaus aus dem Bett. Wie eine Katze vermied er es, der Länge nach hinzuschlagen und landete auf den Füßen. Er zog seine Sachen an. »Das war besser als die Schlägerei im ›Dog‹.«

Sie hörte, wie ein Lachen durch den Schlaf sickerte, der sie gerade wieder in seine Tiefen hinabreißen wollte, und fragte sie, ob er es wohl gehört haben mochte, ob sie überhaupt gelacht oder es sich nur eingebildet hatte. Er küßte sie ganz sanft auf die Stirn und deckte sie zu, so wie er es getan hatte, als sie krank im Bett gelegen hatte. Ganz weit entfernt hörte sie ihn noch mit seinem Auto davonrasen.

❧ 5 ❧

Als Pearl auf dem Treppenabsatz stand, eine Hand schon auf den Türkopf gelegt, stellte sie fest, daß der Schlüssel für das Restaurant auf ihrem Schlüsselring fehlte. Sie suchte den Ring noch einmal nach ihm ab. Sie konnte es einfach nicht glauben. Sie ergriff den Türkopf, und er ließ sich drehen. Leise öffnete sich die Tür. Eine furchtbare Angst befiel sie, als sie eintrat. Die Schublade der Registrierkasse, in der sie die Tageseinnahmen aufbewahrte, stand offen und war leer. Sie lief in das Büro. Ihr kleiner Safe stand ebenfalls offen, die Wocheneinnahmen in dem Geldbeutel der Bank waren auch verschwunden. Langsam sackte sie auf ihren Schreibtischstuhl und starrte den offenen, leeren Safe an.

Der Dieb hatte einen Schlüssel gehabt und die Kombination des Safes gekannt. Der Schlüssel mußte ihr eigener gewesen sein. Jemand hatte ihn von dem Schlüsselring abgemacht, den sie achtlos auf dem Küchentisch hatte liegenlassen, während sie am Abend vorher mit David herumgeschäkert hatte. Die Hintertür des Hauses war ebenfalls offen gewesen. Das alles ließ nur einen Schluß zu: Karen.

Roscoe steckte seinen Kopf in das winzige Büro. »Warum ist die Kassenschublade...?« Die Frage beantwortete sich von selbst, bevor er sie fertig formulieren konnte. »Jesus, Maria und Joseph! Wir sind ausgeraubt worden.«

Pearl wirbelte mit dem Drehstuhl herum, um ihn ansehen zu können. »Roscoe, bitte gehen Sie raus, machen die Kassenschublade zu, und kommen Sie dann wieder zu mir, okay?«

Roscoes Blick wanderte vom Safe zu ihr und wieder zurück, dann tat er, worum sie ihn gebeten hatte. Als er zurückkam, zeigte sie auf die Tür, und er zog sie hinter sich zu.

»Roscoe, ich bin ziemlich sicher, daß Karen das Geld genommen hat.«

Dem alten Mann fiel die Kinnlade runter, und aus seinem Mund kam ein unverständliches Gebrabbel.

Pearl setzte ihm schnell ihre Theorie auseinander.

»Das kann ich nicht glauben.« Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

Sie wartete, bis er es verarbeitet hatte.

»Ich verstehe es einfach nicht.« Er schlug mit der offenen Hand gegen die Türfüllung.

»Ich werde nicht die Cops rufen.«

Er sah sie an. Tränen liefen ihm die Wangen hinunter.

Pearl stand auf und packte Roscoes Unterarm. »Ich weiß, warum sie es getan hat.«

Er war immer noch so durcheinander, daß er nur den Kopf schütteln konnte.

»Sie ist schwanger, und sie will das Baby abtreiben lassen. Gestern bat sie mich, ihr Geld zu leihen.«

Roscoe bellte einen verzweiferten, bitteren Laut heraus, den man nur mit viel gutem Willen als Lachen bezeichnen konnte. »Gottverdammte Scheiße!« Er sah Pearl mit einem so abgrundtiefen Abscheu an, daß sie unwillkürlich zusammenzuckte. »Na? Sind Sie stolz auf

sich? Sie haben ihr wirklich ein tolles Beispiel gegeben«, schnauzte er sie an.

Pearl stürzte auf die Toilette. Während sie sich das Gesicht abwusch und sich im Spiegel betrachtete, klopfte es leise an der Tür.

»Alles in Ordnung?« fragte er mit ziemlich kleinlauter Stimme.

Sie sog einen zitterigen Atemzug ein und öffnete die Tür.

»Setzen Sie sich hin. Ich bringe Ihnen eine Tasse Kaffee.«

Sie hörte, wie er den Kaffee machte und wie er Sonny Lunt die Tür öffnete.

Dann kam er zurück. »Sie haben recht. Wir sollten die Cops aus dem Spiel lassen. Wir werden die Sache privat ins Reine bringen.« Er tätschelte ihr die Hand. »Entschuldigen Sie bitte. Lieber Gott, in letzter Zeit habe ich mich öfter entschuldigt als in meinem ganzen Leben vorher. Aber Sie müssen verstehen, es war ein verdammt Schock.«

Sie nickte.

Der Kaffee, den er ihr gebracht hatte, brachte sie einigermaßen auf Touren.

Jean traf ein. Man erzählte ihr, Karen habe sich einen Tag freigegeben.

Pearl flüsterte Roscoe zu, wohin sie fahren würde und eilte hinaus. Sie fuhr hinüber zu Karens Wohnanhänger auf dem Pigeon Hill. Obwohl der Plymouth nirgends zu sehen war, klopfte sie gegen die Tür und rief nach dem Mädchen. Keine Antwort. Verzweifelt kehrte Pearl in ihr Restaurant zurück und überlegte, was sie sonst noch tun könnte. Sie hatte keine Vorstellung, wo Karen hingefahren sein könnte. Vielleicht nach Greenspark, oder nach Lewiston, Portland, North Conway, New Hampshire. Selbst wenn Pearl jetzt ganz schnell zu Reuben fahren und ihm alles erzählen würde, es bestand wenig Aussicht, Karen noch von dem zurückhalten zu können, was sie vorhatte.

Wieder ein Tag, den sie eher ertragen mußte, als daß sie sich an ihm freuen konnte. In letzter Zeit hatte es zu viele solcher Tage gegeben. Roscoe klopfte ihr auf die Schulter, als sie zusperren, aber das war nur ein ganz winziger Trost.

Karen trat aus dem Fahrstuhl heraus in die Eingangshalle des Krankenhauses von Greenspark. Sie war so erleichtert, daß sie sich beinahe in Hochstimmung befand. Die Unannehmlichkeiten waren zu ertragen. Im Magen hatte sie ein bißchen ein flaues Gefühl, das lag aber auch daran, daß sie wußte, was ihr noch bevorstand. Sie mußte zu Pearl gehen und sie um Verzeihung bitten. Diese Vorstellung beunruhigte sie nun doch etwas, und so hätte sie Brian Spearins Mutter beinahe übersehen, die gerade aus einer Schwingtür mit der Aufschrift CAFETERIA kam und einen Becher in der Hand hielt, auf dem ihr Vorname stand: DEBRA. Die große Frau, die in ihrer Schwestertracht einschüchternd wirkte, versteifte sich bei Karens Anblick.

»Hallo«, sagte Karen. »Sie sind in die Tagschicht übergewechselt, stimmt's?«

Bris Mutter schoß einen giftigen Blick auf sie ab. »Du verluderte, kleine Hure«, zischte Debra Spearin. »Ich hoffe, du hast Krebs.«

Karen zuckte zusammen, dann lief sie an der Frau vorbei, dem Ausgang zu. Auf einmal hatte sie doch Schmerzen, stärkere, als sie jemals befürchtet hatte.

Auf ihrem Anrufbeantworter fand sie eine Nachricht von Norris. Er teilte ihr mit, daß es Bobby schon wieder viel besser ging und versprach, am nächsten Tag anzurufen. Außerdem waren noch Nachrichten von Reuben und von David auf dem Band. Sie rief beide nacheinander an und bat sie, von Besuchen abzusehen, aus dem absolut aufrichtigen Grund, daß sie völlig erschöpft sei. Es war noch zu früh, um ins Bett zu gehen. Nach einem langen, entspannenden Bad stellte sie eine Kasserolle in den Herd und rollte sich auf der Sonnenveranda zusammen, bis das Essen fertig sein würde.

Sie ließ ihr Taschenbuch sinken, als sie Karens Auto herannahen hörte.

Karen sah sie auf dem Bett liegen und kam zur Fliegentür der Sonnenveranda. Dann blieb sie zögernd stehen.

»Komm nur rein.«

Karen kam herein. Zitternd und so bleich, als könnte sie jeden Moment ohnmächtig umkippen, streckte sie Pearl eine Hand entgegen. Der Schlüssel lag in der Handfläche.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie mit hoher Stimme. »Ich werde das Geld zurückzahlen.«

Pearl nahm den Schlüssel und zog ihn schweigend wieder auf ihren Schlüsselring.

»Oh, das hätte ich beinahe vergessen.« Karen nahm den Geldbeutel der Bank aus ihrer Handtasche und gab ihn Pearl.

»Ich hab nicht alles gebraucht. Bitte, erzählen Sie meinem Vater nichts davon.«

Pearl warf den Beutel auf die Liege und streckte ihre Hände nach dem Mädchen aus. Karen brach in Tränen aus und wehrte sich nicht gegen die Umarmung. Pearl hielt sie fest, streichelte ihr über das Haar, aber sie war unfähig, irgendein Wort des Trostes herauszubringen. Also weinten sie sich erst einmal aus. Karen schief auf dem Liegebett ein, und Pearl deckte sie zu.

Dann rief sie Roscoe an und teilte ihm mit, was geschehen war.

»Ihr Glück, daß sie nicht zu mir gekommen ist«, meinte er. »Ich hätte ihr eine ordentliche Tracht Prügel verpaßt. Sie können ihr von mir bestellen, daß ich stinksauer auf sie bin.«

Pearl wußte genau, daß er hinter seinem Zorn nur die Erleichterung darüber verstecken wollte, daß er das Mädchen für diese Nacht in sicheren Händen wußte.

»Werden Sie Reuben etwas davon erzählen?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Sie seufzte. »Legen Sie sich erstmal hin. Es war für Sie auch nicht leicht.«

Ihr Bett war leer. Es kam ihr beinahe wie ein Luxus vor, zu schlafen, ganz alleine schlafen zu dürfen. Beim Einschlafen hörte sie noch die Jagdhündin, die irgendwo im Wald saß und heulte. Das Heulen durchbrach die Stille und hing in der Luft, leer und dumm wie der Mond, der Nachhall des Tages schallte zurück in den Schatten der Sonne.

Karen war am nächsten Morgen verschwunden. Sie hatte auf dem Kopfkissen des Liegebetts einen Zettel hinterlassen. *Danke. Bin nach Hause gefahren. Morgen komme ich wieder zur Arbeit.*

Das Abziehen und Neubeziehen der Bettwäsche auf der Liege kam ihr wie ein entschlossener Akt vor, eine Geste der Ordnung mitten im Chaos. In letzter Zeit schien jedes kleine Ding eine Bedeutung für sie zu bekommen, zur Metapher zu werden, eine Angewohnheit, die sie von David übernommen hatte. Die heutige Metapher, entschied Pearl, als sie das Bettzeug in die Waschmaschine steckte, hieß: schmutzige Wäsche.

Nach der Arbeit fand sie Karen hinter ihrem Wohnwagen, wo sie ein Sonnenbad nahm. Das Mädchen war bester Laune. Pearl dachte, daß sie auch bester Laune wäre, wenn sich ihr eigenes kleines Problem so leicht lösen ließe. Karen versuchte sie zu einer *Pizza* im ›Dog‹ zu überreden. Sie nahm die Einladung an, zum Teil deshalb, weil sie das Mädchen auf diese Weise im Auge behalten konnte, falls doch noch Komplikationen auftreten sollten. Außerdem entging sie auf diese Weise ihren beiden Männern. Sie verabredeten, sich im Lokal zu treffen.

Dann fuhr Pearl weiter nach Greenspark.

Als sie den Schwangerschaftstest vor der Kassiererin auf den Tresen legte, sah die Frau sie über den Brillenrand hinweg an. Sie tippte den Preis schnell in ihre Kasse und steckte den Test in eine Papiertüte, die sie Pearl dann über den Tresen schob.

»Sie haben wohl von den anderen Dingen neulich nicht genug gekauft, was?« fragte sie und zog ihr Kaninchennäschen in die Höhe.

Pearl steckte die Tüte ein. »Das ist nicht für mich. Mrs. Bragg hat mich gebeten, es ihr mitzubringen.«

Obwohl sie ihre Antwort noch im selben Moment bereute, war es doch ein kleines Vergnügen zu sehen, wie der Mund der Kassiererin sich zu einem kugelrunden O formte und sie ihre Vogeläuglein weit aufriß. Keine kluge Bemerkung, die ihr da entfahren war, nicht einmal ein kluger Witz, höchstens ein ziemlich dummer Witz.

Aber immerhin sah es so aus, als hätte ihr seliger Onkel Joe da oben im Himmel erfolgreich für sie interveniert. Das kleine Röhrchen enthielt zwei gelbe Bläschen. Eines von ihnen hätte sich blau

färben müssen, wenn sie schwanger gewesen wäre. Das zweite Bläschen blieb gelb. Negativ. Sie war so erleichtert, daß ihr die Tränen kamen. Das klügste wäre es, mit dem Sex überhaupt aufzuhören, dachte sie, und das schien ihr wirklich ein vernünftiger Entschluß zu sein.

❧ 9 ❧

Gehobener Stimmung brach Pearl auf, um sich mit Karen im ›Dog‹ zu treffen. Der Betrieb ging gerade so richtig los, als sie sich hingsetzt hatten und versuchten, die zweitklassige Pizza herunterzuwürgen. Der Andrang hatte den ganzen Tag auf sich warten lassen. Die Bauern waren bei der Heuernte gewesen, die Holzfäller hatten einen Zehn-Stunden-Tag im Wald hinter sich, die Straßenbaukolonnen hatten zu dieser Zeit des Jahres ihre längsten Arbeitstage, und alle waren sie am Ende eines solchen durstig und hungrig wie die Löwen.

Sonny Lunt schlenderte herein und setzte sich an ihren Tisch. Er half ihnen großzügig beim Verzehr der Pizza. Evvie Bonneau traf ein und verspeiste den Rest. Plötzlich waren die Krieger beider Parteien der jüngsten Auseinandersetzungen anwesend – Bri Spearins Bruder Ryan und einige von Bris Motorradkumpeln hatten an der Bar Posten bezogen. Ihnen gegenüber stand Lurch Mullins. Pearl beobachtete gespannt, was vor sich ging. Der Inhaber hinter seiner Kasse gab seine übliche Miene angewiderter Langeweile zugunsten wachsender Anspannung auf. Pearl drehte sich um und sah David durch die Tür kommen. Kein Wunder, daß Fudgy langsam nervös wurde. Auch in ihrem Magen begann es zu grummeln. Vielleicht war es doch nicht so klug gewesen, hierher zu kommen.

Sonny begrüßte David mit großem Hallo, das gab Pearl etwas Zeit sich zu sammeln. Seit viel zu langer Zeit schon war sie angespannt und niedergeschlagen. Das entsprach nicht ihrer Natur, es erschöpfte sie. Sie beschloß, sich um gar nichts zu kümmern und einfach nur den Abend zu genießen, aber die bittere Ironie dieser erzwungenen Fröhlichkeit sollte nur zu schnell offensichtlich werden.

David zog einen Stuhl heran und setzte sich neben sie, wobei er ihr schnell unter dem Tisch das Knie drückte. Über dem Tisch wagte er nur, ihr eine widerspenstige Strähne ihres Haars von der Wange zu streichen. Das war eine ebenso eindeutige Demonstration von Intimi-

tät, wie ein Kuß es gewesen wäre, aber es war so schnell gegangen, daß es nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können. Er schloß sich der allgemeinen Unterhaltung am Tisch an, ohne sich auch nur ein Wort entgehen zu lassen.

Als Sam und Reuben hereinkamen, schauten Pearl und Karen nervös hoch. Aber sie standen mit ihrer Reaktion nicht allein. Die beiden Styles-Männer waren schon von ihrer Größe her schwerlich zu übersehen und zogen die Blicke der Neugierigen auf sich.

Pearl hoffte, David würde ihre Nervosität als Furcht vor dem Ausbruch neuer Feindseligkeiten verstehen. Ihr Magen zog sich zusammen. Der Gedanke an einen erneuten Spurt auf die Toilette mit anschließender Entleerung des Mageninhalts hatte nun wirklich nichts Verlockendes mehr. In letzter Zeit war es ein bißchen sehr häufig vorgekommen. Wie hatte sie auch annehmen können, sie würde in dieser kleinen Stadt niemals mit beiden gleichzeitig am selben Ort zusammentreffen? Jetzt war das Unvermeidliche eingetroffen. Die Wahrheit würde ans Licht kommen.

David versprühte seine Geistesblitze und steigerte sich in eine Stimmung, die von Gereiztheit nicht mehr weit entfernt war.

Evvie Bonneau schaute besorgt.

Als er Pearl und Karen entdeckt hatte, kam Sam direkt auf ihren Tisch zugesteuert und setzte sich zu ihnen. »Da wir sowieso herkommen mußten, um Fudgy seinen Wagen zu bringen, habe ich Dad vorgeschlagen, daß wir doch gleich eine Pizza mitnehmen könnten.«

Reuben ging zur Bar und händigte Fudgy die Schlüssel seines Le-Baron aus.

»Die könnt ihr auch genauso gut hier essen«, sagte Sonny und bedeutete der Kellnerin, nicht nur an den Tisch zu bringen, was immer auch Sam und Reuben per Telefon bestellt hätten, sondern auch ein Bier für Reuben. Und da sie schon mal unterwegs wäre, könnte sie ihm doch auch noch eins mitbringen.

Pearl versuchte, weder David noch Reuben zu oft oder zu lange anzuschauen. Sie wünschte sich, ihre Mutter hätte sie abgetrieben. Als sie sich umdrehte, um irgend etwas Belangloses zu Karen zu sagen, bemerkte sie, daß das Mädchen bleich geworden war und zur Tür hinüberstarrte.

Gerade eben betraten Barbara Bragg und Debra Spearin die Bar.

Das Stück Pizza, das Karen gerade herunterschlucken wollte, kratzte an den Wänden ihrer sich zusammenziehenden Speiseröhre. Sie schüttete einen kräftigen Schluck des Bieres herunter, das Sonny ihr spendiert hatte, und die Verstopfung löste sich auf.

Barbara und Debra drehten sich mit der Entschiedenheit von Kompaßnadeln zu ihnen um und starrten zu ihnen herüber. Unter den Stammgästen, die angesichts der drohenden Auseinandersetzung ohnehin gespannt wie die Flitzebogen waren, wurde ein Raunen hörbar. Für den Bruchteil einer Sekunde steckten die beiden Frauen ihre überfrisierten Köpfe zusammen, um sich Vertrauliches zuzuflüstern, dann kamen sie auf Pearls und Karens Tisch zu.

»Scheiße«, murmelte Evvie Bonneau. »Jetzt gibt's Ärger.«

Reuben kam gleichzeitig mit den beiden Frauen am Tisch an. Um sie herum war es still geworden, weil sich niemand entgehen lassen wollte, was jetzt gleich gesagt würde. Es ließ nicht lange auf sich warten.

»Karen.« Barbara Bragg hatte sich vor dem Publikum in Pose gestellt, eine Hand in die Hüfte gestützt. »Wie geht es dir? Ich habe gehört, sie haben gestern ein bißchen in dir rumgeschabt.«

Pearl erstarrte innerlich.

Evvie Bonneau sprang auf. Ihre Augen schleuderten funkelnde Blitze. »Du alte, vorlaute Schlampe!«

Reuben sah erst Karen an, dann Pearl.

Als Pearl den Schock in seinen Augen explodieren sah, wollte sie aufstehen, um etwas zu sagen, aber alles, was sie zustande brachte, war ein ersticktes Gurgeln, als hätte ihr jemand einen Hieb versetzt.

David packte sie an der Hüfte, um sie zurückzuhalten.

Karen sah aus, als würde ihr übel. Mit einem leisen Aufschrei sprang sie auf und wollte weglaufen.

Reuben hielt sie am Arm fest. Sie riß sich los und stürzte aus der Bar hinaus.

Barbara Bragg und Debra Spearin trugen triumphierende Mienen zur Schau.

Pearl drehte sich der Magen um, als sie zu den beiden hinüberschaute.

Reuben lief hinter Karen her, Sam folgte ihm auf dem Fuße.

»Du Hexe!« schrie Pearl und schlug Barbara Bragg auf den Mund.

Es schmerzte teuflisch. Sie hatte das Gefühl, ihrer Hand mindestens soviel Schaden zugefügt zu haben wie Barbaras Mund. Und besonders befriedigend war es auch nicht gewesen. Sie hätte ihr gerne noch einen Schlag verpaßt, diesmal allerdings mit einem Wagenheber.

David faßte sie unter die Achseln und zog sie weg.

»Okay, Baby«, sagte er in amüsiertem Tonfall. »Du hast es getan, jetzt ist es genug.« Als wäre sie ein kleines Kind, dem er eben einen schmerzenden Splitter unter dem Fingernagel hervorgezogen hatte.

Barbaras Mund blutete, und sie weinte. Debra Spearin hielt einen schützenden Arm über sie und schoß wütende Blicke in die Runde.

Pearl schüttelte David ab und lief hinter der Familie Styles her. David kam ihr langsam nach.

Reuben hatte Karen auf dem Parkplatz eingeholt. Er hielt sie mit beiden Armen fest. Sie hatte den Kopf nach hinten gebogen, weg von ihm, wie ein Kind, das glaubt, dem elterlichen Zorn entgehen zu können, indem es den Blick abwendet. Sam stand neben seinem Vater.

Pearl warf von der anderen Seite die Arme um Karen, und Reuben ließ seine Tochter los. Karen vergrub ihr Gesicht schluchzend in Pearls Busen.

David baute sich so neben Reuben auf, daß er jederzeit in der Lage wäre, sich zwischen den großen Mann und seine Tochter zu stellen.

»Was hat diese Schlampe gemeint?« wollte Reuben von Karen wissen.

»Bitte, Reuben.« Pearls flehende Bitte ließ ihn einen Moment einhalten. Der wilde Schmerz in seinen Augen tat ihr weh.

Die Tatsache, daß ihr Vater auf Pearls Bitte reagiert und sich beruhigt hatte, schien Karen zu provozieren. Plötzlich reagierte sie mit Trotz.

»Du weißt ganz genau, was sie gemeint hat«, schrie sie ihn an.

Er zuckte zusammen.

Karen riß sich aus Pearls Armen los und stand ihm aufrecht und zornig gegenüber. »Hätte es dir vielleicht gefallen, wenn Bri Spearin der Vater deines ersten Enkelkinds gewesen wäre?«

Reuben schloß die Augen.

»Mein Gott«, murmelte David.

Karen ging aufrecht an ihrem Bruder vorbei auf ihr Auto zu.

»Wirklich nett, Karen. Immer, wenn man glaubt, du hättest deine übelste Schau abgezogen, dann setzt du noch einen drauf.« Sam wollte sie am Arm packen, als sie an ihm vorbeiging. Der Tränenkloß im Hals hatte ihm beinahe die Stimme abgeschnürt.

Sie wich seiner Berührung aus und ließ ihn stehen.

Pearl legte ihre Hand auf Reubens Unterarm. Er schien nicht einmal zu bemerken, daß sie neben ihm stand.

Sie sahen Karen zu, die mit einem Kavaliersstart davonraste.

Sonny Lunt und Evvie Bonneau waren inzwischen dazugekommen.

»Sieh bloß zu, daß du hier verschwindest«, sagte Sonny zu Reuben.

»Fudgy hat schon wieder die Cops angerufen«, fügte Evvie hinzu.

Reuben und Sam sahen einander an.

»Los, macht schnell.« Die Dringlichkeit in Davids Stimme brachte sie auf Trab.

Reuben hatte wieder einen klaren Kopf. Er legte Sam einen Arm auf die Schulter, und die beiden liefen auf den Lastwagen zu. Sie waren beinahe so schnell verschwunden wie vorher Karen.

David nahm Pearl bei der Hand.

»Du hast 'ne ganz ordentliche Rechte. Schade, daß du neulich abend nicht dabeigewesen bist.«

Sie brachte ein schwaches Lächeln zustande.

»Die Cops werden gleich hier sein«, sagte Sonny. »Sag mal, Evvie, ich bilde mir ein, ich hätte gehört, wie Barbara Pearl eine Niggerschlampe genannt hat.«

Evvie Bonneau stimmte ihm zu. »Ich hab's auch gehört. Mit eigenen Ohren.«

»Ich auch«, fügte David hinzu.

»Ich könnte schwören, daß ich es gehört habe. Ich werde es den Cops erzählen müssen. Das ist meine Pflicht als Staatsbürger.« Sonny grinste in zufriedener Vorfreude auf seinen Meineid und legte Evvie den Arm um die Schulter. Dann fiel ihm etwas anderes ein. Er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Scheiße, jetzt hab ich schon wieder vergessen, Reuben seine Winchester zurückzugeben. Und dabei arbeite ich die ganze Woche außerhalb der Stadt. Mist. Ich werde sie ihm später vorbeibringen müssen.«

Drinne in der Bar drückte Debra Spearin ihrer Freundin Barbara einen Eisbeutel gegen den Mund.

»Man sollte ihr das Ding in den Hals stecken«, murmelte Evvie Pearl zu.

Eine heulende Sirene kündete vom bevorstehenden Eintreffen der Exekutive. Pearl schüttete hastig ein Bier runter, um wenigstens ihren Magen etwas zu beruhigen. Auf das Blasröhrchen würde das keinen großen Einfluß mehr haben.

»Fürchte, wir müssen ins Protokoll schreiben, daß sie in nüchternem Zustand sind, Miß Dickenson«, sagte Tom Clark. Der Deputy war ein regelmäßiger Frühstücksgast in ihrem Laden, und oft kam er während des Streifendienstes auf eine Tasse Kaffee zu ihr herein.

»Ich wollte, ich wäre es nicht.« Pearl versuchte zu lächeln.

Tom bedankte sich mit einem breiten Grinsen. Sie saßen auf der Rückbank seines Streifenwagens, während er sie verhörte. »Müssen wir das Ganze jetzt als rassistischen Zwischenfall ansehen?«

Pearl schüttelte den Kopf. »Sie wollten mich nur schützen.«

Tom seufzte. »Hab ich mir gedacht. Was hat sie tatsächlich gesagt?«

Pearl erzählte es ihm.

Er zuckte zusammen. »Mein Gott, bin ich froh, daß die Kleine nicht meine Tochter ist. Hören Sie zu, ich habe inzwischen die Aussage von Mrs. Bragg aufgenommen, und sie lügt an diesem Punkt. Was mich betrifft, ist die Sache damit vom Tisch. Ich werde ihr sagen, daß ich sie wegen Störung des öffentlichen Friedens und Beleidigung belangen werde, wenn sie ihre Anzeige wegen Körperverletzung aufrechterhalten sollte. Das müßte ihr eigentlich das Maul stopfen. Ich würde es wirklich begrüßen, wenn ihr allesamt von dieser verdammten Spelunke wegbleiben würdet und einfach auf dem Absatz kehrt machen würdet, wenn euch dieses Weib mit ihrem Schandmaul über den Weg läuft. Ich verliere nämlich langsam die Geduld.«

»An mir soll's nicht liegen.«

Er tippte sich an die Hutkrempe. »Betrachten Sie das als meine Empfehlung an die Chefin des Hauses.«

Pearl fühlte sich auf einmal wieder wacklig auf den Beinen. Sie ging zurück in die Bar und direkt auf die Damentoilette. Evvie Bonneau ging ihr nach. Pearl wurde mit einem Schlag klar, daß sie den Bodyguard spielte.

»Wenn ihr beiden heiratet, Reuben und du, dann will ich zu allen euren Saalschlachten eingeladen werden. Ist das klar?«

Pearl lachte. »Wie kommst du auf die Idee, ich könnte jemanden heiraten?«

Evvie war gleich wieder ernst. »Wenn du nicht bald heiratest, meine Kleine, dann wirst du zwei guten Freunden von mir ziemlich weh tun. Scheiße, von mir aus könntest du bis in alle Ewigkeit mit allen beiden leben, wenn du es aushältst. Ich zweifle eigentlich keine Sekunde daran, daß du leicht mit zwei Männern fertigwürdest. Man sagt zwar immer, Männer seien von Natur aus polygam, aber ich weiß, daß mehr Frauen damit klarkommen als Männer.«

»Ich hatte schon genug davon, bevor ich es richtig gemerkt habe.«

Evvie grinste. »Hab auch nichts anderes geglaubt. Jetzt mußt du entweder in die eine Richtung schwimmen oder in die andere, oder du säufst ab.«

David schlug gerade die Tür seines Wagens zu. Sonny stand neben ihm, geschwätzig wie immer. Evvie winkte Sonny mit dem Zeigefinger heran, und Sonny gehorchte ihr brav. David kam mit ihm und brachte Pearl zu ihrem Lastwagen.

»Nicht vergessen«, rief Sonny ihm zu, bevor er sich von Evvie zurück in die Bar führen ließ.

»Bestimmt nicht«, antwortete David.

»Was sollst du nicht vergessen?« wollte Pearl wissen.

»Reubens Schrotflinte. Sonny arbeitet außerhalb der Stadt. Er muß schon um vier Uhr morgens auf der Landstraße sein, deshalb kann er sie Reuben nicht zurückbringen. Er hat's schon ein paarmal vergessen. Also hat er sie mir gegeben. Ich werde sie Reuben morgen bringen. Oder vielleicht auch nicht. Ich sollte das Ding vielleicht für eine Weile unter Verschuß halten. In der Stimmung, in der er momentan ist, könnte er auf die Idee kommen, damit auf jemanden zu schießen.«

Sie konnte ihm nicht widersprechen. Auf der anderen Seite machte sie es auch nicht froh, David im Besitz einer Schußwaffe zu wissen.

»Bist du in Ordnung?« fragte er sie.

Sie nickte.

»Siehst aber nicht so aus.«

»War 'ne harte Woche.«

»Es wird immer schlimmer«, sagte er. »Komm mit zu mir. Schwimmen. Du mußt dich ein bißchen ablenken.«

Sie grinste ihn an. »Du lädst mich immer zu Dingen ein, die dann nie getan werden.«

Er lachte. »Dieses Mal werde ich dich höchstpersönlich in den See werfen.«

NEUNZEHNTE KAPITEL

❧ 1 ❧

Pearl tauchte ohne seine freundliche Mithilfe in den See. Als sie einmal im Wasser war, wollte sie nicht mehr herauskommen und schwamm so lange weiter, bis sie ihren eigenen Kräften nicht mehr traute. Es war bereits vollkommen dunkel, als sie aus dem Wasser stieg. Die Nacht war kühl und klar, die Sterne standen an einem wolkenlosen Himmel, eine Nacht, die es einem leichtmachte, die Erde für ein Raumschiff zu halten. Oder für eine andere Art Schiff, vielleicht ein Piratenschiff.

David lag auf einer Woldecke an seinem Strand und schaute abwechselnd auf den See und in den Himmel.

Als er sie in ein großes Handtuch einwickelte, sagte sie mit klappernden Zähnen: »Ich fühle mich beinahe wieder wie ein Mensch.«

»Soll ich dir sagen, wie du dich für mich anfühlst?«

Er zog sie neben sich auf die Woldecke und hielt sie fest, gab ihr von seiner Körperwärme ab. Er streifte ihr den Badeanzug ab. Alles kam ihr ganz natürlich, ja sogar beruhigend vor. Als sie an der Reihe war, in den Sternenhimmel zu gucken, suchte sie ihn nach einem Muster, einer Art Landkarte ab, aber sie fand nichts als ein funkeln-des Chaos.

Obwohl sie ihn schon bald wieder verließ, war sie befriedigt, noch auf dem Heimweg war sie erfüllt von seinem Geruch und der Berührung seines Körpers. Sie schlüpfte in ein Nachthemd und rollte sich zusammen mit dem Kätzchen auf dem Liegebett zusammen. Sie fragte sich, was Reuben wohl gerade machte, wie es Karen ging und Sam. Diese Gedanken wob sie mit in ihre Träume ein.

Reubens unregelmäßiges Kratzen an der Tür scheuchte sie aus diesen Träumen auf. Innerlich stöhnte sie auf. Jetzt ging es alles wieder von vorne los. Sie brauchte seinen Atem gar nicht zu riechen, um zu wissen, daß er betrunken war, so betrunken, wie sie ihn noch nie gesehen hatte, so betrunken, daß er zu Fuß zu ihr gekommen war. Er bemühte sich, nicht umzufallen.

Sie warf das Kätzchen auf den Boden. Beleidigt verzog es sich unter das Bett.

Er sagte kein Wort. Er stand ein paar Sekunden lang schwankend über ihr, dann hob er sie hoch und trug sie nach oben.

❧ 2 ❧

Sie schoß aus einem Schlaf der Erschöpfung hoch und saß kerzengerade im Bett, als sie Karens Plymouth die Auffahrt heraufkommen hörte.

»Mein Gott!« rief sie aus.

Neben ihr begann Reuben, sich zu rühren. Er öffnete ein Auge.

»Es ist Karen.«

Er rollte sich in Richtung Bettkante.

Pearl war schon aus dem Bett gesprungen und zog ihren Morgenrock an. Sie warnte ihn mit einer Handbewegung.

»Bleib ganz ruhig. Ich gehe runter und sage ihr, daß ich verschlafen hätte. Hab ich ja auch. Dann schicke ich sie zum Restaurant voraus.«

Sie rannte nach unten.

Karen kam gerade herein. Ihre Augen waren vom vielen Weinen rot angeschwollen.

»Ich hab verschlafen«, sagte Pearl, dann hielt sie inne. »Ist mit dir alles in Ordnung?«

Karen zuckte mit den Achseln.

Hinter Pearl kündigten unmißverständliche Geräusche davon, daß noch jemand die hintere Treppe herunterstieg.

Karen quittierte es mit einem schwachen Grinsen.

Pearl riß das Schlüsselbund aus ihrer Handtasche und zog den Schlüssel für ihr Restaurant ab.

Hinter ihr, am Fuß der Treppe, zog sich jemand den Reißverschluß zu. Sie fuhr herum und sah Reuben, der den schmalen Gang entlangkam und sich den Gürtel in die Hose zog.

Karen und Pearl erstarrten.

Er war ganz ruhig und benahm sich völlig ungezwungen, als sei er hier zu Hause.

Karen sah von Reuben zu Pearl, dann stieß sie ein hartes, freudloses Lachen aus.

»Ach, das ist ja reizend.«

»Genug jetzt«, sagte Reuben, und zu Pearl gewandt fügte er hinzu:
»Es wurde endlich Zeit, daß sie es erfährt.«

Karen stolperte rückwärts auf die Tür zu. Ihre Stimme überschlug sich hysterisch. »Haben Sie ihm erzählt, von wem ich das Geld für die Ausschabung hatte?«

Er zuckte ebenso erschrocken zusammen wie Pearl.

Karen knallte die Tür hinter sich zu. In das Schweigen zwischen ihnen brach das Geknatter des Plymouth ein, der gleich darauf mit durchdrehenden Reifen davonschoß.

»Stimmt das, Pearl?« fragte er sie. »Hast du ihr das Geld gegeben?«

»Nicht direkt.« Pearl versuchte, seine Frage beiseite zu schieben. »Sie hätte es nicht auf diese Weise erfahren dürfen. Es war, als hätten wir sie in diesen verdammten, eiskalten See da draußen geworfen. Warum konntest du nicht ruhig da oben bleiben? Warum mußt du runterkommen? Wolltest du sie loswerden oder dich an ihr rächen oder was?«

Reubens Blick verfinsterte sich. Er glaubte, seine Motive gekannt zu haben, war sich sicher gewesen, daß er das Kind nicht hatte schockieren wollen, wie es ihn schockiert hatte, und jetzt stieß Pearl ihn auf etwas, was er selbst niemals von sich angenommen hatte. Er drehte sich um und ging die Treppe rauf.

Sie setzte sich an den Küchentisch und hörte, wie er sich oben fertig anzog.

Als er zurückkam, hatte er das Aspirin dabei. Wortlos bot er ihr eines an. Sie nahm es. Er füllte ein Wasserglas für sie beide und spülte seine Tablette herunter.

»Ich hab einen saumäßigen Kater. Als wenn ein Ziegelstein auf meinem Kopf läge. Wirst du mir jetzt erzählen, was sie vorhin gemeint hat?«

»Sie hat mich um das Geld gebeten. Ich wollte erst darüber nachdenken, da hat sie es sich einfach aus dem Restaurant geholt.«

»Sie hat es gestohlen?« Er klang, als hätte sie ihm einen Schlag versetzt. »Und du hast davon gewußt. Sie hat dir erzählt, daß sie schwanger ist, daß sie eine Abtreibung machen lassen will. Warum hast du mir nichts davon gesagt? Das verstehe ich nicht, Pearl.«

»Es passierte alles so schnell, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Und dann nahm sie mir einfach alles aus der Hand.«

»Hättest du auch so gehandelt, wenn du ihre Mutter wärst?«

»Nein. Aber ich bin nicht ihre Mutter.«

Er starrte das Glas an, das er in der einen Hand hielt. Dann stellte er es auf den Tisch. Er tat, als wäre sie gar nicht mehr da. Ein beunruhigendes Schweigen lag auf seinem Gesicht.

»Muß über alles nachdenken.« Er ging hinaus.

Sie zog sich an der Tischkante hoch. Es wurde Zeit, zur Arbeit zu gehen.

❧ 3 ❧

Karen war nicht gekommen.

»Ich erwarte sie nicht«, sagte Pearl zu Roscoe.

Er sah sie durchdringend an, ließ sie aber in Ruhe.

Ihr Magen war wieder ein einziger Schlamassel. Zweimal mußte sie sich übergeben. Die Nerven, glaubte sie.

Nach der Arbeit fuhr sie wieder zu Karen hinaus.

Das Mädchen lag in der Sonne, als hätten die vergangenen vierundzwanzig Stunden überhaupt nicht stattgefunden. Sie öffnete die Augen und erkannte Pearl.

»Sie haben Nerven, hierher zu kommen.« Ihre Stimme zitterte vor Wut.

»Karen, ich habe dichtgehalten. Ich habe Reuben nichts gesagt, als du mir von der Abtreibung erzählt hast, ich habe den Cops nicht gesagt, daß du mir Geld gestohlen hast, du hast also keinen vernünftigen Grund, wütend auf mich zu sein.«

»Und daß Sie mit meinem Vater gefickt haben? Ist das etwa kein vernünftiger Grund?«

»Findest du nicht, daß das nur Reuben und mich was angeht?«

»Nein, das tut es nicht. Es ist schon schlimm genug, daß Sie David haben. Ich hab gesehen, wie er Sie anschaut. Sie haben ihn um den kleinen Finger gewickelt. Sie haben kein Recht, mir und Sam jetzt auch noch meinen Vater wegzunehmen.«

Pearl verschränkte die Arme unter ihrem Busen. Sie mußte gegen einen plötzlichen Ansturm der Tränen ankämpfen. Ein Kloß bildete sich in ihrer Kehle. Wie dumm von ihr, Karens Eifersucht wegen David zu unterschätzen, ganz zu schweigen von ihrer besitzergreifenden Liebe zu Reuben.

»Ich nehme ihn weder dir noch Sam weg. Er bleibt euer Vater, egal in wessen Bett er sich legt. Glaubst du nicht, daß er das gleiche Recht hat, über sein Leben zu bestimmen, wie du?«

Karen sah aus, als hätte sie etwas Bitteres verschluckt.

»Ich hatte Sie für meine Freundin gehalten«, schluchzte sie.

»Ich mich auch.« Pearl drehte sich um und ging.

Sie fuhr nach Greenspark und kaufte sich noch einen Schwangerschaftstest. Die Kassiererin runzelte die Stirn.

»Der ist für meine Mutter.«

Die Frau starrte sie entgeistert an.

»Einen schönen Tag noch«, sagte Pearl.

Als sie nach Hause kam, waren auf ihrem Anrufbeantworter mehrere Nachrichten, die sie beantworten mußte.

Norris war nicht in seinem Zimmer im Ramada Inn. Sie hinterließ ihm die Mitteilung, daß sie am Abend zu Hause sein würde.

David war etwas außer Atem.

»Baby«, sagte er entzückt, als er den Klang ihrer Stimme hörte.

»Kommst du zum Abendessen mit mir nach North Conway?«

»Vielleicht morgen. Ich bin erledigt.«

»Du arbeitest zuviel.«

»Es gibt noch was anderes, was ich in letzter Zeit zuviel getan habe.«

Er war belustigt. »Davon kann man gar nicht zuviel kriegen.«

»Bleib anständig. Wir reden morgen weiter.«

Vielleicht hatte sie bis dahin einiges ins reine gebracht.

Sie spielte die letzte Nachricht ab.

Reubens Stimme: »Pearl. Ruf mich bitte an. Ich muß dich sehen.«

Jonesy nahm den Hörer ab, und es dauerte einen Moment, bis er Reuben an den Apparat geholt hatte.

»Heute nacht?« fragte er.

»Ja. Ich hab heute nachmittag versucht, mit Karen zu reden. Ich weiß nicht, ob ich mich besonders geschickt angestellt habe. Aber sie scheint in Ordnung zu sein. Körperlich, meine ich.«

»Das ist immerhin eine Beruhigung. Ich habe versucht, mit ihr zu telefonieren, aber sie legt gleich wieder auf, wenn sie meine Stimme hört. Ich werde gleich rüber fahren, wenn ich hier zugemacht habe.«

Sie wünschte ihm viel Glück, er bedankte sich und legte auf.

Sie ging nach draußen, um sich auf ihren Garten zu stürzen.

Der Anhänger war abgeschlossen, und Karen war ausgeflogen. Reuben hinterließ ihr an der Tür eine Nachricht und fuhr nach Hause.

Sam war in der Küche beim Kekse backen.

»War bei Karen«, sagte Reuben zu ihm. »Sie war nicht da.«

»Heute morgen war sie auch nicht da. Josh und ich sind vorbeigefahren, weil sie nicht im Restaurant war. Wir glaubten mal nachsehen zu müssen, ob mit ihr alles in Ordnung ist.«

»Pearl hat Karen heute nachmittag gesehen. Körperlich scheint ihr nichts zu fehlen.«

Sam rollte den Teig auf einer mehlbestäubten Marmorplatte aus.

»Jetzt ist der Hund eh schon ins Wasser gefallen. Vielleicht ist es so das beste. Ich habe mit Josh drüber gesprochen. Er meint, sie sei viel zu jung, um ein Baby zu kriegen, und viel zu verrückt, um eine gute Mutter zu sein.«

Reuben legte Sam einen Arm um die Schulter. »Das ist wahrscheinlich richtig, aber sie hätte es ja zur Adoption freigeben können. Ich hätte es sogar aufgezogen, ganz egal, wer sein Vater gewesen wäre.«

Sam grinste. »Du und Pearl?«

Reuben drehte sich um. »Vielleicht.«

Der Junge konzentrierte sich wieder auf seine Tätigkeit. Der Teig war klebrig geworden. Er streute etwas Mehl darüber. »Stimmt zwischen euch etwas nicht?«

»Ich war letzte Nacht bei ihr.«

Sam sah seinen Vater etwas schräg an. »Ich weiß.«

»Karen kommt manchmal vor der Arbeit auf eine Tasse Kaffee bei Pearl vorbei. Zu der Zeit war ich immer schon verschwunden. Aber ich dachte, es wäre an der Zeit, ihr endlich klaren Wein einzuschenken, also kam ich nach unten. Karen war außer sich vor Wut und Empörung. Vielleicht war der Zeitpunkt nicht besonders gut gewählt.«

»Na wunderbar«, sagte Sam ohne Mitleid. »Sie fragt dich doch auch nicht um Erlaubnis, wenn sie sich von jemandem umlegen läßt, oder?«

»Sich umlegen läßt«, wiederholte Reuben. »Mußt du so ordinär reden?«

Sam lachte und schlug den Teig flach.

»Ordinär ist die richtige Bezeichnung für manche Leute, zum Beispiel für meine läufige kleine Schwester. Ihr Männergeschmack läßt zu wünschen übrig.«

»Das ist genau die Art Konversation, die ich immer mit meinen Kindern führen wollte.« Reuben gab dem Jungen einen Klaps und überließ ihn seinen Keksen. Er brauchte eine ausgiebige Dusche. Er wollte sauber werden.

❧ 5 ❧

Reuben kam kurz vor Sonnenuntergang zu Pearl. Er kam wieder zu Fuß, aber er war stocknüchtern.

Sie öffnete die Fliegentür, um ihn auf die Veranda zu lassen.

»Ich brauchte einen langen Spaziergang«, sagte er.

»Und? Hat's geholfen?«

»Ja.«

»Ich habe im Garten gearbeitet. Hat auch geholfen. Einen Eistee?«

Er nickte, und sie ging den Krug holen. Sie setzten sich nebeneinander auf das Liegebett, und er legte den Arm um sie.

»Ich habe Karen immer noch nicht zu sehen gekriegt. Ich hoffe, sie ist okay.«

»Ich glaube, wenn etwas nicht stimmen würde, hätte man es ihr heute morgen schon angemerkt.«

Ihre Worte schienen ihn eher zu beunruhigen. »Ich weiß nicht viel über Abtreibungen und mögliche Komplikationen.«

Als sie sagte: »Ich auch nicht«, schien ihn das zu erleichtern.

»Ich habe nachgedacht.«

»Und?«

»Du bist nicht ihre Mutter. Du hast schon viel zu viel für sie getan, als du den Diebstahl gedeckt hast. Ich will das jetzt gleich mit dir in Ordnung bringen. Wenn Karen es irgendwann einmal zurückzahlen kann, dann soll sie es mir geben.«

»Es hat doch keine Eile. Vielleicht sollte sie das Geld besser direkt an mich zurückzahlen, Reuben.«

Er dachte einen Moment nach, dann nickte er. »Ich verstehe. Egal, ich will jedenfalls, daß du mich heiratest. Dann bist du ihre Stiefmut-

ter, und wenn wieder so etwas passiert, dann wirst du mich einweihen müssen.«

Pearl kicherte. »Ist das dein einziger Grund?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich wollte dich nur aufziehen. Ich bete zu Gott, daß Karen aus dieser Geschichte gelernt hat.«

Seine Hände liebkosten ihre Brüste.

»Du lenkst mich ab«, beklagte sie sich. »Da kann ich nicht nachdenken.«

»Das ist der Sinn der Sache.« Er zog sie auf seinen Schoß.

»Aber wir müssen doch miteinander reden«, flüsterte sie.

»Später«, sagte er und trug sie nach oben. Aber später redeten sie auch nicht miteinander. Später schliefen sie ein.



Das Geräusch eines Automotors weckte sie auf. *Das ist nicht Karen* war ihr erster Gedanke. Sie lag immer noch in Reubens Armen. Auch er war schon wach. Er lag da und hielt sie fest.

»Das ist Davids Auto«, sagte er.

Natürlich. Sie sprang aus dem Bett und packte ihren Kimono. Während sie sich hineinfummelte, hatte sie das Gefühl, fliegen zu können, auf den Schwingen ihrer Angst einfach dahinschweben zu können.

»Was hat er um diese Zeit hier zu suchen?« wollte Reuben wissen.

»Keine Ahnung. Sei jetzt ruhig. Ich werde ihn schon wieder los.« Sie stolperte die hintere Treppe hinunter.

David kam gerade herein, nahm seine Sonnenbrille ab und setzte die Brille mit den klaren Gläsern auf. Er lächelte fröhlich und legte seine Arme um sie. Als sie versuchte, seinem Kuß auszuweichen, nahm er es als Neckerei und lachte. Sie wehrte sich heftiger. Plötzlich ließ er sie los und schaute an ihr vorbei. Sie drehte sich langsam um.

Reuben stand auf dem unteren Treppenabsatz und fädelt die Gürtelschnalle durch die Schlingen seiner Hose. Er ist heruntergekommen, dachte sie, um David zu zeigen, wie es um die Besitzverhältnisse steht, genau wie am Tag zuvor bei Karen, aber er hat natürlich keine Ahnung, daß auch David Ansprüche auf mich geltend macht. Ironisches Amüsement, vielleicht sogar ein bißchen persönlicher

Triumph machten in Reuben etwas anderem Platz, dunkleren Gefühlen, Vorsicht, Wut und Schmerz.

»Guten Morgen, David«, sagte er kühl. »Was hat das zu bedeuten?«

Die Szene hatten wir schon, dachte Pearl trübsinnig. Sie hat mir schon beim ersten Mal nicht besonders gefallen.

David schwieg zuerst still, dann sagte er ganz leise: »Pearl, das finde ich ziemlich ungezogen.«

Reuben trat schützend einen Schritt vor.

Pearl wich vor David zurück, aber sein Zugriff auf ihren Arm war kräftig und schmerzhaft.

»Wie lange geht das schon?« fragte David. »Seit Walters Tod?«

»Was geht dich das an?« schaltete Reuben sich ein.

Ärger blitzte in Davids Augen auf. »Mir streichelt sie auch die Eier, du Idiot.«

Reuben zuckte zusammen. »Pearl?«

Sie nickte.

»Warum?« flüsterte er.

»Nun«, sagte David, »wenn ich mal raten dürfte, dann würde ich sagen, weil sie eine unersättliche kleine Fickmaus ist, aber das ist vielleicht etwas hart. Sag mir, Pearl, was hat dich dazu gebracht, Reuben zu verführen? Die Herausforderung? Es muß so ähnlich wie das Erlegen eines Elches gewesen sein. Du hast mir immer noch nicht erzählt, wie lange du es schon mit uns beiden treibst.«

Sie wich vor beiden Männern einen Schritt zurück.

»Seit dem vierzehnten Juni, David«, sagte Reuben.

Jetzt war es an David, zusammenzuzucken. Dann lachte er verbittert auf.

Reuben wandte sich ihr zu. »Was ist zwischen euch beiden passiert, Pearl? Erzähl es mir, vielleicht kann ich es verstehen.«

»Da gibt's nichts zu verstehen«, sagte David. »Es war derselbe Tag, an dem sie auch mit mir angefangen hat. Muß ein großer Tag für dich gewesen sein, Pearl. Wann, Reuben, das würde ich gerne wissen. Es kann sich doch höchstens noch um Sekunden handeln.«

Mit einer so blitzschnellen Bewegung, daß David nicht den Hauch einer Chance hatte auszuweichen, schlug Reuben ihm auf den Mund.

David taumelte zurück gegen den Küchenschrank. Seine Brille fiel ihm von der Nase und landete auf der Arbeitsplatte .

Mit einem erschrockenen Aufschrei warf Pearl sich zwischen die beiden Männer.

David wischte sich über den Mund. Auf dem Handrücken blieb Blut zurück. Er packte sie an den Hüften und riß sie fest an sich.

Reuben langte an Pearl vorbei, um Davids Mund zu befühlen. David wich seiner Hand nicht aus.

»Es tut mir leid, David. Es tut mir so leid.«

David lachte wieder.

»Klar, Reuben, ich weiß, daß es dir leid tut. Aber was hat so ein kleiner Faustschlag unter Freunden schon für eine Bedeutung? Du bist in letzter Zeit überhaupt ziemlich gut darin, Leute übel zuzurichten. Aber ich vergebe dir. Du gehörst ja praktisch zur Familie. Hast meine Mutter gefickt, hast meine Pearl gefickt, vielleicht sollte ich jetzt noch deine Karen ficken.«

»Hör auf, David«, drohte Reuben.

Er hörte auf. Plötzlich entwich alle Spannung aus ihm, und er fiel in sich zusammen, wie eine Fahne an einem Fahnenmast in sich zusammenfällt, wenn der Wind aufhört zu blasen. Er atmete tief durch. Mit zittrigen Fingern hob er seine Brille auf, klappte sie zusammen und setzte die Sonnenbrille auf. Die Augen verschwanden hinter den glatten Flächen der Gläser.

»Wenn du ihr jetzt noch einen verpassen willst, dann bleibe ich, um zuzuschauen, sonst verschwinde ich jetzt.«

»Ich werde sie nicht schlagen«, sagte Reuben.

David nickte, drehte sich um und ging hinaus. Der Klang seines kleinen Autos, das vom Hof herunterschöß, fuhr wie ein Messer in das Schweigen zwischen Pearl und Reuben.

»Du solltest jetzt auch besser gehen.« Sie wollte an ihm vorbei, um zur Hintertreppe zu gehen.

Er packte ihren Arm. »Ich bin hier noch nicht ganz fertig. Wir sind noch nicht ganz fertig miteinander.«

Sein Griff um ihren Arm war unglaublich hart, so hart, wie David vorhin ihr Handgelenk gepackt hatte.

»Laß mich los.«

»Ich hätte es verstanden, wenn es einmal passiert wäre, weil du vielleicht angetrunken warst oder er dich verführt hat. Ich kenne David. Du wärst nicht die erste Frau, die er ins Bett gequatscht hat. Aber warum hast du so weitergemacht? Warum? Die Bumserei ist

schlimm genug, Pearl, aber die Verlogenheit, die Verlogenheit verstehe ich einfach nicht.«

»Nimm deine Hände weg von mir.«

Er tat es nicht. Er packte auch noch ihren anderen Arm und drückte sie rückwärts auf die Treppenstufen. Einen Oberschenkel zwängte er zwischen ihre Beine. Ihr Kimono öffnete sich. Langsam schob er sein Knie zwischen ihre Beine.

»Du hast ja keine Ahnung, was du da angerichtet hast«, sagte er leise. »Ich kann mit dem Schmerz fertigwerden. Aber David, der ist zerbrechlich. Der schlittert schon seit seinem zehnten Lebensjahr an der Grenze zum Selbstmord herum.«

»Deshalb hast du ihm wohl eine verpaßt. Weil du so besorgt um ihn bist.«

»Ich liebe David«, sagte Reuben. Er fuhr mit seinen Händen an ihren Armen herunter und umklammerte mit einer von ihnen ihre Handgelenke wie eine Handfessel. »Ich liebe ihn, wie ich meine eigenen Kinder liebe. Verstehst du das nicht, Pearl, es ist, als hättest du mit Sam geschlafen. Ich kannte David schon als Baby. Das sind jetzt zweiunddreißig Jahre, und dich gibt es seit zehn Wochen in meinem Leben.«

Sie zitterte und fühlte sich ebenso schuldig wie er, ohne eigentlich zu wissen warum. »Bitte, Reuben.«

»Erzähl mir davon.« Seine Stimme klang weich, einschmeichelnd. »Versuch es mir zu erklären. Irgendwie.«

Er stieß sie gegen die Treppenstufen. Es tat ihrem Rücken weh. Sie war zu erschöpft, um sich zu wehren. Er stieß sie noch härter gegen die hölzernen Kanten. Er war hart wie Stein, drückte ihr sein Geschlechtsteil gegen das Bein. David, dachte sie hysterisch, hätte nicht nur eine Erektion bekommen, er hätte sie längst gevögelt. Plötzlich ließ Reuben sie los, und sie brach auf der Treppe zusammen. Er taumelte zurück, dann ging er langsam an ihr vorbei die Treppe hoch.

Sie raffte ihren Kimono zusammen und folgte ihm nach oben.

Mit der Konzentration eines Mannes, der fürchtet, zu spät zur Arbeit zu kommen, zog er sich fertig an.

»Ich gehe David suchen«, sagte er. »Du wirst verstehen warum. Vielleicht solltest du besser mit mir kommen. Vielleicht brauche ich jemanden, der Hilfe holt.«

Die Eindringlichkeit seiner Stimme elektrisierte sie förmlich. Sie hielt sich nicht lange mit der Suche nach Unterwäsche auf, stieg direkt in ihre Jeans, zog ein T-Shirt über und schlüpfte in ihre Sandalen. Sie bemerkte, wie er ihr mit müdem Sarkasmus zusah. Plötzlich fiel ihr ein, was Sonny Lunt gesagt hatte.

»Er hat deine Winchester.«

»Was?«

»Sonny hat sie ihm gegeben, damit er sie dir zurückgeben sollte. Sonny hatte es immer wieder vergessen.«

Reuben schoß wie ein Blitz die Treppe hinunter. Im Vorbeilaufen schnappte er sich ihre Autoschlüssel vom Küchentisch.

Es war eine kurze, schnelle, spannungsgeladene Fahrt.

»Du bist ihm näher gekommen, als ich für möglich gehalten hätte.« Reuben verzog den Mund zu einem boshaften Grinsen. »In was für einer Verfassung war er, bevor das heute nacht passierte?«

»Letzte Woche ging es ihm besser. Davor hatte er so 'ne Art manische Phase.«

Dauids Auto stand auf der Zufahrt zum Haus. Die Fahrertür stand offen. Der Wagen war leer.

❧ 7 ❧

Das höhlenartige Wohnzimmer mit seiner zwei Stockwerke hohen Glaswand wirkte wie ein Aquarium, nur daß es anstelle von Wasser eine Fülle von Licht enthielt, in der die drei zu treiben schienen, stumm und gelähmt wie Fische. David hockte auf der Rückenlehne der Couch. Die Flinte wiegte er in seinen Armen. Die eine Hand hatte er am Abzug. Das dunkle, glänzende Holz des Schaftes hatte die Farbe von Pearls Haut. Obwohl Dauids Mund stark geschwollen war, blutete er nicht mehr. Er trug immer noch die Sonnenbrille, wie ein Blinder. Er schien einigermaßen ruhig und entspannt zu sein. Pearl und Reuben kamen gerade in das Wohnzimmer. »Hallo«, sagte David. »Lange nicht gesehen.« Reuben war sowohl freundlich als auch wachsam. »Hallo, David.«

»Pearl. Komm her zu mir, Baby. Du hast mir gefehlt.« Reuben hielt sie am Handgelenk fest, als sie seiner Aufforderung nachkommen wollte.

»Laß sie gehen, Reuben«, sagte David. Seine Stimme klang flach, die Augen waren hinter den spiegelnden Gläsern der Brille, die so dunkel waren wie das Wasser des Sees, nicht auszumachen. »Ich werde ihr nicht weh tun. Ich will überhaupt niemandem weh tun.«

Reuben sah David an, dann sie, dann ließ er sie los.

Sie durchquerte den Raum und ging zu David hinüber, der von der Rückenlehne der Couch herunterrutschte. Er ließ Reuben nicht aus den Augen, bis sie bei ihm angekommen war. Er umfaßte ihre Hüfte und zog sie an sich heran, bis ihr Kopf auf seiner Schulter ruhte.

»Wenn du mir die Wahrheit gesagt hättest, dann wäre alles in Ordnung gewesen. Ich bin doch gar nicht so schwierig.«

Sie hielt in vorsichtig in den Armen, so, als könnte er zerbrechen, wenn sie ihn loslassen würde. Seine linke Hand hielt immer noch das Gewehr umklammert. Seine Rechte hielt ihre Hüfte umklammert, hart und fest, so fest, daß es weh tat, aber sie unterdrückte einen Aufschrei, indem sie sich auf die Unterlippe biß. Er schob ihren Kopf in den Nacken, fand ihren Mund und küßte sie gierig. Sie schmeckte Blut und wußte, daß ihm der Kuß weh getan haben mußte.

Reuben tat einen Schritt auf sie zu.

David reagierte sofort, indem er sie von sich weg riß, ohne sie dabei loszulassen. »Bleib stehen, wo du bist, Reuben.«

Aus dem Augenwinkel nahm Pearl einen schwarzen Schatten wahr, der sich hinter der riesigen Glaswand bewegte, ohne daß sie genau erkennen konnte, was es war.

Ganz plötzlich riß David das Gewehr hoch und schubste Pearl von sich fort zu Reuben hinüber. Er wandte sich wie beiläufig der Glaswand zu und riß den Abzug durch. Das Gewehr donnerte los, riesige Flächen von Glas zeigten auf einmal, wie ein Blatt Papier vor einer Flamme eine Geheimschrift enthüllt, eine verschlungene, spitzenartige, blaugrüne Landkarte, namenlose Straßen, die zu namenlosen Orten führten, die in einem fremden Land lagen. Einen Moment lang hing das zerschmetterte Glas da, als gehöre es so, dann kam es herunter. Noch in dem Sekundenbruchteil, in dem die riesige Glaswand explodierte, hatte Reuben Pearl schon seitlich am Kopf gepackt und zu Boden gerissen, nur ganz entfernt nahm sie wahr, daß er sich über sie warf. Das volle Gewicht seines Körpers preßte ihr die Luft aus den Lungen. Das Donnern der Schrotflinte, die Auflösung der Wand, die sich wie ein Wasserfall anhörte, alles das wurde eins mit der

Wucht des riesigen Körpers, der auf ihr landete. Sie fühlte das Stechen von winzigen Glassplittern in Waden und Füßen und in dem einen Arm, der nicht unter seinem Körper begraben war. Für einen langen Augenblick fuhr ein Glasnagel auf sie herab wie ein Eisregen, der von einem ungestümen Sturm vor sich hergetrieben wird.

Dann war alles vorbei. Reuben erhob sich vorsichtig von ihr, und sie bekam wieder Luft. Sie faßte nach seinem Gesicht. Er schien einigermaßen heil davongekommen zu sein, obwohl er hier und da ein wenig blutete. Glassplitter funkelten böse aus seinen Haaren. Ganz vorsichtig, weil überall um sie Glas lag, halfen sie sich gegenseitig auf.

David lag da, gegen die Lehne der Couch gerollt. Er umklammerte noch immer das Gewehr. Auch er hatte kleine Schnitte und blutete, aber nicht schlimmer als Reuben. Langsam streckte er sich, richtete sich auf und sah sich in aller Ruhe um.

Die Mitte der Glaswand war verschwunden. Die Rahmen hielten nur noch Ecken ausgefranst, krakelierten Glases. Dahinter, auf der Sonnenterrasse, lag die streunende Jagdhündin wie ein zusammengeknülltes, schwarzes Fellbündel. Das Zimmer war jetzt zum See hin offen wie eine Veranda, das ganze Haus wirkte aufgeklappt, wie ein Puppenhaus, bei dem man die Wände entfernen kann. Der Duft nach Kiefern, Fichten und Schierlingstannen, nach dem ganzen grünen Wald, nach Erde, Wasser und sonnengetränkter Luft strömte herein.

Pearl glaubte, sich den metallenen Geschmack von Blut vorstellen zu müssen. Nach dem Höllenlärm war es plötzlich unnatürlich still. Der Knall des Gewehrs und das Zerbersten der Glaswand mußte über den ganzen See getragen worden sein.

David ließ das Gewehr sinken und fegte sich mit den Händen ab. »Das war doch ein Heidenspaß, oder?«

Auch Reuben schien es ziemlich amüsant zu finden.

Pearl fragte sich, wie sie sich mit zwei Verrückten hatte einlassen können.

David suchte sich einen Weg durch die Scherben und kam auf Reuben zu. »Tut mir leid. Um nichts in der Welt wollte ich dich verletzen.«

Er legte seine Arme um Reuben. Reuben seufzte, schloß die Augen und erwiderte Davids Umarmung. Einen Augenblick lang hielten die beiden Männer sich ganz fest.

Dann wandte David sich wieder Pearl zu. Er stupste ihr das Kinn nach oben und küßte sie sanft auf den Mund. Dieses Mal zuckte er unter dem Schmerz zusammen, dann lachte er.

Er ging zurück zur Couch, nahm das Gewehr und warf es Reuben zu. »Ich glaube, das gehört dir.«

Reuben fing es auf.

David lächelte ihnen beiden zu, dann ging er hinaus auf die Sonnenterrasse.

Pearl ließ dem Atem freien Lauf, von dem sie gar nicht mehr wußte, daß sie ihn angehalten hatte. Reuben zog sie ganz fest an sich heran. Für einen Augenblick, der ihr unendlich lang vorkam, blickte er sie nachdenklich an, als sehe er sie zum allerersten Mal, oder zum letzten Mal und wolle sich jede Einzelheit ihres Gesichts einprägen. Geistesabwesend zog er ihr ein paar Glassplitter aus den Haaren, dann küßte er sie, nicht minder leidenschaftlich, als David es getan hatte.

»Ich will ihn hier nicht alleine zurücklassen«, war sein erster Satz, nachdem er sich von ihr gelöst hatte. »Ich möchte gern, daß er eine Weile bei mir wohnt oder bei dir oder jemand anderem. Er darf nicht hierbleiben, in diesem Chaos, und er sollte nicht alleine sein.«

Sie nickte.

Aber als sie auf die Terrasse hinausgingen, war er nicht mehr da.

ZWANZIGSTES KAPITEL

❧ 1 ❧

Es war zu der blauen Stunde, wenn die frühmorgendlichen Angler schon aufgegeben haben und die Bootsfahrer und Wasserskienthusiasten noch bei einer Tasse Kaffee und ihrer Morgenzeitung sitzen. Es hatte nicht den Anschein, als wäre irgend jemand auf den Gewehrschuß und die zerberstende Glaswand aufmerksam geworden. Vielleicht hatten diejenigen, die es hörten, es für eine der Sprengungen gehalten, die man immer wieder mal hörte, wenn Leute es sich in den Kopf gesetzt hatten, ein neues Sommerhaus zu bauen oder die alten Hütten mit einem soliden Fundament zu versehen. Die Bäume schwankten rauschend in der leichten Brise, und das Wasser war ständig in Bewegung.

David kam aus dem Bootshaus und warf ein mit Spinnenweben überzogenes Kanu von einem verblichenen Blaßrosa auf das Wasser.

»David«, rief Reuben ihm zu und schwang sich über das Geländer der Terrasse.

Pearl lief hinter ihm her.

David sah sich nicht einmal um. Er warf ein Paddel in das Kanu und hievte sich selbst vom Wasser aus hinein. Er hatte das Kanu schon mit ein paar kraftvollen Zügen auf den See hinausgetrieben, als Reuben das Ufer erreichte.

Reuben blieb stehen, um seine Schuhe abzustreifen.

Pearl schüttelte ihre Sandalen ab, und gemeinsam tauchten sie ins Wasser ein. Das kalte Wasser schockierte sie und brannte an den vielen kleinen Schnitten, die von dem Glashagel herrührten, aber der damit verbundene Adrenalinstoß gab ihr doppelte Kraft. Das rauhe Wasser ließ jeden Schwimmzug zu einer maximalen Anstrengung werden.

Trotz ihrer Bemühungen blieb David ihnen voraus. Als er die Biegung erreichte, welche die Bucht, an der das Haus gebaut war, vom offenen See abtrennte, ließ er sein Paddel fallen und stand auf. Er sah sich nach ihnen um. Sie waren nur noch Meter von ihm entfernt. Sein Gesicht war ausdruckslos. Er nahm die Sonnenbrille ab und ließ sie

ungeschickt aus der Hand gleiten. Sie taumelte ins Wasser und verschwand. Für eine Sekunde vielleicht sah David hoch in das blendende Licht der Morgensonne, dann sprang er aus dem rosafarbenen Kanu ins Wasser, wobei der Rückstoß seiner Bewegung das Gefährt zum Kentern brachte. Er tauchte unter und kam nicht wieder an die Oberfläche.

Gemeinsam mit Reuben legte Pearl die letzten Meter bis zu der Stelle zurück, an der David verschwunden war. Sie füllte ihre Lungen mit Atemluft und tauchte ihm nach. Als ihre Augen sich an das Wasser gewöhnt hatten, konnte sie David unter sich erkennen. Er trieb ohne erkennbare Gegenwehr tiefer in das dunkle Wasser hinein wie eine Schneeflocke, die aus dem dunklen Nachthimmel taumelt. Reuben war näher dran, er tauchte ihm nach wie ein riesiger Raubvogel. Pearls Lungen begannen zu brennen, und sie strampelte an die Oberfläche zurück.

Sie sog die frische Atemluft in sich hinein und tauchte wieder unter. Es kostete wertvolle Sekunden, bis sie Reuben ausgemacht hatte, der versuchte, David an die Oberfläche zu ziehen. David strampelte weg von ihm, Reuben mußte ihn loslassen und zum Luftholen auftauchen. Sie schwamm hinter David her und legte ihm die Arme um die Brust.

Er strampelte immer noch, drehte sich dabei zu ihr um. Sein Gesicht war verzerrt vor Angst und Schrecken. Seine Hände fuhren ihr durchs Haar, dann schien er sie zu erkennen und griff nach ihr, zuerst nach ihrem Haarschopf, dann packte er sie um die Hüften. Ihr wurde klar, daß er versuchte, sie mit sich zu ziehen, wo immer er auch hinwollte. Sie brauchte dringend frische Atemluft, und sie fragte sich, wie David es überhaupt noch aushalten konnte. Es mußte außergewöhnliche Willensanstrengung sein, die ihn befähigte, dem Verlangen des Körpers nach Sauerstoff so lange zu widerstehen. Sie war sich nicht sicher, ob sie darauf warten könnte, daß er ohnmächtig werden würde.

Dann wurde sie von Reubens großen Händen befreit und zurück an die Oberfläche gebracht. Er blieb gerade so lange bei ihr, bis er gehört hatte, daß sie nach Luft schnappte, dann war er schon wieder verschwunden. Sie schwamm auf der Stelle und rief um Hilfe, obwohl sie weder Menschen noch Boote auf dem See entdecken konn-

te. Als sie die Lungen ausreichend mit Luft gefüllt hatte, folgte sie Reuben wieder nach unten.

Dieses Mal mußten sie beide an die Oberfläche zurückkehren, ohne David überhaupt gesehen zu haben. Aber ihre Hilferufe hatten etwas in Bewegung gebracht, auf einmal waren doch Boote auf dem Wasser, die auf sie zugefahren kamen und auf das umgekippte Kanu, das noch immer wenige Meter von ihnen entfernt auf der bewegten Wasseroberfläche auf und ab schaukelte. Sie stieß noch ein paar Schreie aus, um den Rettern eine bessere Orientierung zu geben, dann tauchte sie wieder unter.

Sie fand Reuben, aber keinen David. Sie berührten sich, gaben sich gegenseitig Signale und schauten sich verzweifelt nach einem Lebenszeichen von David um. Endlich sahen sie ihn, wie ein Geist trieb er viel tiefer unten, als sie bis dahin getaucht waren.

Er schwebte nur noch im Wasser, ohne jeglichen eigenen Antrieb. Pearl war ganz sicher, daß er nicht mehr bei Bewußtsein war. Seine Farbe hatte sich verändert. Er war wachsbleich und aufgequollen. Erst als sie ihm näher kam, merkte sie, daß sie sich geirrt hatte. Es war nicht David, der aussah wie eine Wasserleiche, er sah immer noch aus wie David, wie ein schlafender David.

Der bleiche, aufgequollene Teil von ihm war etwas, das sehr menschliche Umrisse hatte, das aber so leblos war wie ein Mannequin. Seine Arme und Beine waren in einer grotesken Umarmung mit Davids Gliedern verwickelt.

Pearl streckte die Hand aus und berührte dieses Etwas. Mondfarben und wächsern hatte es die Größe eines Kindes, aber in seiner Leblosigkeit wirkte es eher wie eine Puppe. Ein Gesicht war nicht zu erkennen, nur ein leerer, konturloser, fötaler Kopf, der aussah wie einer dieser merkwürdigen, knollenförmigen Köpfe tropischer Fische, die auf einem Hals hin und her schlottern, der zum größten Teil offen liegende Wirbelsäule ist, eine entwicklungsgeschichtliche Kuriosität, die mehr wie eine Karnevals-Kuriosität anmutet denn wie ein passendes Bausteinchen in der komplizierten Totalität des Darwinschen Universums.

Pearl begann das Bewußtsein zu verlieren, ihre Lungen verlangten brennend nach Atemluft. Auf einmal packten Davids Finger ihr Handgelenk und zogen sie mit hinein in seinen gespenstischen Tanz mit dieser fürchterlichen Gestalt. Die Augen hatte er jetzt geöffnet,

aber sie waren glasig wie die Augen eines Toten, sie schauten sie an, sahen sie aber nicht mehr, offene Brunnenlöcher, in die sie gegen ihren Willen hineingesogen zu werden drohte. Er war kalt, als sie ihn berührte, aber die Puppe in seinen Armen war noch viel kälter, sie war eisig und schuppig wie ein Fisch.

Strähnen von Pearls dunklem Haar, die durch das Wasser schwebten, verfangen sich an der schorfigen Oberfläche dieser bleichen Puppe. Voller Entsetzen kämpfte sie dagegen an, wie sie gegen David ankämpfte, um wieder freizukommen. Jede ihrer Bewegungen wurde durch das Gewicht des Wassers verlangsamt. Langsam verlor sie die Orientierung, den Sinn dafür, wo oben und wo unten war. Und dann war ihr, als hätte ein Eisberg ihr ein großes Loch in die Seite gerissen, hilflos schlingerte sie durch das eisige Wasser, alle Kraft hatte sie verlassen. Die Welt schien sich auf eine Bananenschale reduziert zu haben, auf die man sie gebettet hatte. Alle Angst, aller Schrecken, ja sogar der brennende Schmerz in ihrer Brust, sie waren wie weggeblasen. Sie empfand nichts mehr, außer Neugier und Erstaunen, Erstaunen darüber, daß sie keine Angst mehr hatte, daß auf einmal alles so einfach zu sein schien, und darüber, daß es eine so große Erleichterung war zu sterben.

Dann, ebenso plötzlich, war sie wieder frei. Reuben zog sie mit einer Hand an die Oberfläche. Sie sah, daß er David mit der anderen Hand am Hemdkragen hielt. David wehrte sich nicht mehr, er schien nicht mehr am Leben zu sein, aber trotzdem klammerte er sich immer noch an diesem furchtbaren Ding fest, oder das Ding klammerte sich an ihm fest, jedenfalls schwebte es mit ihm der Oberfläche entgegen. Pearl konnte es nicht vermeiden, mit ihm und mit David in Berührung zu kommen, als sie wie leere Hülzen an der Oberfläche auftauchten. Sie fühlte dabei einen Ekel, der ihr die Tränen in die Augen trieb. Die puppenhafte Gestalt kam kurz nach ihr an die Oberfläche und trieb im Wasser.

»Mein Gott«, hörte sie einen Mann schreien. »O mein Gott, schaut euch das an.«

Um sie herum hatten sich Boote versammelt, mit Menschen darin, die Hände nach ihnen ausstreckten, um ihnen zu helfen. Reuben übergab Davids Körper den kräftigen Armen von zwei Männern in einem großen Motorboot. Dann packte er sie, und sie wurde aus dem Wasser gezogen wie ein Fisch und neben David auf die Planken

geworfen. Sie schlüpfte unter ihn, um seinen Kopf in ihren Schoß legen zu können. Seine Lippen und seine Fingernägel waren blau. Voller Entsetzen starrte sie auf seine Brust, die sich weder hob noch senkte. Sekunden später kniete Reuben an ihrer Seite nieder. Mit den Fingerspitzen suchte er an Davids Hals nach dem Puls.

»Jagen Sie das Boot rüber zu Christophers Anleger«, sagte er zu einem der Retter. Die plötzliche, heftige Vorwärtsbewegung des Motorboots rüttelte sie durch. »Habt ihr Funk?« Sie hatten. »Rufen Sie den Rettungswagen zum Anleger.«

»Ich kann keinen Puls mehr finden«, sagte er zu Pearl. »Kennst du dich mit Mund-zu-Mund-Beatmung aus?«

»Nein.« Pearl schüttelte den Kopf.

Er beugte sich über Davids Kopf, als wenn er ihn küssen wollte. Dann wurde ihr klar, daß er ihm seinen Atem einhauchte. Sie erschrak, als Reuben das erstemal seine Faust ballte und David damit auf die Brust schlug. Es rührte sich nichts. Jedesmal, wenn er es tat, spürte sie selbst den Schlag, der durch Davids Körper auf sie übertragen wurde. Das Boot schoß über das Wasser. Die Knochen wurden ihr kräftig durchgeschüttelt. Sie zitterte plötzlich vor Kälte. Einer der beiden Männer legte ihr eine dünne Nylondecke über die Schultern.

Dann hatten sie den Anleger erreicht. Der eine Mann sprang auf die hölzernen Planken, während der andere Pearl hochhob und sie ihm hinüberreichte. Reuben blieb dort, wo er war, er versuchte verzweifelt, David ins Leben zurückzuholen. Von irgendwoher kam eine Frau und legte Pearl ihren Arm um die Schulter.

»Holt ein paar Woldecken«, rief die Frau. Pearl sah zu ihr hoch und erkannte Liv Russell, die Roscoe ihr im Restaurant einmal gezeigt hatte. Ihre unerschütterliche Ruhe hatte etwas sehr Tröstliches. Sie kam Pearl vor wie ein massiver Betonfeiler, nur viel, viel wärmer.

Pearl lehnte sich vor und zurück, um nur alles mitzukriegen, was um sie herum vorging. Einige der Boote waren ihnen ans Ufer gefolgt. Eine Menge Leute liefen schreiend und gestikulierend hin und her, andere standen nur da und hielten Maulaffen feil. Jemand kam mit Woldecken aus dem Haus. Liv Russell legte Pearl eine davon um die Schulter.

Ihre Haut brannte immer noch von der Kälte des Wassers und die Glieder waren ihr so schwer, daß sie das Gefühl hatte, sie könnten ihr abfallen. Ihr Fußgelenk schrie förmlich vor Schmerz.

»Was zum Teufel ist denn bloß passiert?« hörte sie jemanden sagen. »Die ganze verdammte Glaswand ist weggepustet.«

»Ich hab's gehört«, sagte eine andere Stimme. »Hab gedacht, es würde irgendwo gesprengt.«

Als sie auf den See hinausschaute, sah sie, daß die Boote, die ihnen nicht an Land gefolgt waren, sich in einem Kreis um die Stelle versammelt hatten, wo alles passiert war. Das rosa Kanu trieb immer noch überkopf im Wasser. Die Leute in den Booten zogen etwas aus dem Wasser. Sie wollte gar nicht sehen, was es war.

»Siehst du es?« fragte eine ihr unbekannte Stimme jemand anderen.

Die Antwort klang herzerreißend. »Jesus Christus, das kann doch nicht sein. Oder doch?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich dir das beantworten kann. Ich weiß nur, daß wir von jedem Kind, das während der letzten zwanzig Jahre in diesem See ertrunken ist, die Leiche gefunden haben. Es ist doch eine Leiche, oder?«

»Was sollte es denn sonst sein? Oh, heilige Mutter Gottes.«

»Hey«, rief Liv den beiden zu, »wollt ihr jetzt wohl endlich die Klappe halten?«

»Tut mir leid«, sagte einer von ihnen ziemlich beschämt.

Der Krankenwagen, dessen Sirene man schon aus der Ferne hatte herüberheulen hören, traf ein. Pearl erkannte Ansel Partridge hinter dem Lenkrad. Der Farmer kam schnaufend zu ihnen herüber.

»Soll ich dich ablösen, Reuben?«

Reuben winkte ab.

Jetzt ging alles sehr schnell. Ohne seine Bemühungen zu unterbrechen, hob Reuben David hoch und lief mit ihm vom Bootssteg zum Krankenwagen hinüber, als seien sie siamesische Zwillinge, die nur durch Reubens Herz und Lunge lebensfähig wären. Liv Russell stieß Pearl neben Ansel auf den Vordersitz des Krankenwagens. Pearl schloß die Augen, die hinteren Türen des Krankenwagens wurden zugeschlagen, die Sirene begann wieder, ihre schrillen Schreie auszustößen, und Ansel drückte das Gaspedal durch.

Sie ließ die Augen zu, aus Angst vor dem hohen Tempo, mit dem der Krankenwagen dahinraste. In weniger als einer Viertelstunde

hatten sie das Krankenhaus erreicht, ein Empfangskomitee in der üblichen grünen Krankenhaustracht stand schon um eine fahrbare Liege bereit. Irgend jemand stieß die großen Türen mit Aufschrift NOTAUFNAHME auf. Wie sie alle dort hineinströmten, hatte Pearl die Vorstellung, das Krankenhaus sauge sie in sich auf wie ein Magnet, der Metallspäne unwiderstehlich an sich zieht.

Als alle drinnen waren, verschwand Reuben mit David um eine Ecke. Pearl war völlig durcheinander und weinte, als man sie in ein leeres Untersuchungszimmer führte und sie dort sich selbst überließ, bis Ansel Partridge kam, noch mehr außer Atem, als sie ihn jemals gesehen hatte.

Ein paar Minuten später kam auch Reuben herein. Er nahm sie in seine Arme, und Ansel verschwand so plötzlich, als habe er sich in Luft aufgelöst.

»David?«

Reuben zog sie fest an sich. »Sie haben noch nicht aufgegeben.«

Es war ein dürftiger Trost, aber der einzige, den es für sie gab.

❧ 2 ❧

Reuben war ausgezehrt, nahe an der völligen Erschöpfung. Es ist ein hartes Stück Arbeit, für jemand anderen zu atmen, außer seinem eigenen noch ein zweites Herz in Bewegung zu halten, damit es saugen und pumpen und den Gezeitenwechsel des Blutstroms bewältigen kann. Jetzt, in diesem stillen Winkel, abseits des Krankenhausbetriebs, sie auf seinem Schoß haltend wie ein Vater sein Kind, fing er an zu erzählen. »Es war India.« Pearl zuckte zusammen. »Das kann doch nicht sein.«

»Es kann niemand anders sein. Wir haben damals den See eine Woche lang abgesucht, aber außer einem Turnschuh und ihrer Mütze haben wir nichts gefunden. Seitdem haben wir die Leiche jedes Opfers gefunden. Sie muß es sein.« Ihr liefen wieder die Tränen über die Wangen. Sie wußte schon gar nicht mehr, woher sie immer noch kamen.

Reuben streichelte ihr das Haar. »Noch etwas. India war Joes Tochter.«

Sie war völlig verblüfft. »Das Kind von Onkel Joe?«

Reuben lächelte. »Von deinem Onkel Joe. Ich habe nie mit jemandem darüber gesprochen, nicht einmal mit David. Sie war deine Cousine, Gussies Nichte. Wenn sie hier mehr Zeit verbracht hätte, wären sicher mehr Leute auf die Familienähnlichkeit gestoßen, aber Torie, ihre Mutter, ist während Indias Leben viel mit ihr durch die Gegend gereist. Die Leute hier hatten nie so recht die Gelegenheit, dieses typische Merkmal eurer Familie zu bemerken. Ich meine diesen kleinen Fleck auf der Iris.«

Er berührte ihren Wangenknochen unter dem Auge mit dem kleinen Fleck. »Dieser kleine, trübe Keil, der bei dir kupferfarben ist, war bei ihr golden. Aber die Stelle ist genau die gleiche, elf Uhr, wenn die Iris 'ne Uhr wäre. Gussie hatte diesen Fleck, und du hast ihn auch. Aber wie genau sehen sich die Menschen schon anderer Leute Kinder an? Vor allem, wenn das Kind nur ein Sommergast ist.«

»Also scheint dieses Merkmal sich nur bei den Frauen durchgesetzt zu haben, während die Männer es nur latent in sich tragen. Genau umgekehrt wie bei den Blutern. Und was ist mit David?« fragte sie.

Reuben schüttelte langsam den Kopf.

»Nein, nein. Ich könnte zwar nicht beschwören, daß David tatsächlich Guy Christophers Sohn ist, aber Joes ist er bestimmt nicht. Und auch nicht meiner. Nicht mein Blut. So frühreif war ich nicht. Aber er könnte natürlich ein untergeschobenes Kind sein.«

Sie schmiegte sich an ihn. Sie waren alle beide triefend naß, aber ihnen war nicht kalt. Die Wärme des menschlichen Körpers wird mehr als nur verdoppelt, wenn zwei Körper ganz nahe beieinander liegen. Das ist wohl die offensichtliche Ausnahme zu dem thermodynamischen Gesetz, welches besagt, daß aus einem System nicht mehr Energie entweichen kann, als eingespeist wurde.

»Ich weiß, wer India erschossen hat«, sagte er. »Ich habe es schon lange gewußt. Joes Frau Cora hat es getan, um sich an ihm und Torie zu rächen.«

»Weiß David davon?«

Reuben zuckte mit den Achseln. »Ich glaube nicht.«

»Jemand sollte es ihm erzählen.« sagte Pearl.

»Meinst du?«

»Mein Gott«, explodierte Pearl, »er hat in einer Welt gelebt, in der es offensichtlich möglich war, daß seine Schwester einfach so er-

mordet wurde, Reuben. Findest du nicht, daß für ihn alles leichter wäre, wenn er sich einen Reim darauf machen könnte?»

Reuben nickte. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Vielleicht würde es ihn lehren, seine Mutter zu hassen, weil sie India nicht davor bewahrt hat, Cora als Zielscheibe zu dienen.«

Pearl seufzte. »Vielleicht.«

Nach einem Augenblick des Schweigens sprach er weiter.

»Ich weiß, wie das zwischen Joe und Davids Mutter gewesen ist. Schließlich ist mir das gleiche widerfahren. Zu der Zeit hab ich nicht viel nach Gründen gefragt. Ich war ein kleiner, geiler Junge, der es mit einer Frau machte, die er für die erfahrenste Frau auf der ganzen Welt hielt. Sie verkörperte für mich alles das, was die Mädchen, die ich kannte, nicht hatten. Sie war weit rumgekommen, hatte alles gemacht, und das nicht nur einmal. Ich war nicht in der Lage, mich zu fragen, was sie daran finden konnte, einen ungeschickten, dummen Burschen umzulegen. Später dachte ich mir dann, ja nun, sie war halt Alkoholikerin, Saufen war die Hauptsache für sie, es war ihr egal, wen sie mitnahm, sie nahm die Männer einfach so mit ins Bett, weil sie besoffen war. Das war nicht gerade schmeichelhaft, weder für sie noch für mich, aber es schien die Wahrheit zu sein. Bevor ich mich fragen konnte, ob nicht vielleicht doch mehr dahinter steckte als nur eine betrunkene Vögelei, starb sie. Damals ging meine eigene Ehe schon in die Brüche wie die Fensterwand in Davids Haus.

Ich dachte mir, daß Torie vielleicht gar nicht nach Gesellschaft, Sex oder Liebe gesucht hatte, vielleicht hatte sie einfach nur versucht, mich zu Davids Vater zu machen. Nachdem es nun einmal passiert war.«

Pearl rollte sich an seiner Seite zusammen, lauschte dem Bumpen seines Herzens und dachte, daß, wenn es schon nicht die Wahrheit war, sie es doch eigentlich sein sollte.

Schließlich kam Dr. Hennessey herein.

»Reuben. Miß Dickenson. Er liegt im Koma. Wir haben ihn am Sauerstoffgerät einigermaßen stabilisieren können. Er hat eine gesunde Konstitution. Die Maschinen werden Lunge und Herz in Gang halten, für Jahrzehnte, wenn es sein muß, aber da sei der liebe Gott davor.« Er hatte das gesagt wie jemand, der zwei Finger kreuzt, um sich vor Vampiren zu schützen. »Ich habe gehört, ihr beiden habt ihn gerettet?«

Reuben nickte. »Wir haben es versucht.«

»Ihr habt euer Bestes getan. Die Mund-zu-Mund-Beatmung war sehr wichtig. Wie ist es dazu gekommen? Kann er nicht schwimmen? Oder war es ein Bootsunglück? Hat Alkohol eine Rolle gespielt?«

Reuben drückte heimlich Pearls Hand. »Er ist ein guter Schwimmer. Es war ein Selbstmordversuch.«

Der Doktor schwieg einen Moment lang. »Sind Sie sicher? Er ist ein durchtrainierter junger Mann, und es ist verdammt schwer für einen guten Schwimmer, sich selbst zu ertränken. Es gäbe sicherere Arten, sich umzubringen.«

»Es hatte einen bestimmten Sinn«, sagte Reuben, »aber das ist eine sehr lange Geschichte.«

Der Doktor nickte.

»War er entsprechend veranlagt? Hat er damit schon öfter gedroht?«

»Er war schon immer gefährdet, ja, und in letzter Zeit stand er unter großem Streß.«

»Okay.« Dr. Hennessey machte sich eine Notiz. »Gibt es eine Familie?«

Reuben schüttelte den Kopf. »Jedenfalls niemand, der ihm näher stünde als ich.«

»Okay. Ihr geht jetzt besser nach Hause und zieht euch trockene Klamotten an. Wie geht's euch beiden?«

»Wir sind nur naß«, sagte Reuben. »Und müde. Ich werde die Lady nach Hause bringen, dann komm ich wieder her.«

»Wenn Sie mögen. Wir können Sie aber auch anrufen, wenn eine Veränderung in seinem Zustand eintreten sollte. Um ehrlich zu sein, das könnte noch sehr sehr lange dauern. Unglücklicherweise sind es gerade die Gesunden und Kräftigen, die einen solchen Zustand oft viel zu lange überleben können.«

»Ich würde ihn gerne sehen«, sagte Pearl.

Dr. Hennessey nickte und führte sie einen Korridor entlang.

David lag in einem Raum voller Maschinen, er war die menschliche Komponente, derentwegen alle diese Geräte pumpten und piepsten. Schläuche führten in ihn hinein und wieder aus ihm heraus. Einen ganz besonders grausam aussehenden Schlauch hatte man ihm mitten in den Mund geschoben. Zuerst war er in die unheimlichen

Tiefen des Sees hinabgetaucht, jetzt lag er hier, an einem anderen unheimlichen Ort, an einem Ort mit erstickender, unmenschlicher Atmosphäre. Seine Hände wirkten nackt und zerbrechlich auf der weißen Krankenhauswäsche, umgeben von all diesen Maschinen. Sie legte ihre eigene, rechte Hand auf eine von ihnen. Sie fühlte sich beruhigend warm und lebendig an.

»Seine Kurve verläuft nicht ganz flach«, sagte Dr. Hennessey. »Theoretisch könnte er jederzeit aufwachen. Oder auch nicht.« Dann, plötzlich: »Sehen Sie sich das an!« Er riß ein Blatt Millimeterpapier aus einem der Überwachungsgeräte. »Deltawellen! Das gibt's doch nicht! Er träumt!« Der Arzt ging mit dem Stück Papier in der Hand hinaus, um sich mit einem Kollegen zu besprechen, der mehr Erfahrung bei der Auswertung solcher Kurven hatte.

Reuben brachte sie fort von diesem Ort. Ansel Partridge wartete draußen in der Zufahrt zur Notaufnahme auf sie. Reuben berichtete ihm, wie es um David stand, und Ansel verstaute sie beide auf den Beifahrersitzen seines Krankenwagens und brachte sie nach Hause.

In einem Zustand der Hyperbewußtheit beobachtete Pearl, wie das Band der Landstraße sich vor ihnen abrollte. Die Bäume, das Grünzeug, das rohe Felsgestein und der langweilige, formlose Straßenbelag, alles das drückte ihr in seiner materiellen Unnachgiebigkeit auf den Geist, es attackierte ihre Nase mit seinen Gerüchen nach Chlorophyll, staubiger Baumrinde, von der Sonne aufgeheiztem Teer. Sie fühlte sich, als hätte man ihr die Haut abgezogen, als würde das Sonnenlicht direkt auf ihre, jeglichen Schutzes durch Lider beraubten Augen fallen, sich in das Nervensystem bohren und es unter Strom setzen. Sie konnte sich nicht vorstellen, jemals wieder schlafen zu können.

❧ 3 ❧

Als sie am Restaurant vorbeifuhren, mußte Pearl erstaunt feststellen, daß es geöffnet war. Karens Plymouth stand auf dem Parkplatz gleich neben Roscoes kleinem Laster. Sie konnte nur darüber spekulieren, wie das zustande gekommen sein mochte.

Als sie bei ihrem Haus angekommen waren, schickte Reuben Ansel fort. Er sagte ihm, er würde zu Fuß zu seiner Garage gehen. Oben stellte er die Dusche an und zog ihr die nassen Kleider aus.

»Wir riechen beide nach dem See«, sagte er, »und gerade jetzt möchte ich lieber nicht danach riechen.«

Er kam mit ihr unter die Dusche, wusch ihr das Haar, obwohl sie durchaus selber dazu in der Lage gewesen wäre, und frottierte es ihr ab. Sie nahm seine nassen Sachen und steckte sie in die Waschmaschine, während er seine Dusche beendete.

Von ihrem Schlafzimmer aus führte er einige Telefongespräche. Mit Sam. Mit Jonesy. Mit Roscoe in Pearls Restaurant. Mit einigen anderen Leuten. Er bestellte jemanden, der das zerstörte Fenster mit Plastik verkleidete, um Wind und Regen den Zugang zum Haus zu verwehren, bis die Glasscheibe ersetzt sein würde. Eine Glaserfirma mußte beauftragt werden, die genauen Maße zu nehmen, damit die neue Glasscheibe bestellt und zugeschnitten werden konnte. Reuben sprach auch mit jemandem vom Büro des Sheriffs, anschließend mit einem Mann der Staatsanwaltschaft und einem Gerichtsmediziner in Augusta. Es war, als würde er ein Spinnennetz weben, an dem sie sich dann alle würden festklammern können.

Sie brachte ihm einen Becher Tee und ein Frühstück, das er zwischen den einzelnen Telefonaten gleich vom Tablett aß. Er aß sehr viel. Sie brachte ihm frischen Tee und einen ganzen Stapel Toastscheiben. Er rief auch noch mal das Krankenhaus an, aber Davids Zustand war nach wie vor unverändert. Er träumte noch immer.

»Ich habe Norris angerufen. Die Nummer stand auf deinem Notizblock. Er kommt mit der Nachmittagsmaschine aus Philadelphia. Josh und Sam werden ihn abholen.«

»Das wäre doch nicht nötig...«

»Dann bist du nicht alleine. Du wirst ihn brauchen.«

Seine Worte versetzten ihr einen Stich, denn man konnte aus ihnen heraushören, daß er nicht bei ihr sein würde. Sie fürchtete sich, direkt nachzufragen, was er damit meinte, statt dessen setzte sie die notwendigen, kleinen Tätigkeiten fort, hinter denen sich ihr Kummer gut verstecken ließ. Sie brachte ihm die trockenen Kleider, ordentlich zusammengelegt und aufeinander gestapelt.

Er hängte den Telefonhörer ein. Der Anblick seiner Kleider erinnerte ihn daran, daß er nackt war. Er mußte lachen. »Feigenblattsitzung.« Er klopfte das Bett zurecht, auf dem er saß und zog sie zu sich herunter. »Wie sind wir nur hierhergekommen, Pearl?«

Sie brauchte nicht zu antworten. Mund an Mund, Körper an Körper machten sie sich an die harte Arbeit, das Gefühl für die Liebe wiederzuerwecken, und das war die einzige Antwort, die zu artikulieren sie in der Lage waren. Er war so voller Zorn, und sie war so verzweifelt, daß sie dachte: Das ist es, danach kann nichts mehr kommen, und wir können auch nicht dahin zurück, wo wir vorher waren.

❧ 4 ❧

Heftiges Klopfen an der Hintertür schreckte sie auf. Sie hatten Besuch. Keiner von beiden hatte ein Auto kommen hören. Pearl schlüpfte in ihren Kimono und lief nach unten. Tom Clark und sein Partner Jeff Deluca standen auf der anderen Seite der Tür mit dem Fliegengitter.

»Miß Dickenson?« Tom Clark nahm seinen Hut ab. »Ist Reuben vielleicht noch bei Ihnen?«

Sie ließ die beiden ein. Reuben kam die Treppe herunter, sich das Hemd zuknöpfend. Sie drehte sich schnell um, damit niemand sah, daß sie sich das Lachen verbeißen mußte.

»Tom. Jeff.«

»Du hattest ja einen aufregenden Morgen«, sagte Deputy Clark.

Pearl, die einen roten Kopf bekommen hatte, hastete an den Männern vorbei und lief die hintere Treppe hoch.

Als sie wieder runterkam, hatten die beiden Deputies Kaffeetassen vor sich stehen und nahmen Reubens Aussage zu Protokoll. Sie wollten auch von ihr eine.

Reuben hatte ihnen erzählt, daß David am frühen Morgen in einem Zustand äußerster Verwirrung zu ihnen gekommen war. Sie fügte dem nichts hinzu. Er hatte sich weder zu der Szene geäußert, die stattgefunden hatte, noch zu dem Charakter ihrer Beziehungen zu David und zu ihm selbst, und irgendwie war Tom Clark auf Zehenspitzen um dieses Thema herumgeschlichen.

Dann drückte Tom Clark den Aus-Knopf seines Kassettenrecorders und seufzte. »Die Leiche ist unterwegs zum Gerichtsmediziner.«

Reuben legte einen Löffel neben seinem Kaffeebecher ab. »Glaubst du, daß es India ist, Tom?«

»Kann praktisch niemand anders sein.« Tom Clark schüttelte den Kopf. »Das ist die verrückteste Sache, die je passiert ist. Ich habe mit

Henry telefoniert. Henry ist der Gerichtsmediziner, Ma'am. Ferngespräch. Er ist nämlich im Westen und gräbt nach Dinosauriern. Das macht er jeden Sommer. Henry ist völlig aus dem Häuschen. Für seine Verhältnisse jedenfalls. Henry kann nämlich so leicht nichts aus der Ruhe bringen. Vielleicht sollte ich lieber sagen, er ist sehr interessiert. Er hat gesagt, er hätte früher schon mal einen Fall gehabt, da waren die Überreste fünfmal so alt wie diese hier. Offensichtlich ist ein tiefer, kalter, sauerstoffarmer See besser geeignet zur Konservierung von weicher Zellmasse als jeder Kühlschrank. Ich nehme an, daß sie sich irgendwo da unten verklemmt hatte, unter etwas großem, vielleicht einem Felsbrocken, und ganz plötzlich freigekommen ist, weiß der Teufel wodurch. Es kann natürlich sein, daß sie nicht mehr zweifelsfrei zu identifizieren ist.« Er stand sehr abrupt auf und packte seinen Kassettenrecorder. »Ich hoffe, daß David durchkommt. Vielleicht hat dann alles ein Ende. Vielleicht kann er es endlich akzeptieren, wenn er sie sicher auf dem Friedhof weiß.«

»Wenn er es je erfahren wird«, sagte Reuben.

❧ 5 ❧

Reuben verließ sie gleich nach den beiden Deputies. Er drängte sie, sich hinzulegen und zu schlafen. Sie wußte, daß er nicht im Ernst daran glaubte, daß sie seinem Rat folgen würde, und sie tat es auch nicht.

Sie ging gerade zur Tür hinaus, als das Telefon klingelte. Wie angewurzelt blieb sie stehen, ihr Mund wurde ganz trocken. Angsterfüllt ging sie zurück in die Küche und nahm den Hörer ab.

»Schwesterchen«, sagte Bobby. »Schwesterchen, ach Schwesterchen.«

»Bobby.« Ein Stein fiel ihr vom Herzen.

»Norris ist auf dem Weg zu dir. Ich dachte, das würde dich interessieren.«

»Danke. Und wie geht's dir?«

»Komm zurecht. Hast du Ärger, Schwesterchen?«

»Den üblichen.« Sie hatte keine Lust, große Erklärungen abzugeben.

»Du magst mir nicht davon erzählen, stimmt's? Norris hat mir erzählt, du hättest zwei Liebhaber. Und beide sind Weiße. Gibt's da oben keine Brüder, die gut genug für dich wären?«

»Keine *Brüder* hier oben, im Moment«, sagte sie kurz. »Außerdem pflege ich mir meine Männer nicht nach Hautfarbe auszusuchen. Falls du es vergessen haben solltest, ich habe mal einen *Bruder* geheiratet, und der war ein ganz großes Arschloch.«

»Das war er. Aber du willst ja da oben im Land des Weißbrots leben und Fleisch durch den Wolf dreh'n. Hast'n ganzes Bündel von teuren Collegeabschlüssen und bist glücklich, andere Leute bedienen zu dürfen.«

»Das ist ehrliche Arbeit, und ich tu sie gerne, Bobby. Wirst du es jemals in deinen Kopf kriegen, daß ich mir mein Leben nicht so einrichten werde, daß es deinen Vorstellungen vom Leben einer ›*politisch integren*‹ schwarzen Frau entspricht? Wer entscheidet denn eigentlich, was ›*politisch integer*‹ ist? Lincoln hat die Sklaven befreit, Bobby, willst du nicht endlich mal deinen Kopf von den Scheuklappen befreien?«

»Hör auf mit dem Mist, Schwester. Niemand von uns ist frei, Schwester, weder heute noch morgen.«

»Du sprichst für dich selbst, Bobby, nicht für mich.«

Er hatte schon aufgelegt.

Sie setzte sich hin, begrub ihr Gesicht in den Händen und weinte. Warum konnten sie nicht einmal wie normale Menschen miteinander reden? Sie putzte sich die Nase.

Natürlich war Bobby nicht ganz normal. Sie war es wahrscheinlich auch nicht. War nicht überhaupt das ganze Konzept von ›*Normalität*‹ eine Illusion? Bedeutete ›*normal*‹ sein nicht einfach ›*durchschnittlich*‹ sein, und wer war schon durchschnittlich? Durchschnittlichkeit war doch genau so ein Stereotyp wie ›*Uncle Tom*‹, ›*Tante Jemina*‹ und ›*Böser Schwarzer Mann*‹.

Einer der Gründe, weshalb sie ihre Arbeit so sehr mochte, war die Tatsache, daß im tagtäglichen Umgang mit ihren Kunden immer wieder der eine oder andere überraschende Charakterzug zutage trat. Sie erinnerte sich daran, wieviel Spaß es ihr gemacht hatte, als ein finster dreinschauender Holzfäller eines Tages spontan ein paar Strophen einer alten Ballade gesungen hatte. Es stellte sich heraus, daß er in der Gegend als Tenor bekannt war und oft zu kirchlichen Feiern

und Tanzveranstaltungen eingeladen wurde. Eine ältere Frau, Stützpfeiler der Kirchengemeinde und Mitglied in der Republikanischen Partei, blaustrümpfig und in Mieder gezwängt, bemerkte einmal ganz selbstverständlich, nachdem sie bei einem Gespräch das Wort ›Schwuler‹ aufgeschnappt hatte, daß sie mindestens ein homosexuelles Pärchen kannte, dem sie eher über den Weg trauen würde als neun von zehn ihrer Nachbarn. Und schließlich Evvie Bonneau, nach eigenem Geständnis eine Mörderin, die ihre Tage damit verbrachte, sich um herrenlose Tiere zu kümmern. Meistens stellen Menschen sich als ganz anders heraus, als man nach ihrem Aussehen oder ihren Lebensumständen angenommen hat.

Aber Bobby entsprach tatsächlich einem Stereotyp, nämlich dem eines verkrüppelten, drogensüchtigen Vietnamveteranen. Vielleicht wußte er es, vielleicht tat es verteufelt weh, in diese Schublade gesteckt zu werden. Es konnte nicht das Schicksal sein, das er sich einmal erhofft hatte. Sie merkte, daß sie dabei war, ein geistiges Rad zu schlagen, denn plötzlich fielen ihr noch andere Menschen ein, die das waren, was sie zu sein schienen. Reuben war ein sturer, oft einsilbiger, einfacher Mann vom Lande, der zwar fähig war, einen Mann zu Boden zu strecken, der seine Tochter mißhandelt hatte, aber unfähig, sein Bedürfnis nach Liebe einzugestehen, es sei denn, er hatte sich Mut angetrunken. David dagegen war ein städtischer Intellektueller, der in den Reichtum hineingeboren worden war, der es nicht nötig gehabt hatte, auch nur einen Tag seines bisherigen Lebens mit Arbeit zu verbringen, ein manisch-depressiver, bisexueller, selbstzerstörerischer Mensch – er entsprach genau dem Klischee eines Dichters. So wie Reuben tief drinnen ein Romantiker war, so lebte David ein sehr intensives körperliches Leben, und er war genauso besessen von diesem ländlichen Fleckchen Erde wie Reuben und wäre nie auf die Idee gekommen, ganz von hier wegzugehen. Und dann waren da die anderen. Roscoe war die meiste Zeit über der verkommene alte Säufer, als der er erschien, und trotzdem hatte er seinen Hund über alles geliebt und ihm nachgetrauert. Sonny Lunt war trotz seiner rauen Ritterlichkeit ein rüpelhafter Trunkenbold. Evvie Bonneau zögerte nicht, Tiere abzuschießen, wenn es nötig war, und trotzdem zog sie die ihr anvertrauten Kreaturen den Menschen vor.

Und was war mit ihr selber? Die Wahrheit war, daß sie immer dann, wenn sie sich in einer moralisch fragwürdigen Situation befunden hatte, den Dingen ihren Lauf gelassen hatte, daß sie nicht ein einziges Mal versucht hatte, etwas ins reine zu bringen. In den Augen von Barbara Bragg und vielleicht auch von anderen hatte sie genau der Vorstellung von der schwarzen Frau als der ewigen Hure entsprochen. Ihre Wahrnehmung von sich selber als einer mehr oder weniger normalen Frau mit einem gespaltenen Herzen, die von den Umständen überrumpelt worden war, würde den Barbaras dieser Welt niemals in den Kopf gehen. Wie oft hatte sie erklärt, daß sie nicht nach nebensächlichen Eigenschaften beurteilt werden wollte, nach ihrer Hautfarbe, ihrem Job oder nach den gedankenlosen Etikettierungen irgendwelcher Leute? Ihre Gedanken kehrten immer wieder zu Bobby zurück, der, genaugenommen, so wenig hatte, während es ihr doch eigentlich immer noch recht gut ging. Sie hatte ihre Gesundheit, ihre Kraft, die Beine, die sie vorwärts trugen.

Sie rief ihn noch einmal an.

»Bobby, ich wollte dir nur sagen, daß ich dich liebe.«

Es entstand eine lange Pause.

»Bobby?«

Er räusperte sich, und ihr wurde klar, daß er geweint hatte. »Okay, Schwesterchen. Ich liebe dich auch.«



Sie wusch sich das Gesicht, nahm zwei Aspirin und fuhr zum Restaurant. Als sie ankam, war das Mittagsgeschäft schon am Abflauen.

Karen stellte ein Tablett mit schmutzigem Geschirr ab und warf ihr die Arme um den Hals.

Ansel Partridge war gekommen und hatte sie über Davids Zustand informiert.

»Gut, daß ich noch einen alten Ersatzschlüssel hatte«, begrüßte Roscoe sie mit nervöser Herzlichkeit. »Jean und ich haben aufgemacht, war ja gar kein Problem, und dann haben wir Karen angerufen.«

»Sie sollten nicht hier sein. Sie hätten sich zu Hause ausruhen müssen«, schimpfte Jean, dann errötete sie über ihre Tollkühnheit und brach in nervöses Kichern aus.

»Ich könnte jetzt nicht stillsitzen, und wenn man mich auf den Barhocker zementieren würde.« Pearl umarmte sie kurz, aber liebevoll.

»Also, dann an die Arbeit«, gab Roscoe die Parole aus.

Nachdem sie das Restaurant für diesen Tag geschlossen hatte, fuhr sie zurück nach Greenspark. Davids Zustand war unverändert, aber sie durfte eine Weile bei ihm sitzen. Während der letzten Stunden schien er dünner und jünger geworden zu sein, als würden die Maschinen das Leben langsam aus ihm herausaugen, anstatt es ihm zu erhalten.

Beim Hinausgehen hielt sie Dr. Hennessey im Korridor an.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie, »aber wenn Sie einen Moment Zeit hätten, würde ich Ihnen gerne etwas erzählen, was Sie vielleicht wissen sollten. Jemand von Ihrem Personal hat einen Verstoß gegen die Schweigepflicht begangen.«

7

Reuben fuhr Liv Russells Pacer auf Davids Auffahrt und parkte ihn gleich neben dem Chevy Citation, den er ihr geliehen hatte.

Sie kam zur Tür, als er darauf zuing. In der Hand hielt sie einen großen Besen.

»Reuben«, sagte sie. »Wie geht's David?«

Er zuckte mit den Achseln. »Es ist noch alles offen.«

»Schlimm.« Sie ließ ihn eintreten.

Er gab ihr die Autoschlüssel.

»Danke. Bin froh, die alte Bombe wieder fahren zu dürfen.«

Sie gingen direkt ins Wohnzimmer. Vor einer Wand hatte sie einen großen Haufen Glassplitter zusammengefügt. Er funkelte und glitzerte, eine kristallene Wand, festgefroren im Moment des sich Überstürzens.

»Ich hoffe, ich habe die Splitter aus dem Sofa herausgesaugt. Der Staubsauger hörte sich ganz krank an, er gurgelte richtig.«

»Viel Arbeit«, sagte Reuben.

»Hat mir nichts ausgemacht. So hatte ich wenigstens das Gefühl, etwas zu tun.«

Er sah sie aufmerksam an. »Wie geht es dir, Liv?«

Sie lachte. »Du willst eine Antwort, so oder so, stimmt's, Reuben?«

Er lächelte und umarmte sie flüchtig. »Nein, du mußt mir natürlich nicht alles erzählen. Ich glaube, ich wollte nur sagen: Wenn ich was für dich tun kann, sag's mir. Ich will dir nichts aus der Nase ziehen, was du mir nicht erzählen willst.«

Als sie zu ihm hochsah, erkannte er das Glitzern von Tränen in ihren Augen, die auf einmal heftig zu zwinkern begannen. Er wurde sich der Wärme des Körpers bewußt, den er immer noch in seinen Armen hielt. Für einen Augenblick atmeten sie völlig synchron. Er hatte das Gefühl, in lauwarmem Wasser zu treiben. Plötzlich begehrte er sie, und dieses Begehren schmerzte, es schmerzte, als hätte man ihn von einem Moment zum anderen einer eisigen Kälte ausgesetzt.

Sie taumelte ein wenig zurück, aber es reichte aus, um die Gefühlsverbindung zu durchtrennen. Sie atmeten beide tief durch, dann lachte sie wieder.

»Du hast heute schon genug Menschen gerettet, Reuben. Du müßtest langsam müde sein.«

Er nickte. Das plötzliche Begehren, mit Liv zu schlafen, hatte ihn erschüttert. Aber auch das Zurückweichen, die Gewißheit, daß nichts dergleichen mehr passieren würde, waren ihm nicht geheuer, denn es konnte sich ebenso gut um Feigheit wie um Treue zu Pearl handeln. War es so zwischen Pearl und David passiert?

Aber es gab noch etwas anderes zu tun, eine Sache mußte er noch hinter sich bringen. Er sah sich im Raum um, überall, nur nicht in Livs Richtung.

»Ich dachte, ich sollte den toten Hund zu Evvie bringen, damit sie ihn begraben kann.«

Liz schaute verdutzt. »Welchen toten Hund?«

Reuben ging hinaus und sah auf der Terrasse nach. Er fand Flecken getrockneten Bluts und Fellbüschel, aber von dem Jagdhund war nichts mehr zu sehen.

»Hat David darauf geschossen?« fragte Liv.

Reuben nickte.

Liz erschauerte. »Ich bin heilfroh, wenn es ihm noch gelungen ist, sich von hier wegzuschleppen.«

❧ 8 ❧

Tom Clark und Jeff Deluca kamen ins Restaurant und zwängten sich in eine der Sitzcken. Karen näherte sich ihnen mit ihrem Notizblock in der Hand.

»Karen«, sagte Tom, »setz dich doch bitte einen Augenblick zu uns, ja?«

Sie zögerte eine Sekunde und sah fragend zu Pearl hinüber. Pearl nickte ihr zu.

Karen schlüpfte auf den Platz neben Jeff Deluca, der seine riesige Pranke auf seinen Hut legte und rot wurde.

»Jeff und ich, wir wollten dich fragen, ob du uns nicht ein bißchen dabei helfen könntest, dem Gesetz Geltung zu verschaffen«, sagte Deputy Clark.

Karen riß die Augen auf.

»Uns ist zu Ohren gekommen, daß ein paar von deinen Bekannten gedealt haben sollen«, fuhr der Deputy fort. »Magst du uns nicht helfen, einen solchen Deal zu fingieren?«

Karen schlug eine Hand vor den Mund.

»Wenn wir diese Burschen hinter Schloß und Riegel bringen können«, sagte Jeff Deluca mit leiser Stimme, »dann hätten sie nicht mehr viel Gelegenheit, deinem Vater und deinem Bruder Ärger zu machen.«

Karen seufzte. Sie drehte sich zu Pearl um. Pearl lächelte ihr aufmunternd zu. Das Mädchen atmete tief durch.

»Okay«, sagte sie.

❧ 9 ❧

Dr. Hennessey schaute auf der Schwesternstation vorbei, wo Debra Spearin gerade mit Schreibebeiten beschäftigt war.

»Mrs. Spearin«, sagte er, »wenn Sie bitte mit in mein Büro kommen würden. Ich habe mit Ihnen zu reden.«

Sie sah ihn fragend an.

»Es hat etwas mit der Schweigepflicht des medizinischen Personals zu tun«, erklärte er.

Sie starrte ihn einen Augenblick lang entgeistert an. Er drehte sich um und schickte sich an hinauszugehen. »In meinem Büro«, sagte er noch. Sie stand zögernd auf und folgte ihm.

Der Tag schlich sich langsam davon, als Pearl zu Hause ankam. Die Farben wurden blasser, und ein leichter Wind war aufgekommen. Sie rief Reuben an, aber es meldete sich nur ein besprochenes Tonband. Es machte sie nervös, auf Sam und Josh zu warten, die ihr Norris zurückbringen würden. Da fiel ihr etwas ein, was sie noch nicht getan hatte.

Sie fand das Päckchen, das sie beiseite gelegt hatte und machte zum zweiten Mal den Schwangerschaftstest. Das zweite Bläschen färbte sich auf der Stelle blau. Sie war also doch schwanger. Wie beim Befragen der Margeriten – ja, du bist, nein, du bist nicht – nur daß es sich statt der Blütenblätter um gelbe und blaue Bläschen handelte.

Der lange Sommertag brauchte lange, um sich zu verabschieden. Die Sonne ging gerade unter, als die Jungen und Norris endlich auf den Hof fuhren. Er hatte ihr Blumen mitgebracht, einen großen Strauß Gladiolen, lange Speere mit weißen, gelben und roten Blütenkelchen, die er einem Händler am Rande der Landstraße abgekauft hatte. Ihr Hals zog sich zusammen, und sie schniefte etwas, aber es gelang ihr, vor Sam und Josh das Weinen zu unterdrücken. Die beiden waren höflich genug, schnell zu verschwinden.

»Das Lustige ist, daß ich mir schon einen passenden Flug rausgesucht hatte. Ich wäre ohnehin morgen oder übermorgen gekommen. Bobby ist für den Moment wieder in Ordnung. Du mußt dir um ihn keine Sorgen machen. Ich habe mich so darauf gefreut, endlich wieder der Hitze in der Stadt zu entkommen«, sagte Norris.

Sie schenkte beiden kalten Tee ein und setzte sich mit Norris auf die Sonnenveranda. Sie schauten in den Abendhimmel. Der Tag mit seiner hellen Pracht verschwand, eine aufsteigende Flut aus Dunkelgrün und Schwarz stieß schmale Bänder von Lavendel und Gold über die Gratlinien der Berge, einer konkaven Glocke von dem noch dunklerem Blau und Schwarz entgegen, die sich langsam über dem ganzen Firmament schloß.

Langsam, sich immer wieder unterbrechend, erzählte sie Norris, was seit seiner Abreise passiert war. Den Arm um ihre Schultern gelegt, hörte er aufmerksam zu, sagte dabei kein Wort, schüttelte an der einen oder anderen Stelle höchstens mal den Kopf.

»Und«, schloß sie, indem sie sich den heikelsten Punkt für das Ende der Erzählung aufbewahrt hatte, wobei ihr ein Kloß wie aus Zement im Hals steckte, »ich bin schwanger.«

Wie ein erschrockener Truthahn warf Norris seinen großen, alten Kopf in den Nacken.

»Pearl«, platzte er heraus, »mußte das denn wirklich sein?«

Diese Bemerkung löste einen erneuten Dammbbruch aus, und sie war wütend auf sich selbst, daß ihr nichts Besseres einfiel, als sich wie ein Teenager in Tränen aufzulösen. »Ich glaube, der Sex macht die Menschen dumm.«

Norris drückte ihr die Hand. »Da könntest du ein wahres Wort gesprochen haben.«

Sie sprang auf, lief ins Badezimmer und wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser ab. Als sie zurückkam, hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen.

»Tut mir leid.«

»Es war ein harter Tag«, sagte Norris. »Ich nehme an, du hast keine Ahnung, welcher der beiden Kerle der Vater ist?«

Sie schüttelte den Kopf und tupfte sich die Augen ab.

»Und was wirst du jetzt tun?«

»Ins Bett gehen. Morgen wieder aufstehen und zur Arbeit gehen. Ich kann im Augenblick sowieso nichts machen.«

Er nickte. »Hat alles Zeit bis morgen. Ein langer Schlaf wäre jetzt das beste für dich.«

Erstaunlicherweise schlief sie tatsächlich einen tiefen, erschöpften Schlaf.

❧ 11 ❧

Das Bett bewegte sich unter ihr wie ein Boot im Wasser, das sich dem Wellengang anpassen muß. Reubens Gegenwart weckte sie auf, die Art, wie er Platz beanspruchte. Sie öffnete die Augen. Er saß auf der Bettkante, drehte eine alte Mütze zwischen den Fingern und beobachtete sie.

Draußen war es schon hell. Die Uhr zeigte halb sechs. Sie bedeckte den Mund mit dem Handrücken und gähnte. Es war schön, daß Reuben gekommen war.

Er streckte die Hand aus und berührte ihr Haar auf dem Kopfkissen. Sie spreizte die Finger ihrer rechten Hand über seinem Unterarm.

»Pearl«, sagte er mit sanfter Stimme, »wir sollten sofort mit dem ganzen Quatsch aufhören und heiraten.«

»Ich nehm dich beim Wort«, flüsterte sie.

Norris, der mit einem Becher Kaffee am Küchentisch saß, hörte ein lautes Männerlachen aus Pearls Schlafzimmer und lächelte. Er beugte sich vor und stellte das Radio an.

»Verdammt«, sagte er, »ich verstehe den Wetterbericht kaum noch. Ich glaube, ich werde langsam taub.«

Und er drehte das Radio so laut, daß er sicher sein konnte, von oben nichts mehr zu hören.

»... schon siebenzig Grad Fahrenheit«, verkündete eine Stimme mit breitem Yankee-Akzent, »und es wird jede Minute wärmer. Dabei sind es nur noch fünf Wochen bis zum ersten Frost, wenn man dem Bauernkalender Glauben schenken darf. Ist das nicht reizend?«

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Pearl verschloß die Perlenkette. Sie leuchtete prächtig auf der weichen, dunklen Haut ihres Halses. Sie überprüfte den Sitz des Kamms, mit dem sie das Haar hochgesteckt hatte, und zupfte ihr neues schwarzes Kleid zurecht. Das alte schwarze Kleid, das sie zu Gussies Beerdigung getragen hatte, hätte über ihren angeschwollenen und empfindlichen Brüsten und dem langsam größer werdenden Hügel ihres Bauches gespannt. Als sie aus dem Schlafzimmerfenster schaute, sah sie den kleinen, gelben Schaufelbagger auf dem Friedhof.

Norris schnalzte anerkennend mit der Zunge, als sie herunterkam, und Bobby in seinem Rollstuhl gab ihr einen Klaps auf den Hintern. Sie blies ihnen beiden Küsse zu und eilte hinaus, über die Rasenfläche hinweg zu den Ulmen, deren Blätter bereits gelb wurden. Es machte sie traurig, daß die Blätter von einigen dieser alten Riesen zum allerletzten Mal vertrocknen würden. Sie blieb in ihrem Schatten stehen und beobachtete Reuben, der in Hemdsärmeln die Greifarme des Baggers betätigte. Sie zerrten gerade an den weiter auslaufenden Wurzeln des Busches weißer Rosen, die sich nicht ohne Widerstand aus der Erde reißen lassen wollten. Er sah zu ihr hinüber, sein Lächeln schien von weit her zu kommen, seine Gedanken waren bei dem Loch, das er aushob und bei dem, für den er es tat.

Sie lehnte sich gegen den Stamm einer der alten Ulmen zurück und verschränkte die Arme unter der neugewonnenen Fülle ihrer Brüste. Der Rosenbusch erzitterte unter den Bemühungen des Baggers. Ein paar Wurzelstränge lagen schon an der Oberfläche, dick wie Kabel, und selbst die dünneren von ihnen wirkten noch so stabil wie Draht. Die Rosen waren natürlich schon lange verblüht, ihre Hagebutten wirkten wie Blutstropfen zwischen den grünen Blättern und den winzigen Dornen.

Als Reuben fertig war, parkte er die Maschine im Schatten an der Friedhofsmauer und stieg herunter.

Sie ging zu dem Loch, das er zwischen den Parzellen der Nevers und der Christophers gegraben hatte.

Er sah auf die Uhr, rollte seine Hemdsärmel herunter, zog sein Jackett an und zog aus einer der Seitentaschen eine Krawatte hervor. Er

bog den Hemdskragen hoch und band sich die Krawatte um den Hals. Sie zog den Kragen wieder herunter und strich ihn glatt.

»Okay?«

»Okay.«

»Der Wagen vom Beerdigungsinstitut sollte bald hier sein.«

»Ich weiß. Nur keine Sorge. Er kommt noch früh genug.«

Hand in Hand schlenderten sie über den Friedhof und schauten sich die Grabsteine an.

Der lange, schwarze Cadillac-Leichenwagen glitt leise auf das Friedhofsgelände und kam den Hügel herauf auf sie zu. Er hielt an, und der Totenbestatter stieg aus. Reuben unterhielt sich mit ihm, zusammen inspizierten sie die Grube, und der Aufzug wurde so eingerichtet, daß der Sarg später ungehindert hinuntergelassen werden konnte.

»Eine wahrhaft große Tragödie«, sagte der Leichenbestatter.

Andere Fahrzeuge kamen die Auffahrt oder fuhren zu Pearls Auffahrt, um dort zu parken. Karen, bleich und eingefallen, kam zusammen mit Sam und Josh, die verlegen an ihren Krawatten zupften.

Roscoe war von seinem letzten Saufgelage noch etwas zittrig. Jean McKenzie, nervös und flatterhaft wie immer, drückte sich ein feuchtes Taschentuch gegen die Nase. Evvie Bonneau hatte ihre Uniform angelegt. Sonny Lunt war da, zusammen mit Lurch Mullins. Ansel Partridge und seine Töchter machten feierliche Gesichter und dufteten nach Pferdemit.

Norris kam aus dem Haus. Sein kahler Kopf glänzte in der Herbstsonne. Reuben sah wieder auf seine Uhr und drückte Pearls Hand. Mit den Fingerspitzen rückte er den goldenen Ring auf dem Mittelfinger der rechten Hand zurecht und fuhr schüchtern an seiner Krümmung entlang.